A 5242 F

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

28. JAHRGANG, MÄRZ 1992, HEFT 1

ADELHEID VON SALDERN: Parteizentren und Parteiprovinzen. Zentralisierungs- und Hierarchisierungstendenzen innerhalb der Wilhelminischen SPD

FRANZ WALTER: Thüringen — einst Hochburg der sozialistischen Arbeiterbewegung?

EDGAR WOLFRUM: „In der französischen Zone ist der Teufel los". Die Sozialistische Partei von 1946 und ihr überkommenes Zerrbild

SIEGFRIED HEIMANN: Die Vereinigung der Freunde für Religion und Völkerfrieden (August Bleier, 1892–1958)

DETLEV BRUNNER: Das Sozialwissenschaftliche Archiv in Berlin. Ein Beitrag zur Geschichte der „Sammlung Universität Frankfurt"

CHRISTIAN RIECHERS: Causa finita oder von Paris dazulernen? Überlegungen zu einer kritischen Gesamtausgabe der „Gefängnishefte" Antonio Gramscis

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONS-VORHABEN • TAGUNGSBERICHTE
NEUE LITERATUR

Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft

93 Arnd Bauerkämper
Die "radikale Rechte" in Großbritannien
Nationalistische, antisemitische und faschistische Bewegungen vom späten 19. Jahrhundert bis 1945. 1991. 383 Seiten, kartoniert DM 68,–. ISBN 3-525-35756-7

94 Walter Rummel · Bauern, Herren und Hexen
Studien zur Sozialgeschichte sponheimischer und kurtrierischer Hexenprozesse 1574–1664. 1991. 424 Seiten mit 1 Karte, kartoniert DM 58,–. ISBN 3-525-35757-5

95 Marlene Ellerkamp
Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht
Zu den sozialen Kosten der Industrialisierung: Bremer Textilarbeiterinnen 1870–1914. 1991. 343 Seiten mit 26 Tabellen im Text und 8 Tabellen im Anhang, kartoniert DM 58,–. ISBN 3-525-35758-3

96 Frank-Michael Kuhlemann
Modernisierung und Disziplinierung
Sozialgeschichte des preußischen Volksschulwesens 1794–1872. 1992. Ca. 472 Seiten mit 7 Tabellen, kartoniert ca. DM 78,–. ISBN 3-525-35759-1

97 Brigitte Kerchner · Beruf und Geschlecht
Frauenberufsverbände in Deutschland 1848–1908. 1992. Ca. 376 Seiten mit 6 Tabellen, kartoniert ca. DM 58,–. ISBN 3-525-35760-5

V&R Vandenhoeck & Ruprecht

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

ADELHEID VON SALDERN: Parteizentren und Parteiprovinzen. Zentralisierungs- und Hierarchisierungstendenzen innerhalb der Wilhelminischen SPD ..... S. 1

FRANZ WALTER: Thüringen — einst Hochburg der sozialistischen Arbeiterbewegung? ..... S. 21

EDGAR WOLFRUM: ,,In der französischen Zone ist der Teufel los". Die Sozialistische Partei von 1946 und ihr überkommenes Zerrbild ..... S. 39

SIEGFRIED HEIMANN: Die Vereinigung der Freunde für Religion und Völkerfrieden (August Bleier; 1892–1958) ..... S. 52

DETLEV BRUNNER: Das Sozialwissenschaftliche Archiv in Berlin. Ein Beitrag zur Geschichte der ,,Sammlung Universität Frankfurt" ..... S. 62

CHRISTIAN RIECHERS: Causa finita oder von Paris dazulernen? Überlegungen zu einer kritischen Gesamtausgabe der ,,Gefängnishefte" Antonio Gramscis ..... S. 77

KLAUS WEINHAUER: Soziale Bewegungen und Sozialismus im 20. Jahrhundert. Eine internationale Tagung der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts ..... S. 86

MARKUS WEHNER: ,,Weiße Flecken" in der Geschichte des Weltkommunismus — stalinistischer Terror und ,,Säuberungen" in den kommunistischen Parteien seit den dreißiger Jahren. Tagungsbericht zum Internationalen wissenschaftlichen Symposion an der Universität Mannheim vom 22. bis 25. Februar 1992 ..... S. 92

THOMAS FRANZ UND JAN MERK: Geheimdienste und Politische Polizei in der modernen Gesellschaft. Ein Tagungsbericht ..... S. 97

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (90). Bearbeitet von Franz Jean Frohn ..... S. 103

NEUE LITERATUR
Bibliographie zur Geschichte der demokratischen Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850. Hrsg. von Helmut Reinalter, Frankfurt a.M. u.a. 1990 *(Rüdiger Hachtmann)* ..... S. 119

1/92
März

M.d.R. — Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung. Eine biographische Dokumentation. Hrsg. und eingel. von Martin Schumacher, Düsseldorf 1991 *(Ulrich Eumann)* ..... S. 119

Emil Julius Gumbel, Auf der Suche nach Wahrheit. Ausgewählte Schriften. Versehen mit einem Essay von Annette Vogt, Berlin 1991 *(Hans Münch)* ..... S. 120

Geoff Eley, Wilhelminismus, Nationalismus, Faschismus. Zur historischen Kontinuität in Deutschland, Münster 1991 *(Rainer Schaefer)* ..... S. 121

Ulrike Brummert, L'universel et le particulier dans la pensée de Jean Jaurès. Fondements théoriques et analyse politique du fait occitain, Tübingen 1990 *(Agnes Blänsdorf)* ..... S. 122

Helmut Damerius, Unter falscher Anschuldigung. 18 Jahre in Taiga und Steppe, Berlin und Weimar 1990 *(Herbert Crüger)* ..... S. 123

Karl Heinz Jahnke, Ein ungewöhnliches Leben: Bruno Dubber (1910–1944), Hamburg 1990 *(Ulrich Mählert)* ..... S. 124

Christian Jansen, Emil Julius Gumbel. Portrait eines Zivilisten, Heidelberg 1991 *(Otmar Jung)* ..... S. 125

László Sziklai, Georg Lukács und seine Zeit. 1930–1945, Berlin/DDR und Weimar 1990 *(Karl Lauschke)* ..... S. 128

Austen Morgan, J. Ramsay MacDonald, Manchester 1987;
Stephen R. Ward, James Ramsay MacDonald. Low Born Among the High Brows, New York u.a. 1990 *(Helga Woggon)* ..... S. 129

Babette Gross, Willi Münzenberg. Eine politische Biographie, Leipzig 1991;
Harald Wessel, Münzenbergs Ende. Ein deutscher Kommunist im Widerstand gegen Hitler und Stalin. Die Jahre 1933 bis 1940, Berlin 1991 *(Kurt Schilde)* ..... S. 130

Aufbruch nach Amerika. Die Auswanderungswelle von 1816/17. Hrsg. von Günter Moltmann. Neuausgabe, Stuttgart 1989 *(Helmut Berding)* ..... S. 132

Arbeiter im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Klaus Tenfelde, Stuttgart 1991 *(Christiane Eifert)* ..... S. 132

Friedrich-Martin Balzer, Miszellen zur Geschichte des deutschen Protestantismus. „Gegen den Strom", Marburg a.d.L. 1990 *(Jochen-Christoph Kaiser)* ..... S. 136

Renate Martens, Das Dilemma des technischen Fortschritts.
Metallarbeitergewerkschaften und technologisch-arbeitsorganisatorischer Wandel
im Maschinenbau bis 1914, Wiesbaden 1989 *(Karl Lauschke)* ..... S. 137

Michael Ruck, Gewerkschaften, Staat, Unternehmer. Die Gewerkschaften
im sozialen und politischen Kräftefeld 1914 bis 1933, Köln 1990
(David E. Barclay) ..... S. 138

Dorit-Maria Krenn, Die christliche Arbeiterbewegung in Bayern vom
Ersten Weltkrieg bis 1933, Mainz 1991 *(Dirk H. Müller)* ..... S. 139

Wolfgang Wulf und Gerd Steinbacher, Geschichte und Praxis der
Bildungsvereinigung Arbeit und Leben in Oldenburg, Oldenburg 1989
(Wolfgang Stelljes) ..... S. 141

„. . . die SPD aber aufgehört hat zu existieren". Sozialdemokraten unter
sowjetischer Besatzung. Hrsg. von Beatrix W. Bouvier und Horst-Peter Schulz
Bonn 1991 *(Thomas Franz)* ..... S. 141

Hermann Beyer-Thoma, Kommunisten und Sozialdemokraten in Finnland
1944–1948, Wiesbaden 1990 *(Ralf Kessler)* ..... S. 142

Dagmar Kift, Arbeiterkultur im gesellschaftlichen Konflikt.
Die englische Music Hall im 19. Jahrhundert, Essen 1991
(Ulrich Wyrwa) ..... S. 144

Ulrike Weber-Felber, Wege aus der Krise. Gewerkschaften und Wirtschaftspolitik
in der Ersten Republik, Wien und Zürich 1990 *(Rainer Schaefer)* ..... S. 144

George Esenwein, Anarchist Ideology and the Working-Class Movement in Spain,
1868–1898, Berkeley u.a. 1989;
Jaques Maurice, El Anarquismo Andaluz. Campesinos y sindicalistas,
1868–1936, Barcelona 1990;
Benjamin Martin, The Agony of Modernization. Labor and Industrialization
in Spain, Ithaca, N Y 1990 *(Reiner Tosstorff)* ..... S. 146

WISSENSCHAFTLICHE MTTEILUNGEN ..... S. 149

PROJEKTFRAGEBOGEN ..... S. 159

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Detlev Brunner, Dr. phil., Historiker, Emser Str. 20, W–1000 Berlin 44.

Thomas Franz, Diplomand am Fachbereich Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin, Kaiser-Friedrich-Str. 37, W–1000 Berlin 12.

Siegfried Heimann, Dr. phil., Menckenstr. 10, W–1000 Berlin 41.

Jan Merk, Student am Institut für Geschichtswissenschaft der Technischen Universität Berlin, Berlinickestr. 15, W–1000 Berlin 41.

Christian Riechers, Dr. phil., Professor am Institut für Politikwissenschaft der Universität Hannover, Bessemer Str. 5, W–3000 Hannover.

Adelheid von Saldern, Dr. phil., Professorin für Neuere Geschichte am Historischen Seminar der Universität Hannover, Am Schneiderberg 50, W–3000 Hannover.

Franz Walter, Dr. disc. pol., Akademischer Rat am Seminar für Politikwissenschaft der Universität Göttingen, Platz der Göttinger Sieben 3, W–3400 Göttingen.

Markus Wehner, Student am Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin, Soldiner Str. 112, W–1000 Berlin 65.

Klaus Weinhauer, Dr. phil., Mitarbeiter der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Schanzenstr. 75–77, W–2000 Hamburg 30.

Edgar Wolfrum, Dr. phil., Förderungsreferent bei der Volkswagen-Stiftung, W–3000 Hannover, Kastanienallee 35, und Lehrbeauftragter am Historischen Seminar der Universität Hannover.

Zur Sonne, zur Freiheit ...

Eine Historische Tourismusforschung ist erst im Entstehen begriffen. Der Band will hierzu einen Einstieg liefern; er versammelt Beiträge von Wissenschaftlern verschiedener Fachrichtungen und von Praktikern aus der Tourismusbranche. Den thematischen Schwerpunkt bildet der Arbeitertourismus in der Zwischenkriegszeit.

Aus dem Inhalt:
- Zur Geschichte der Reiseführerliteratur (W. Günter; A.W. Hinrichsen)
- Arbeiterkultur und -tourismus im Kaiserreich (W. Bagger)
- Arbeiterkultur und -tourismus in der Weimarer Republik (Ch. Keitz; H. Krumbholz; E. Hobusch)
- "Kraft durch Freude"-Reisen (H. Spode; A. Steinecke)
- Entwicklungsstadien des Tourismus in der BRD (H.-W. Prahl)
- Zur Geschichte der Ferienarchitektur (F.A. Wagner)
- Regionalgeschichte der Reise an den Bodensee (W. Trapp)
- Konstanten des Fremdenverkehrs-Marketing in Bayern (W. Stelzle)

Zur Sonne, zur Freiheit! Beiträge zur Tourismusgeschichte, hrsg. v. Hasso Spode
Berichte und Materialien Nr. 11
160 S., ISBN 3-928077-10-4

Subskriptionspreis: 29,80 DM (bis 31.5.1992) • Verkaufspreis ab 1.6.1992: 36,80 DM

Verlag für universitäre Kommunikation
Argentinische Allee 37d
W-1000 Berlin 37

IWK Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

ÄLTERE IWK-HEFTE BILLIGER

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich H. 4/1987 beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,- bzw. DM 20,- pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

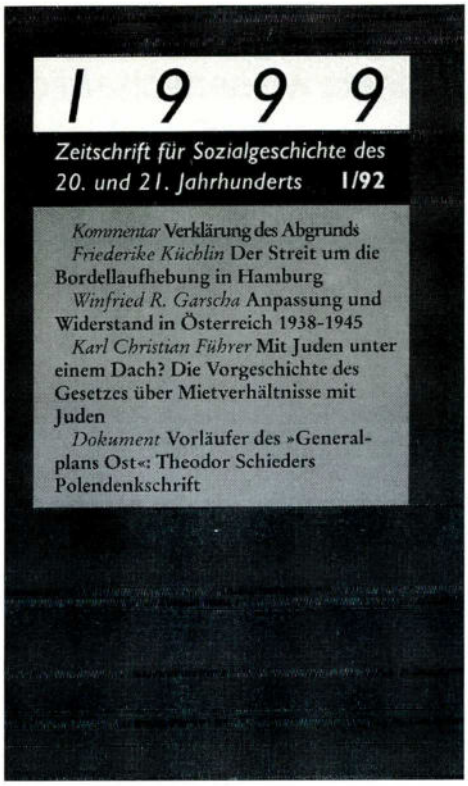
Folgende Hefte sind noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967); H. 7 (Dez. 1968); H. 8 (Juni 1969); H. 14 (Dez. 1971);
H. 15 (Apr. 1972); H. 16 (Aug. 1972); H. 17 (Dez. 1972); H. 18 (Apr. 1973);
H. 19/20 (Dez. 1973);
Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977) komplett H. 1.—4;
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4;
Jg. 15 (1979) — Jg. 23 (1987) komplett H. 1—4.

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Historische Kommission zu Berlin
IWK-Redaktion
Kirchweg 33
W-1000 Berlin 38

Telefon: 030/816 001 41 **Telefax: 030/816 001 34**



Die Zeitschrift erscheint seit Herbst 1986 vierteljährlich, hat einen durchschnittlichen Umfang von 160 Seiten und bringt Kommentare, Dokumente, Diskussionen und Forschungsergebnisse zur Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts. Ursprünglich aus den »Mitteilungen der Dokumentationsstelle zur NS-Sozialpolitik« hervorgegangen, hat die **1999** seit der Gründung ihr Themenspektrum über den Bereich nationalsozialistischer Gesundheits- und Sozialpolitik hinaus erheblich erweitert. Mit der Veröffentlichung unbekannter Dokumente und kritischer Zeitgespräche stellt sie sich bewußt in die Tradition der Gegeninformation und ist für Außenseiter und Basishistoriker ebenso offen, wie für Repräsentanten des Fachs. Ein Netz von Auslandskorrespondenten sorgt dafür, daß Provinzialität nicht aufkommt und wichtige Lernprozesse der historiographischen Community auch entlegenerer Sprachen zur Kenntnis genommen werden.

»Eine Sozialgeschichte der Zukunft« *(Die Tageszeitung)*
»Eine wichtige, interessante und auch spannende Lektüre – ein gelungener Wurf.« *(NDR)*
»Ein nützliches Hilfsmittel für all jene, die ihre Augen angesichts der für die heutige Gesellschaft relevanten historischen Realitäten nicht verschließen wollen.« *(Psyche)*

Fordern Sie ein kostenloses Probeexemplar an!

Sachsenring 2-4 5000 Köln 1
VOLKSBLATT VERLAG
Tel. 0221 / 31 70 87 Fax 31 47 11

international review of social history

The *International Review of Social History* is edited by the International Institute of Social History in Amsterdam, and appears three times a year. Since its inception in 1956 it has become the leading journal on the history of social classes and social relations, the European labour movement occupying a preponderant place.

Each issue of about 130 pages provides articles and studies by experts of international standing. As a special feature, entitled ''Documents'', the journal carries hitherto unpublished source materials, for which it can draw on the rich collections of the International Institute of Social History. Moreover, each issue includes a comprehensive descriptive bibliography of current literature on social history and related themes. Also, the section ''News of the Profession'' provides the latest developments in the study and scholarship of social history. Articles are written in English, German and French.

Some of the topics published in Vol. XXXVI-1991:

FRIEDRICH LENGER: *The artisanal phase of the labour movement in France, England, Germany and the United States*
DEREK MATTHEWS: *New views on the New Unionism*
HELGA SCHULTZ: *Social differences in mortality in the eighteenth century: an analysis of the Berlin Church Registers*
RICHARD PRICE: *The future of British Labour History*
ANGEL SMITH: *Social conflict and trade-union organisation in the Catalan Textile Industry, 1890-1914*
MARK LEIER: *Which side are they on? Some suggestions for the Labour Bureaucracy Debate*

Subscription: Hfl. 97,50 per volume (plus postage)
Published: 3 x per annum

The *International Review of Social History* is available through your bookseller or direct from the publisher

VAN GORCUM

P.O. Box 43
9400 AA Assen, The Netherlands

ISSN 0046-8428

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE KORRESPONDENZ ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG (Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes: Historische Kommission zu Berlin e.V.,
Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38.

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet.

**Anschrift der Redaktion: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion,
Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38, Tel.: 0 30 / 816 001 41 (Direktwahl) 816 001-0 (Zentrale)
Telefax: 0 30 / 81 60 01 34**

Vertrieb: FSP GmbH, Brunnenstr. 152, O-1040 Berlin.

Die IWK wird regelmäßig im ,,Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstr. 30, D-5300 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe, sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise ab 1.1.1988: Einzelheft DM 20,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,—, jeweils zuzüglich einer Pauschale für Versandkosten von DM 1,50. Jahresabonnement DM 67,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils zuzüglich DM 5,— für Versandkosten. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postgirokonto Historische Kommission — Sonderkonto L, Nr. 21 55 15-105, beim Postgiroamt Berlin. Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahres (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14-19/20, und Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H.1 und 4 und Jg. 15 (1979)ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H.4/1987 beträgt DM 5,— pro Heft bzw. DM 20,— pro Jahrgang zuzügl. Versandkosten.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1.5.1990.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung, Berlin.

Gesamtherstellung: Druckerei Band, Reuchlinstr. 10-11, Gewerbehof, W-1000 Berlin 21.

PARTEIZENTREN UND PARTEIPROVINZEN. ZENTRALISIERUNGS- UND HIERARCHISIERUNGSTENDENZEN INNERHALB DER WILHELMINISCHEN SPD[1]

Von Adelheid von Saldern

Wer die ökonomischen, sozialen und kulturellen Entwicklungen in den einzelnen Regionen Deutschlands im 19. Jahrhundert untersucht, wird schnell feststellen, wie unterschiedlich die Verhältnisse waren. Regionale Entwicklungsunterschiede ergaben sich trotz der politischen Vereinheitlichungstendenzen durch die Gründung des Deutschen Kaiserreiches 1871, trotz der Schaffung eines einheitlichen nationalen Marktsystems und trotz der relativen Vereinheitlichung des Rechtssystems. Es machte eben noch immer einen großen Unterschied, ob man in Berlin, Hamburg, Leipzig oder in Göttingen, Tübingen, Marburg wohnte.[2]

Die Ungleichzeitigkeit der regionalen Entwicklung war zu einem beträchtlichen, wenn auch nicht ausschließlichen Teil die Folge der Ungleichzeitigkeit bei der Entfaltung und Intensivierung von Kapitalverhältnissen und Marktbeziehungen. Dementsprechend unterschiedlich entfaltete sich auch die Arbeiterbewegung: Die Gewerbe- und Industrieorte wurden in der Regel zu Ausgangspunkten für die Entstehung einer regional bzw. lokal verankerten Arbeiterbewegung und damit zu potentiellen Parteizentren, soweit die örtliche Arbeiterbewegung nicht von den Herrschaftsträgern in besonderer Weise unterdrückt wurde oder die Arbeiter selbst im katholischen Milieu verhaftet blieben.

Charakteristisch für Deutschland war, daß sich die Arbeiterbewegung nicht von einem Zentralort, sondern von verschiedenen Orten aus entwickelte, vor allem ist hier der Leipziger, Berliner, Hamburger und Braunschweiger Raum zu nennen.[3] Die Arbeiterbewegung organisierte sich also in polyzentraler Weise. Die Reichshauptstadt Berlin spielte für die Entstehung der Sozialdemokratischen Partei in den frühen Jahrzehnten des Deutschen Kaiserreiches keine überragende Rolle,[4] galt allerdings, ähnlich wie später z.B. Mannheim für Süddeutschland, als ein wichtiges Innovationszentrum. Das Sozialistengesetz (1878–1890) verstärkte die polyzentrale Entwicklung der Partei.[5] Mit dem Ende des Sozialistengesetzes 1890 und der Aufhebung des preußischen Verbindungsverbotes 1899 veränderte sich die Situation, wenngleich nicht gravierend. Durch den nunmehr in großem Stil betriebenen legalen Auf- und Ausbau einer schlagkräftigen Parteiorganisation wuchs die Bedeutung der Reichshauptstadt Berlin innerhalb der SPD, ohne daß sich deshalb die polyzentrale Gesamtstruktur der Partei

1 Bei den folgenden Ausführungen handelt es sich um eine überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrages, anläßlich einer deutsch-polnischen Konferenz in Poznán im Jahre 1987. Der Vortrag wurde in polnischer Sprache veröffentlicht, und zwar in: Studia Historica Slavo-Germanica, vol. XVI (1991). Allen Konferenzteilnehmern danke ich für Kritik und Anregungen. Nicht mehr eingearbeitet werden konnte die erst kürzlich erschienene Studie von Karl Heinrich Pohl, Die Münchener Arbeiterbewegung. Sozialdemokratische Partei, Freie Gewerkschaften, Staat und Gesellschaft in München 1890–1914, München u.a. 1992.

2 Siehe dazu die exemplarische Studie: Provinzialisierung einer Region. Regionale Unterentwicklung und liberale Politik in der Stadt und im Kreis Konstanz im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft in der Provinz. Hrsg. von Gert Zang, Frankfurt a.M. 1978; ferner z.B.: Industrialisierung und Raum. Studien zur regionalen Differenzierung im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Rainer Fremdling und Richard H. Tilly, Stuttgart 1979; Jürgen Bergmann u.a., Regionen im historischen Vergleich. Studien zu Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, Opladen 1991.

3 Vgl. dazu Dieter Kramer, Das Neue in der Geschichte der Arbeiterkultur. Berliner Beispiele und ihre überregionalen Wirkungen, in: Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. Hrsg. von Theodor Kohlmann und Hermann Bausinger (künftig zitiert: Das Neue), Berlin 1985, S.332ff.

4 Vgl. z.B. Dieter Kramer, Das Neue, a.a.O., S.332.

5 Zur frühen Arbeiterbewegung siehe Hartmut Zwahr, Die deutsche Arbeiterbewegung im Länder- und Territorienvergleich 1875, in: Geschichte und Gesellschaft, Jg.13 (1987), H.4, S.448ff.

aufgelöst hätte. Im Gegenteil, der Ausbau des Parteiapparates führte eher zu einer Festigung der regionalen Parteizentren und damit auch zu einer Stärkung des Polyzentralismus.[6]
Die in den folgenden Ausführungen verwendeten Begriffe „Parteizentren" und „Parteiprovinzen" sind nicht viel mehr als recht vage analytische Hilfskonstruktionen. Sie werden sowohl in einem weiteren als auch in einem engeren Sinn gebraucht. Zum einen werden die Unterscheidungen zwischen Parteizentren und Parteiprovinzen im soziokulturellen Bereich thematisiert, zum anderen im organisatorischen. Ziel ist, zu Trendaussagen zu kommen, die durch meist vorhandene Gegenbeispiele allerdings relativiert oder differenziert werden müssen. Außerdem sind streckenweise mehr idealtypische Aussagen anvisiert, die keine völlige Deckung mit empirischen Befunden erlauben. Die beiden inhaltlichen Komponenten der Begriffe „Parteizentren" und „Parteiprovinzen", nämlich die soziokulturelle und die organisatorische, überschneiden sich zwar, sind aber nicht miteinander identisch. Mit anderen Worten: In aller Regel wurden die unter soziokulturellen Aspekten als Parteiprovinzen eingestuften Ortsvereine keine organisatorischen Parteizentren, es sei denn, es gab keine Alternativen. Und in der Regel avancierten die unter soziokulturellen Gesichtspunkten als Parteizentren eingestuften Orte auch in organisatorischer Hinsicht zu Parteizentren, es sei denn, daß in hochindustrialisierten Regionen, wie Sachsen und das Ruhrgebiet, unter den dicht beieinander liegenden Orten, die für den Aufbau einer Bezirksorganisation in Frage kamen, eine Auswahl getroffen werden mußte.
Im folgenden soll untersucht werden, wie sich das Verhältnis von Parteizentren und Parteiprovinzen in der Wilhelminischen Zeit entwickelt hat. Angeregt wird eine solche Untersuchung durch die Erkenntnis, daß der Bereich der Parteiorganisation einer Entwicklung unterworfen war,[7] die nicht zuletzt auch im Zusammenhang mit gesamtgesellschaftlichen Prozessen gesehen werden muß. Ein Beispiel: Die besser ausgebauten Kommunikationsmöglichkeiten, von der Eisenbahn angefangen bis zu auflagenstarken Zeitungen, schufen neue Möglichkeiten, Kontakte zwischen Parteiprovinzen und Parteizentren zu intensivieren und gaben unter Umständen etwaigen bestehenden Hierarchisierungsambitionen neue Chancen. Konkret geht es um die Frage: Vergrößerten oder verkleinerten sich die soziokulturellen Unterschiede und organisatorischen Abhängigkeiten zwischen Parteizentren und Parteiprovinzen in jenen Jahren zunehmender Urbanität und eines dynamischen organisatorischen Aufstiegs der deutschen Sozialdemokratie? Nahm die Abhängigkeit der Parteiprovinzen von den neu aufgebauten regionalen Parteizentren zu? Welche Rolle spielte dabei die Komponente „Urbanität" bzw. die Vorstellungen über Urbanität, gerade im Zusammenhang mit einer Partei wie der SPD, die nicht nur als Partei hochindustrialisierter Wahlkreise, sondern immer auch als Partei großstädtischer und damit urbaner Kultur galt?[8]

6 So beließ die Bremer SPD Karl Radek in der Partei, obwohl der Parteivorstand ihn ausgeschlossen hatte. Diesen Hinweis verdanke ich Feliks Tych.

7 Vgl. für England Gareth Stedman Jones, Working Class Culture and Working-Class Politics in London 1870–1900, in: Journal of Social History, vol. VII (1973–74), S.460–508.

8 Weitere Angaben zur Stärke der SPD im Vergleich zu den Stadtgrößen siehe bei Gerhard A. Ritter, Die Sozialdemokratie im Deutschen Kaiserreich (künftig zitiert: Sozialdemokratie) in: Historische Zeitschrift, Bd.249 (1989), 347f. Eine Ausnahme bildeten die stark industrialisierten ländlichen Gemeinden des Königreichs Sachsen. Vgl. dazu die einschlägige Untersuchung von Gerhard A. Ritter, Das Wahlrecht und die Wählerschaft der Sozialdemokratie im Königreich Sachsen 1867–1914, in: Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung. Sozialdemokratie und Freie Gewerkschaften im Parteiensystem und Sozialmilieu des Kaiserreichs. Hrsg. von Gerhard A. Ritter unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner (künftig zitiert: Aufstieg), München 1990, S.49ff.

Der Frage nach der Entwicklung des Verhältnisses von Parteizentren und Parteiprovinzen wird anhand folgender Aspekte nachgegangen: Mitgliedschaft, Parteiorganisation, soziokulturelle Infrastruktur, proletarische Öffentlichkeiten, Gewerkschaften und Streiks sowie Quartiermilieus.

1. Mitgliedschaft

Die SPD war — was die soziale Struktur ihrer Mitglieder betrifft — sowohl in den Parteiprovinzen als auch in den Parteizentren eine proletarische Partei.[9] In der Regel betrug der Anteil der Arbeiter an der Mitgliedschaft 80–90 Prozent.[10] Trotzdem gab es zwischen Parteizentren und Parteiprovinzen Unterschiede.[11] Beispielsweise war in den Parteiprovinzen vielfach der Typ des Arbeiterbauern stärker als in den Parteizentren vertreten.[12] Dadurch erhielten Parteiprovinzen mehr ländlich-proletaroide und Parteizentren mehr urban-proletarische Prägungen. So darf angenommen werden, daß in den Parteiprovinzen sowohl die neuen Wertmuster der kapitalistischen Industriegesellschaft als auch vorkapitalistische, eher plebejisch orientierte Werte einer ‚moralischen Ökonomie'[13] in einem gleichzeitig-ungleichzeitigen Mischungsverhältnis zum Tragen kamen, das sich von den Wertmustern der Parteizentren unterschied.[14]

Das Kleinbürgertum, das heißt vor allem die selbständigen Handwerker und Einzelhändler sowie die unteren Angestellten, war sowohl in den Parteiprovinzen wie auch in den -zentren prozentual nur schwach vertreten.[15] Gleichwohl gab es auch hier zwischen Parteizentren und Parteiprovinzen gewisse Unterschiede: Das Kleinbürgertum war in den Parteiprovinzen prozentual nicht so stark repräsentiert als in den Parteizentren.[16] Während der Anteil der Kleinbürger an der Parteimitgliedschaft in Göttingen 4,3, in Marburg 4,4 und in Frankfurt 5,7 Prozent ausmachte, betrug dieser in Nürnberg 8,6 und in Harburg (ohne Partei- und Gewerkschaftsangestellte) 7,2 Prozent, in München, einer Stadt mit relativ wenig Großindustrie, um 1906 sogar 21,6 Prozent. Gewiß, München nimmt hier eine Sonderposition ein. Die Unterschiede zwischen Parteizentren und Parteiprovinzen waren im allgemeinen sonst nicht so

9 Vgl. hierzu auch Adelheid von Saldern, Wer ging in die SPD? Zur Analyse der Parteimitgliedschaft in Wilhelminischer Zeit, in: Aufstieg, a.a.O., S.161ff.

10 Hierzu siehe auch Dieter Fricke, Handbuch zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1869 bis 1917 (künftig zitiert: Arbeiterbewegung), 2 Bde, Berlin 1987, Bd.1, S.334.

11 Helga Grebing spricht von der entwicklungsgeschichtlich angelegten Doppelprägung der SPD, von einer mehr volksparteilichen und einer mehr klassenparteilichen Ausrichtung. Vgl. Helga Grebing, Arbeiterbewegung. Sozialer Protest und kollektive Interessenvertretung bis 1914, München 1985, S.7.

12 Für Württemberg vgl. Jörg Schadt und Wolfgang Schmierer, Die SPD in Baden-Württemberg und ihre Geschichte. Von den Anfängen der Arbeiterbewegung bis heute (künftig zitiert: SPD), Stuttgart 1979, S.109.

13 Zum hier verwendeten Begriff der ‚moralischen Ökonomie' vgl. das Standardwerk: Eduard P. Thompson, The Making of the English Working Class, Harmondsworth 1963. Empirische Einzelbelege findet man in der Lokalstudie von Adelheid von Saldern, Auf dem Wege zum Arbeiter-Reformismus. Parteialltag in sozialdemokratischer Provinz (Göttingen 1870–1920) (künftig zitiert: Arbeiter-Reformismus), Frankfurt a.M. 1984, S.494. Bei den in diesem Buch ausgewerteten Quellen handelt es sich um Protokolle über die internen Parteiversammlungen in Göttingen um die Jahrhundertwende.

14 Es darf davon ausgegangen werden, daß in der Parteiprovinz die Subsistenzwirtschaft noch längst nicht so weitgehend durch die Konsum- und Verkehrswirtschaft abgelöst worden war wie in großstädtischen Parteizentren.

15 Der relativ geringe Anteil der Kleinbürger an der Mitgliedschaft der SPD weist auf die Tatsache hin, daß das Kleinbürgertum gerade in Deutschland ein großes Potential für rechte (Protest-) Parteien bzw. Organisationen darstellte.

16 Dazu: Robert Michels, Die deutsche Sozialdemokratie. Mitgliedschaft und soziale Zusammensetzung (künftig zitiert: Sozialdemokratie), in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd.23, Marburg 1906, S.509; Dieter Fricke, Arbeiterbewegung, Bd.1, S.316ff; Adelheid von Saldern, Vom Einwohner zum Bürger. Zur Emanzipation der städtischen Unterschicht Göttingens 1890–1920. Eine sozial- und kommunalhistorische Untersuchung (künftig zitiert: Einwohner), Berlin 1973, S.114; für Harburg siehe Peter-Christian Witt, Die Entstehung einer „sozialdemokratischen" Stadt (künftig zitiert: Entstehung), in: Aufstieg, a.a.O., S.281.

hoch, doch deuten die angegebenen Zahlen darauf hin, daß in den Parteiprovinzen offensichtlich oftmals die „Brückenköpfe" zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft, nämlich die Kleinbürger, äußerst schwach vertreten waren und somit dort die zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft vorhandene soziopolitische Konfrontationskonstellation schärfere Konturen annehmen konnte.

Dagegen stellten die ungelernten Arbeiter offenbar in den Parteiprovinzen einen höheren Anteil an der Mitgliedschaft als in den Parteizentren. So waren in Nürnberg im Jahre 1894 nur 9,3 Prozent der Mitglieder als ungelernte Arbeiter ausgewiesen, während der Prozentsatz in Göttingen 1906/07 bei 25 Prozent und in Celle im Jahre 1898 bei 21 Prozent lag.[17] Die relativ größere Repräsentanz ungelernter Arbeiter in den Parteiprovinzen schwächte tendenziell wohl deren Position gegenüber den Parteizentren, denn die Gesamtpartei war ja vor allem vom Typ und der Interessenlage des gelernten und weniger des ungelernten Arbeiters geprägt. Allerdings gibt es auch Gegenbeispiele. In Harburg beispielsweise, einer „sozialdemokratischen" Stadt und damit einem (potentiellen) Parteizentrum, machten die Fabrikarbeiter auch 22 Prozent aus, waren also im Ortsverein recht stark vertreten.[18]

Ein weiterer Unterschied hinsichtlich der Parteimitgliedschaft in den Parteizentren und -provinzen betrifft das mittlere und gehobene Bürgertum. Gemeint sind vor allem Akademiker und Intellektuelle. Diese waren, wenn überhaupt, vorwiegend in den Parteizentren vertreten, kaum jedoch in den Parteiprovinzen, auch nicht in Universitätsstädten wie Tübingen und Göttingen. Dies erklärt sich vor allem daraus, daß der universitär eingebunde Teil des Bürgertums mit den weitgehend illiberalen und antisozialdemokratisch gesinnten Universitäten verbunden blieb, während das großstädtische Milieu auch andere Typen von Intellektuellen, so zum Beispiel Literaten, Künstler und Redakteure, hervorbrachte, die sich zum Teil gegenüber der SPD recht aufgeschlossen zeigten. Die Parteizentren verfügten deshalb über mehr „kulturelles Kapital" (Bourdieu) als die Parteiprovinzen. Literaten und Künstler förderten die Entwicklung der Arbeiterbewegungskultur oder kämpften für eine möglichst breite Partizipation der Arbeiter und Arbeiterinnen an den Früchten der bürgerlichen Kultur. Durch die Mitarbeit der Intellektuellen verstärkte sich — ungeachtet aller Konflikte — in den Parteizentren das Selbstbewußtsein über die kulturelle Potenz der Arbeiterbewegung, und dieses kulturelle Selbstbewußtsein übertrug sich unter günstigen Bedingungen dann auch auf die politische Ebene. Vor allem spielten jüdische Intellektuelle eine bedeutsame Rolle in den Parteizentren. Ihre kulturelle Schwebelage und ihr nicht selten dadurch besonders geschärfter und oftmals recht kritischer Blick auf die zeitspezifischen Ausprägungen der militaristisch-bürokratischen und kapitalistisch-imperialistischen Gesellschaft erleichterte ihnen damals den Zugang zu systemoppositionellen, also zu sozialdemokratischen bzw. sozialistischen Ideen.

Auch lassen sich geschlechtsspezifische Unterschiede zwischen Parteizentren und Parteiprovinzen feststellen. Zwar zeichnet sich die SPD überall, also sowohl in Parteizentren als auch in -provinzen, durch ihre Männerzentriertheit aus — auch nachdem auf Grund des Reichsvereinsgesetzes von 1908 Frauen in die Partei eintreten durften —, doch gab es hinsichtlich des prozentualen Anteils der Frauen an der Parteimitgliedschaft Unterschiede. So stieg der

17 Für Nürnberg siehe Dieter Rossmeisl, Arbeiterschaft und Sozialdemokratie in Nürnberg 1890–1914, Nürnberg 1977; für Göttingen: Adelheid von Saldern, Arbeiter-Reformismus, a.a.O., S.115. Inwieweit hierbei unterschiedliche Erhebungsmethoden eine Rolle spielten, muß offen bleiben. Diesen Hinweis, wie auch die folgenden über Celle verdanke ich Andreas Brundiers, der an einer Studie über die Celler Arbeiterbewegung arbeitet. Ihm danke ich auch für Kritik und Anregungen.

18 Peter-Christian Witt, Entstehung, a.a.O., S.281.

Anteil der Frauen an der Parteimitgliedschaft in den Parteiprovinzen Göttingen und Göppingen bis auf ein Drittel, während in der Gesamtpartei der Frauenanteil nur 13,4 Prozent betrug.[19] In Hochburgen, wie den drei sozialdemokratischen Vereinen Hamburgs, blieb der Frauen-Anteil 1907/08 unter 10 Prozent.[20] Was über den relativ hohen Anteil der ungelernten Arbeiter in Parteiprovinzen gesagt wurde, läßt sich auch auf Frauen übertragen: Der höhere Anteil der Frauen in den Parteiprovinzen bedeutete — wegen der männlich geprägten Gesamtparteistruktur — keine Positionsverbesserung der Parteiprovinzen gegenüber den Parteizentren, eher das Gegenteil.

Was die Berufsstruktur der Mitglieder anbelangt, so können ebenfalls einige Unterschiede zwischen Parteizentren und Parteiprovinzen festgestellt werden. In einem Teil der Parteizentren — zum Beispiel in Düsseldorf — dominierten die Metaller, entsprechend der dortigen Erwerbsstruktur, das heißt der metallverarbeitenden Branchen. In Düsseldorf betrug zum Beispiel im Jahre 1907 der Anteil der Metallarbeiter an der Parteimitgliedschaft 35 Prozent.[21] Die Metaller wiesen ein spezielles Sozialprofil auf. Sie litten damals noch wenig unter einer Dequalifizierung ihrer Arbeit; häufig genossen sie eine relative Autonomie in der Werkstatt. Sie zeichneten sich deshalb vielfach durch ein starkes Selbstwertgefühl und progressive Zukunftsperspektiven aus. Außerdem rekrutierte sich die Berufsgruppe der gelernten Metallarbeiter oftmals aus jenen handwerklich ausgebildeten Arbeiterschichten, die ihre soziokulturelle Verbindung mit dem Land bewußt aufgegeben hatten und an der Industriearbeit bzw. am urbanen Leben interessiert waren. Diese Menschen hatten demnach mit dem Erfahrungshorizont ländlich-traditionaler Lebenswelten gebrochen, waren als junge gelernte Handwerker in die Stadt gezogen und zeigten sich dort neuen Ideen aufgeschlossen. Ihre qualifizierte Ausbildung, ihre kulturelle Ausrichtung und ihre relativ starke Position im sozialen Raum des Produktionsbetriebes führten zu einer Identitätsbildung speziell als Arbeiter.

In den Parteiprovinzen dominierten dagegen meist nicht die Metaller, sondern die Berufsgruppen ‚Bau' und ‚Holz'. In Celle machten die Mitglieder dieser Branchen beinahe 50 Prozent der sozialdemokratischen Parteimitgliedschaft aus. Das Bau- und holzverarbeitende Gewerbe galt als noch wenig industrialisierter Bereich, in dem überdies die Unternehmen vielfach — vor allem im Baugewerbe — stark konjunkturabhängig waren. In der Holzbranche fand man häufig Kleinbetriebe vor, die unter der maschinellen Konkurrenz größerer Betriebe zu leiden hatten. Die schlechten Zukunftschancen übertrugen sich — so darf angenommen werden — auch auf die dort Beschäftigten, so daß die Zukunftsperspektiven für solche Berufsangehörigen sehr viel düsterer, zumindest ungewisser waren als bei den Metallern. Von den Bauarbeitern weiß man überdies, daß diese — nicht zuletzt auch auf Grund kurzfristiger Arbeitsverträge — vielfach noch mit der ländlichen Lebenswelt verwachsen waren und sich deshalb auch nicht so leicht wie die Metaller mit der urban geprägten Arbeiterbewegung identifizieren konnten.[22]

19 Adelheid von Saldern, Arbeiter-Reformismus, a.a.O., S.43; für Göppingen siehe Dieter Wuerth, Radikalismus und Reformismus in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung Göppingens 1910–1919 (künftig zitiert: Radikalismus), Göppingen 1978, S.59. Hieraus ist auch die Zahlenangabe über die Gesamtpartei entnommen. Es bedarf noch genauerer Erforschung, weswegen es zu unterschiedlich schwach ausgeprägter Repräsentanz der Frauen in der Vorkriegs-Sozialdemokratie gekommen ist.

20 Dieter Fricke, Arbeiterbewegung, Bd.1, S.433.

21 Dazu und zum folgenden siehe vor allem Mary Nolan, Social Democracy and Society. Working-Class Radicalism in Düsseldorf 1890–1920, Cambridge University Press 1981, S.104. Ähnlich auch in Berlin.

22 Peter-Christian Witt, Entstehung, a.a.O., S.281. Allerdings gibt es auch hier andere Befunde, zum Beispiel aus Harburg. Dort waren sowohl die Metaller mit 24 Prozent im Jahre 1907 eine starke Gruppe in der Partei, als auch die Branchen Holz und Bau mit 34 Prozent.

Eine weitere wichtige Differenz zwischen Parteizentren und Parteiprovinzen lag in der Höhe der Mitgliederzahlen. In Göppingen lag der Prozentsatz der in der Partei organisierten Arbeiter im Jahre 1910 beispielsweise bei 6, in Augsburg bei 3,9 (1908) bzw. bei 5,5 Prozent (1911).[23] Eine Spitzenposition erreichte Groß-Berlin, wo im Jahre 1906 11,6 Prozent der organisationsfähigen Arbeiter der Partei angehörten.[24] Diese in einigen Städten so günstigen Relationen erhalten freilich erst auf der Folie der Durchschnittswerte ihren vollen Aussagewert. Von der Gesamtzahl der Arbeiter, die es nach den amtlichen Statistiken von 1895 und 1907 im Deutschen Reich gegeben hat, waren 1 beziehungsweise 4,5 Prozent in der SPD organisiert, von den in Industrie und Handwerk Beschäftigten zwei beziehungsweise sieben Prozent.[25] Entscheidender als die Relation zwischen der Anzahl der Arbeiter und der Anzahl der sozialdemokratischen Parteimitglieder war jedoch die Frage, ob die absolute Zahl der Parteimitglieder in einer Stadt überhaupt eine ansehnliche Größe erreichte, um — zusammen mit den Nur-Gewerkschaftsmitgliedern — eine beträchtliche potentielle oder reale Gegenmacht zur bürgerlichen Hegemonie darzustellen.[26] Es mußte einen Unterschied ausmachen, ob — wie in Göttingen — die Sozialdemokratische Partei ca. 200 Mitglieder (1908) oder wie in München 6.693 (1900) und allein im 6. Berliner sozialdemokratischen Wahlverein 11.000 Mitglieder (1905) zählte.[27] Ähnlich große Unterschiede wie zwischen Städten gab es auch zwischen ganzen Regionen. Im Deutschen Kaiserreich galten nämlich bestimmte Regionen als Parteiprovinzen, so die Bezirke Posen, Westpreußen, Pommern und Ostpreußen. Diese waren an der Gesamtmitgliederzahl der Partei im Jahre 1914 nur mit 2,58 Prozent beteiligt. Demgegenüber machten die Mitglieder der Bezirke Groß-Berlin, Hamburg, Dresden, Schleswig-Holstein allein einen Anteil von 28,4 Prozent aus. Auf Wahlkreisebene bezogen hieß dies: In den 18 größten sozialdemokratischen Wahlkreisorganisationen waren über ein Drittel, nämlich 36,53 Prozent der Gesamtparteimitglieder organisiert.[28] Organisationsdichte und -größe führten zu starken Abstufungen hinsichtlich des Stellenwerts der Regionen für die Gesamtpartei.

Ein anderer wichtiger Unterschied zwischen Parteizentren und Parteiprovinzen lag im Zahlenverhältnis von sozialdemokratischen Wählern und Parteimitgliedern.[29] So konnte zum Beipiel das regionale Parteizentrum Hannover im Jahre 1912 34,6 Prozent ihrer männlichen Wähler als Mitglieder zählen. Nur wenige Wahlkreise im Deutschen Reich wiesen bessere Prozentsätze auf, so der hamburgische Wahlkreis III und Altona mit 39,9 bzw. 42,6 Prozent.

23 Dieter Wuerth, Radikalismus, a.a.O., S.54. Ilse Fischer, Industrialisierung, sozialer Konflikt und politische Willensbildung in der Stadtgemeinde. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte Augsburgs 1840–1914, Augsburg 1977, S.334.

24 Dieter Fricke, Die Parteiorganisation der deutschen Sozialdemokratie (künftig zitiert: Parteiorganisation), in Aufstieg, a.a.O., S.157; vgl. auch Gerhard A. Ritter, Sozialdemokratie, a.a.O., S.323ff. Dort gibt er eine Übersicht über den Prozentsatz der Parteimitgliedschaft gemessen an der Einwohnerzahl in den verschiedenen Agitationsbezirken.

25 Dieter Fricke, Parteiorganisation, a.a.O., S.156; vgl. auch Gerhard A. Ritter, Sozialdemokratie, a.a.O., S.323ff.

26 In der Parteiprovinz bestand diese Möglichkeit nur dann, wenn es gelang, die verschiedenen Gruppen der Unterdrückten und Entrechteten anzusprechen. Vgl. vor allem Jörg Schadt und Wolfgang Schmierer, SPD, passim.

27 Dieter Fricke, Arbeiterbewegung, a.a.O., Bd.1, S.306. In Tübingen hatte die SPD 1895 nur 15 Mitglieder; vgl. Arbeitertübingen. Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in einer Universitätsstadt (künftig zitiert: Arbeitertübingen). Hrsg. vom DGB Tübingen, Tübingen 1980, S.19. Allgemein kann man sagen, daß die Behinderung der Entwicklung der Arbeiterbewegung in der Parteiprovinz nach 1890 noch recht beträchtlich war, was sich auch auf die Mitgliederzahlen auswirkte. Gleichwohl gab es auch zwischen den Parteiprovinzen Unterschiede. So zählte die Celler Sozialdemokratie 1898 schon 264 Mitglieder.

28 Dieter Fricke, Parteiorganisation, a.a.O., S.157.

29 Eine entsprechende Übersicht — bezogen auf die Agitationsbezirke — findet man in Gerhard A. Ritter, Sozialdemokratie, a.a.O., S.323ff.

Im Vergleich zu den Parteizentren sah es in den Parteiprovinzen auch in diesem Punkte bedeutend schlechter aus: Vielfältige soziale Diskriminierungen hatten hier jene zu befürchten, die sich offen zur Sozialdemokratie bekannten. Deshalb scheuten viele SPD-Wähler davor zurück, Mitglied der Partei zu werden. Im hannoverschen Wahlkreis Goslar-Zellerfeld vereinte beispielsweise die SPD nur 5,5 Prozent der SPD-Wähler in ihren Reihen. In Göttingen waren es im Jahre 1907 4 Prozent und 1913 13,2 Prozent. Aber selbst die Wahlkreise, die bei der Reichstagswahl von 1912 von einem sozialdemokratischen Kandidaten gewonnen wurden — so die hannoverschen Wahlkreise Hameln (einschließlich Limmer) und Hildesheim sowie der Wahlkreis Holzminden-Gandersheim, erreichten nur einen sehr niedrigen Organisationsgrad der Wählerschaft: Hameln 19,8, Hildesheim 15 und Holzminden-Gandersheim 23 Prozent. Mit anderen Worten: In den Parteiprovinzen blieb die SPD — im Unterschied zu den Parteizentren — mehr eine anonyme potentielle Gegenmacht. Der Historiker Karl Rohe beschäftigt sich unter solch einem Aspekt mit der Ruhrgebietssozialdemokratie. Er konstatiert, daß im Wahlkreis Dortmund 1912 der Anteil der Wähler an den Mitgliedern 19,1, im Wahlkreis Duisburg 13,4, im Wahlkreis Essen 12,3 und im Wahlkreis Bochum 11,9 Prozent betragen habe, während der Reichsdurchschnitt immerhin 22,8 Prozent ausmachte.[30] Rohe geht noch einen Schritt weiter und analysiert auch die Landtagswahlen, und zwar wegen der bei diesen Wahlen vorgeschriebenen öffentlichen Stimmabgabe. Die Anzahl der sich öffentlich zur SPD bekennenden Personen dient ihm als ein Hilfsmittel, um den Ausprägungsgrad einer in die Öffentlichkeit wirkenden sozialdemokratischen politischen Kultur abschätzen zu können. Er verweist in diesem Zusammenhang auf die Landtagswahl von 1913, bei der beträchtliche Unterschiede zwischen Dortmund und Essen festzustellen sind. Während sich in Dortmund 35 Prozent öffentlich zur SPD bekannten, waren es in Essen, der Stadt mit dem spektakulären sozialdemokratischen Erfolg bei der geheimen, d.h. anonym ablaufenden Reichstagswahl von 1912, nur 19,7 Prozent.[31]

Geht man von den Wahlergebnissen selbst aus, so zeichneten sich die Parteiprovinzen dadurch aus, — man muß es kaum eigens erwähnen — daß sie keine Stimmenhochburgen darstellten.[32] Diese lagen statt dessen vor allem in Berlin und Potsdam, in Breslau, Magdeburg, Wiesbaden, Düsseldorf, Braunschweig und den Hansestädten.[33] Für einen dauerhaften Wahlerfolg war die Existenz sozialdemokratischer Sozialmilieus von großer Bedeutung, — ähnlich wie für das Zentrum die katholischen Milieus — , denn innerhalb solcher Milieus konnten sich am ehesten mental verankerte und damit relativ konstante Wahlgewohnheiten herausbilden. In einer Sondersituation befand sich allerdings die Ruhrgebietssozialdemokratie. Hier rekrutierten sich viele sozialdemokratische Wähler aus den von den Ostprovinzen des Deutschen Reiches stammenden Masseneinwanderern, die oftmals in keinem sozialdemokratischen Sozialmilieu heimisch wurden. Und soweit die einheimischen Bergarbeiter sozialdemokratisch und nicht die Zentrumspartei wählten, taten sie dies aus ,,einem vergleichsweise geschlossenen und von der SPD unabhängigen Sozialmilieu der Bergarbeiterschaft" heraus.[34]

30 Siehe dazu die wegweisende Studie von Karl Rohe, Die Ruhrgebietssozialdemokratie im Wilhelminischen Kaiserreich und ihr politischer und kultureller Kontext (künftig zitiert: Ruhrgebietssozialdemokratie), in: Aufstieg, a.a.O., S.329. Zu berücksichtigen ist darüber hinaus der hohe Fluktuationsgrad der Mitglieder.

31 Karl Rohe, Ruhrgebietssozialdemokratie, a.a.O., S.330.

32 Unter Stimmenhochburgen werden für die damalige Zeit Stimmenanteile zwischen 30 und 60 Prozent verstanden. Peter Steinbach, Sozialdemokratie im Spiegel der historischen Wahlforschung, in: Aufstieg, a.a.O., S.9.

33 Peter Steinbach, a.a.O., S.11.

34 Karl Rohe, Ruhrgebietssozialdemokratie, a.a.O., S.327f.

2. Parteiorganisation

Im allgemeinen breitete sich die Arbeiterbewegung in den Parteiprovinzen später als in den Parteizentren aus, oft erst seit den 1890er Jahren bzw. seit der Jahrhundertwende.[35] Nach dem Fall des Sozialistengesetzes wurden mehrere Reichstagswahlkreise zu Agitationsbezirken zusammengefaßt, jeweils von einem Agitationskomitee geleitet.[36] In den Worten Dieter Frickes: ,,Faktisch handelte es sich bei ihnen [gemeint sind die Agitationskomitees] um Institutionen, die zwischen der zentralen Leitung und der der einzelnen Wahlkreisorganisationen standen."[37] Später hießen sie Bezirksverbände. Aus dem Zusammenschluß solcher regionalen Vereinigungen bildeten sich in Süd- und Mitteldeutschland, so zum Beispiel in Sachsen, Bayern und Baden, sogar sozialdemokratische Landesorganisationen.[38] Im Jenaer Organisationsstatut von 1905 hieß es: ,,Die sozialdemokratischen Vereine schließen sich zu Bezirksverbänden sowie zu Landesorganisationen zusammen, denen die selbständige Führung der Parteigeschäfte nach eigenen Statuten obliegt; diese dem Parteivorstand mitzuteilenden Statuten dürfen mit dem Organisationsstatut der Gesamtpartei nicht im Widerspruch stehen. Die Vorstände haben ihre erfolgte Wahl dem Parteivorstande mitzuteilen."[39] Nach diesem Organisationsstatut, das für die Vorkriegssozialdemokratie bestimmend wurde, hatten die regionalen Parteizentren eine beachtliche Eigenständigkeit erhalten, die sie auch gegenüber ,,ihren" Parteiprovinzen zu nutzen verstanden. Voraussetzung für die zunehmende Zentralisierung auf regionaler Ebene war der Aufbau eines für damalige Zeiten modernen Parteiapparates mit angestellten Parteisekretären. Die damit einhergehende Bürokratisierung und Professionalisierung der Organisationsarbeit kam vor allem in den letzten zehn Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges zur Wirkung.[40] Auch Friedhelm Boll konstatiert am Beispiel der regionalen Zentren Braunschweig und Hannover, daß die Anstellung von Parteisekretären sowie die Bildung der Landes- bzw. Provinzialorganisation eine Stärkung der politischen Machtposition der regionalen Parteizentren gegenüber den Wahlkreisorganisationen zur Folge hatte. Mit der Herausbildung der Bezirksorganisationen waren die organisatorischen Voraussetzungen zur Entstehung neuer Abhängigkeitsstrukturen geschaffen. Deshalb war es auch kein Zufall, wenn in einzelnen Parteiprovinzen, wie z.B. Hameln, Peine, Einbeck und Hannoversch-Münden, wachsender Protest gegen die politische Vormachtstellung des hannoverschen Parteizentrums und seines Presseorgans laut wurde.[41]

35 So wurde die SPD in Göttingen 1891, in Tübingen sogar erst 1906 gegründet. Zwar gab es in Göttingen in den frühen 1870er Jahren Ansätze einer Lassalleschen Organisation, doch diese war vorwiegend von Ortsfremden getragen worden und löste sich überdies unter dem Druck der Verhältnisse schnell wieder auf, so daß es zu einem Entwicklungsbruch kam. Anders in Celle, wo diverse Formen von Kontinuitäten festzustellen sind.

36 Im Jahre 1898 handelte es sich um folgende Orte: Königsberg, Danzig, Berlin, Stettin, Görlitz, Breslau, Königshütte, Oberlangenbielau, Erfurt, Halle, Magdeburg, Bant, Bremen, Hamburg, Bielefeld, Dortmund, Hagen, Frankfurt am Main, Kassel, Elberfeld, Köln, Saargemünd, Neumünster, Augsburg, Ludwigshafen, Nürnberg, München, Chemnitz, Dresden, Leibzig, Zwickau, Stuttgart, Darmstadt, Mainz, Freiburg i.Br., Karlsruhe, Mannheim, Rostock, Erfurt, Gotha, Pößneck, Braunschweig, Altenburg, Dessau, Greiz, Gera, Lübeck, Straßburg. Später kamen Orte wie Hannover hinzu. Dazu siehe Dieter Fricke, Arbeiterbewegung, a.a.O., Bd.1, S.235f.

37 Dieter Fricke, a.a.O., Bd.1, S.235. Zur Organisationsgeschichte siehe auch die ältere Arbeit von Thomas Nipperdey, Die Organisation der deutschen Parteien vor 1918, Düsseldorf 1961.

38 Näheres siehe Dieter Fricke, Arbeiterbewegung, a.a.O., Bd.1, S.275ff.

39 Zitiert nach Dieter Fricke, Arbeiterbewegung, a.a.O., Bd.1, S.258.

40 Dieter Fricke, Parteiorganisation, a.a.O., S.155.

41 Friedhelm Boll, Massenbewegungen in Niedersachsen 1906–1920. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung zu den unterschiedlichen Entwicklungstypen Braunschweig und Hannover (künftig zitiert: Massenbewegungen), Bonn 1981, S.104.

Eine genauere Einsicht in solche Hierarchisierungsprozesse vermittelt die Geschichte der Göttinger SPD. Das für Göttingen zuständige Organisationszentrum Hannover gewann mehr und mehr Einfluß auf diesen Ortsverein. Dabei spielte allerdings die Bereitschaft dieser Parteiprovinz, sich gegenüber ihrem regionalen Parteizentrum zu öffnen und sich auch beraten und beeinflussen zu lassen, eine große Rolle. Gründe für die Einflußbereitschaft lagen in der Tatsache, daß Göttingen hinsichtlich der Wähler- und Mitgliederzahlen — und ‚nur' das schien in Parteizentren zu zählen — im Vergleich zu den regionalen Parteizentren beträchtlich hinterher hinkte. Auch war sich die Parteiprovinz bewußt, daß bestimmte Erfahrungen in der Provinz einfach nicht gemacht werden konnten, wie beispielsweise das Erleben großer proletarischer Öffentlichkeiten bei Streiks und Demonstrationen. Die Parteiprovinz versuchte deshalb offenbar, fehlende Selbsterfahrungen durch schnelles intensives gedankliches Aneignen von Erfahrungen, die andere — gemeint sind die Parteizentren — gemacht hatten, auszugleichen. Dazu gehörte die Neigung der Göttinger SPD, sich einseitig den Fragen der ‚großen Politik' im nationalen und internationalen Maßstab zuzuwenden und dabei die Lokal- bzw. Regionalpolitik weitgehend auszuklammern. Der Ortsverein vermied es, sich auf die Provinzsituation wirklich einzulassen. Dieses Verhalten wurde ihm freilich auch leicht gemacht, da die SPD auf Grund der Wahlrechtsbeschränkungen nur einen geringfügigen Einfluß auf die formelle politische Willensbildung in den Kommunen besaß. In Anbetracht der insgesamt schwierigen Gesamtsituation in der Parteiprovinz fanden die aktiven Sozialdemokraten am Orte es wohl sinnvoller und kräftesparender, sich gedanklich auf die Eroberung der Macht im Staate, also in den Parteizentren, zu konzentrieren, um dann — nach einer etwaigen Machteroberung — die Kommunalverfassungen durch staatlichen Eingriff von oben verändern zu können und damit auch die Handlungsmöglichkeiten in der Parteiprovinz zu vergrößern.[42] Außerdem hätte man bei einer intensiven Auseinandersetzung mit der Provinzsituation eigene, das heißt ortsbezogene Deutungmuster lokaler Strukturen und Ereignisse entwickeln müssen, über die man aus eigener Kraft nicht ohne weiteres zu verfügen glaubte. Denn wegen der großen Übermacht der hegemonialen bürgerlichen Kultur in der Provinz[43] war der Glaube an die eigene Kraft und die eigenen Fähigkeiten wenig entwickelt.

Für Celle lassen sich allerdings eher gegenläufige Konsequenzen aus der Provinzsituation konstatieren, nämlich eine fast völlige Abwendung der Ortspartei von Fragen der ,,nationalen Politik" und eine Zuwendung zu lokalen, selbst zu den kleinsten örtlichen Problemen. Sogar die Diskussion des Parteiprogramms wurde dort abgelehnt, — laut Protokoll mit der Begründung — ,,weil wir ja doch nichts daran ändern können." Eine solche Haltung war vermutlich — ebenso wie jene der Göttinger SPD — das Ergebnis provinzieller Ohnmacht, wenngleich die Celler SPD — im Unterschied zur Göttinger SPD — wenigstens auf eine ausgeprägte lokale Parteitradition zurückblicken konnte. Möglicherweise handelt es sich lediglich um zwei Seiten einer Medaille: hier Flucht in ,,nationale Fragen" — dort Flucht in ,,lokale

42 Kommunalpolitisches Engagement der SPD gab es mehr in süddeutschen Ländern wie Württemberg, wo eine größere Partizipation am kommunalpolitischen Willensbildungsprozeß möglich war. Siehe dazu Jörg Schadt und Wolfgang Schmierer, SPD, S.109; allgemein zum Thema: Adelheid von Saldern, Die Gemeinde in Theorie und Praxis der Arbeiterorganisationen 1863–1920, in: IWK, Jg.12 (1976), H.3, S.295–353.

43 Die Behörden überwachten und drangsalierten sogar die Arbeiterkulturvereine. Für Göttingen siehe Adelheid von Saldern, Arbeiter-Reformismus, a.a.O., S.127ff; für Lahr vgl. Walter Caroli und Robert Stimpel, Geschichte der Lahrer SPD. Ein Beitrag zur politischen Entwicklung in der Stadt Lahr (künftig zitiert: Lahrer SPD), Lahr 1970, S.92. Außerdem müssen noch die kirchlichen Bindungen berücksichtigt werden, die in der Parteiprovinz wahrscheinlich größer als in den Parteizentren waren. Dazu vgl. für Göttingen Adelheid von Saldern, Arbeiter-Reformismus, a.a.O., S.31f.

Fragen", letzere womöglich unter starker Lockerung der Verbindungen mit gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen und parteiprogrammatischen Grundsätzen. Ob die regionalen Parteizentren die jeweiligen Defizite auszugleichen versuchten, muß beim jetztigen Forschungsstand dahingestellt bleiben. Für Göttingen jedenfalls deutet vieles darauf hin, daß die ,,fehlende Seite", das lokalbezogene Engagement, vom hannoverschen Parteizentrum nicht sonderlich gestärkt worden ist.

Bezeichnend für Parteiprovinzen vom Typ Göttingen war, wie schon angedeutet, ein zunehmendes Unsicherheitsgefühl über die eigene Leistungsfähigkeit. Dieses wachsende Unsicherheitsgefühl wurde durch die hannoverschen Parteibeamten noch verstärkt, insofern diese den Parteiprovinzlern wiederholt klarmachten, wie unzureichend doch ihre Organisation und ihre Agitation im Grunde sei. Gleichzeitig bot das regionale Parteizentrum Hannover der Parteiprovinz Göttingen konkrete Hilfe an, und zwar in den für die Parteizentren entscheidenden Bereichen ‚Agitation und Organisation'. Mit dieser Hilfestellung ging jedoch allmählich die äußere Autonomie der Parteiprovinz verloren. Der Verlust der äußeren Autonomie konnte relativ leicht in den Verlust der inneren Autonomie umschlagen, was bedeutete, daß das betreffende regionale Parteizentrum unter bestimmten Umständen die Möglichkeit erhielt, die parteipolitische Ausrichtung der Parteiprovinz zu lenken bzw. zu bestimmen. Allerdings klappte die richtungspolitische Beeinflussung nicht immer, wie das Verhältnis zwischen dem regionalen Parteizentrum Stuttgart und der diesem untergeordneten Göppinger SPD zeigt. Offensichtlich bestanden dort trotz der regionalen Zentralisierungstendenzen nicht die ,,richtigen" Voraussetzungen für eine erfolgreiche Beeinflussung von oben nach unten.[44] Vermutlich waren die in Göppingen gemachten Erfahrungen so anders gelagert, daß diese mit der reformistischen Ausrichtung des regionalen Parteizentrums nicht mehr kompatibel erschienen. Viel hing allerdings auch von den jeweils handelnden Personen ab, vor allem von den Parteisekretären: Je überzeugender diese agierten, desto mehr konnten sie die Parteiprovinzen ihres Bezirkes richtungspolitisch homogenisieren. Bleibt anzumerken, daß die in Wilhelminischer Zeit offensichtlich zunehmende Zentralisierung und Hierarchisierung sich auch innerhalb der Parteiprovinz fortsetzte. So litt beispielsweise die Kleinstadt Hannoversch-Münden unter der sich herausbildenden Dominanz des Ortsvereins Göttingen.[45]

Günstig für die Homogenisierung der Parteiausrichtung in einem Bezirk war der offensichtlich zunächst weitverbreitete Arbeiter-Kautskyianismus, dem als Verhaltensweise ein revolutionärer Attentismus entsprach. Dabei handelte es sich um Realitätsdeutungen an der Basis, die als ideologische Schwebelage zwischen Reformismus und Radikalismus bezeichnet werden können. Diese ideologische Schwebelage war äußerst instabil und konnte relativ leicht nach einer Seite ausschlagen, entweder nach der reformistischen oder nach der radikalen Parteiausrichtung.[46] Welche Richtung schließlich in einem Ortsverein dominierte, hing nicht zuletzt von den jeweiligen Dispositionen und Mentalitäten der Parteimitglieder vor Ort ab. So kommt Karl Rohe an Hand der Analyse der Dortmunder SPD zu der Schlußfolgerung, daß dort, wo die Sozialdemokraten keinen tiefen Bruch mit der sie umgebenden gewohnten

44 Dieter Wuerth, Arbeiterradikalismus, a.a.O., S.80.

45 Über die Hierarchisierung innerhalb der Parteiprovinz siehe auch die Arbeit über Bielefeld: Karl Ditt, Industrialisierung, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Bielefeld 1850–1914, Dortmund 1982, S.248.

46 Vgl. die Überlegungen in: Adelheid von Saldern, Arbeiterradikalismus — Arbeiterreformismus. Zum politischen Profil der sozialdemokratischen Parteibasis im Deutschen Kaiserreich. Methodisch-inhaltliche Bemerkungen zu Vergleichsstudien (künftig zitiert: Parteibasis), in: IWK, Jg.20 (1984), H.4, S.483–498. Der vorliegende Aufsatz baut im Licht der neueren Forschung in einigen Aspekten auf dem älteren auf.

Lebenswelt und Kultur vollzogen hatten, die mentale Disposition offensichtlich derart beschaffen war, daß der Arbeiterreformismus gute Chancen hatte, die Ortsparteilinie zu bestimmen. Im Unterschied dazu habe der Arbeiterradikalismus dort am ehesten seine Chance gehabt, wo Zuwanderer nicht in das lokale Arbeitermilieu integriert wurden, sei es wegen der Religionszugehörigkeit, sei es wegen der aus anderen Gründen nicht integrationswilligen lokalen Gesellschaft. Rohe plädiert ferner dafür, sowohl den Arbeiterradikalismus als auch den Arbeiterreformismus zu unterteilen — entsprechend einer mehr sozialen Orientierung einerseits und einer mehr politischen Orientierung andererseits. Dabei geht er sogar noch einen Schritt weiter und stellt die These auf, daß eine mentale strukturelle Verwandtschaft zwischen ,,sozialem Radikalismus" und ,,sozialem Reformismus" bestanden und ,,nur" die jeweilige soziale Lage sich unterschieden habe. ,,Sozialer Radikalismus", so Rohe, könne am besten als ein Phänomen begriffen werden, das aus einer spezifischen ,,randständigen" Lage entsprungen sei. Ein solcher ,,sozialer Radikalismus" habe sich in stärker situationsabhängigen, spontanen und radikalen Aktionen niedergeschlagen. Im Unterschied dazu habe der ,,politische Radikalismus", ähnlich wie der ,,politische Arbeiterreformismus" einen gewissen Bildungsstand und politische Langzeitperspektiven vorausgesetzt. Ähnliches ließe sich auch für den Arbeiterreformismus sagen. Rohe kommt schließlich zu der These: ,,Die kulturell bedeutsamen Grenzen verlaufen offenbar quer zur Unterscheidung von ,,Arbeiterradikalismus" und ,,Arbeiterreformismus".[47] Allerdings konnte sich auch aus dem ,,sozialen Arbeiterreformismus" ein ,,politischer Arbeiterreformismus" und aus dem ,,sozialen Arbeiterradikalismus" ein ,,politischer Arbeiterradikalismus" entwickeln.[48] Zu genaueren Überprüfung dieser These wären weitere empirische Vergleichsstudien notwendig. Anzunehmen ist, daß die Typen des ,,politischen Arbeiterreformismus" und, wenn auch seltener, des ,,politischen Arbeiterradikalismus" schließlich stärker in den Parteizentren als in den Parteiprovinzen vertreten waren.

3. Sozialdemokratische Infrastruktur

Eine weitere Differenz zwischen Parteizentren und Parteiprovinzen bestand in dem unterschiedlichen Verbreitungsgrad der Selbsthilfe- sowie der Vorfeldorganisationen am jeweiligen Orte. Erinnert sei an die Hilfskassen, Arbeitersekretariate, Kinder- und Armenschutzkommissionen, ferner an diverse Arbeiterkulturvereine, wie Arbeiterturnvereine und Arbeitergesangvereine, schließlich auch an Konsumvereine, Baugenossenschaften, Volksbühnen und die Volksfürsorge. Der Auf- und Ausbau einer sozialdemokratischen Infrastruktur verstärkte die Zusammengehörigkeitsgefühle, vergrößerte die Anhängerschaft der Partei, verbesserte die Lebenslage vieler Arbeiterfamilien und wirkte milieubildend.[49] In Harburg gelang es sogar, eine von den Gewerkschaften und der SPD finanzierte ,,Sport- und Spielplatz Volkswohl GmbH" zu gründen. Als Gegner der Arbeiterbewegung rügte der zuständige Regierungspräsident deshalb die städtischen Behörden. Offenbar war ihm die große Sogwirkung solcher Unternehmen bewußt, oder er konnte sich diese gut ausmalen. So schrieb er: ,,Es

47 Karl Rohe, Ruhrgebietssozialdemokratie, a.a.O., S.336. Rohe verweist beispielsweise auf das katholische Milieu des Essener Raumes, das sich gegenüber den meist protestantischen Zuwanderern relativ abschloß.

48 Vgl. auch die Aussage von der ,,dispositiven Nähe von Arbeiterreformismus und Arbeiterradikalismus", in: Adelheid von Saldern, Parteibasis, a.a.O., S.493. Rohes Sichtweise überwindet jedenfalls die Einseitigkeit, die der Studie von Erhard Lucas noch anhaftet, der den Eindruck erweckt, es habe lediglich unterschiedliche Formen des Arbeiterradikalismus gegeben. Vgl. Erhard Lucas, Arbeiterradikalismus. Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt a.M. 1976.

49 Dazu siehe zum Beispiel Peter-Christian Witt, Entstehung, a.a.O., S.273, und S.287ff.

kann nicht verkannt werden, daß die Schaffung eines Volksparks in der Art des ‚Volkswohls' dem Bedürfnis der arbeitenden Bevölkerung nach Erholung in weitem Maße gerecht wird. Bedauerlich ist es aber, daß es der Sozialdemokratie und den ihr nahestehenden Gewerkschaften vorbehalten geblieben ist, ein derartiges Unternehmen ins Leben zu rufen, das nicht nur mittelbar die Massen der dortigen Arbeiterschaft enger an die sozialdemokratische Partei fesseln soll, sondern auch für unmittelbare Parteizwecke (Versammlungen, Sommerfeste, Maifeiern usw.) und damit dem politischen Klassenkampf dienen wird. Es hätten sich m.E. Mittel und Wege finden lassen müssen, Anlagen der nunmehr geschaffenen Art auf andere Weise, etwa von der Stadtverwaltung aus mit Unterstützung der beteiligten industriellen Kreise, in Angriff zu nehmen."[50]

In der Parteiprovinz gab es zwar auch der SPD nahestehende Vereine und Organisationen, aber doch in recht eingeschränktem Ausmaße. Es fehlte an finanziellen Möglichkeiten, an kulturellen Kompetenzen und an personellen Kapazitäten. Beispielsweise gab es in Singen vor dem Ersten Weltkrieg nur einen einzigen der SPD nahestehenden lebenspraktischen Verein.[51] Das war sicherlich außergewöhnlich wenig, zeigt jedoch, daß die Parteiprovinz eben nicht das oft zitierte ‚sozialdemokratische Lager' bilden konnte, wie das vielleicht noch am ehesten in den Parteizentren der Fall war. Allerdings ist offensichtlich die Gleichung „Parteiprovinz = wenige Selbsthilfeorganisationen" nicht durchgängig zutreffend. Das zeigt das Celler Beispiel: Dort konnte sich ein starker sozialdemokratischer Konsumverein entwickeln; die SPD gewann ferner maßgeblichen Einfluß auf den Bau- und Sparverein. Je drei Arbeitergesang- und -sportvereine sorgten für Kultur- und Freizeitangebote. Außerdem gab es dort eine proletarische Freidenkerorganisation, einen „Humoristischen Club", einen Saalbau-Verein sowie ein Arbeitersekretariat.

Trotz des Gegenbeispiels „Celle" blieben die Arbeiter und Arbeiterinnen in der Parteiprovinz in der Regel mehr als jene in Parteizentren von den bürgerlichen und kommunalen Einrichtungen abhängig. Dadurch wurde das Selbstwertgefühl der Sozialdemokraten in der Provinz hinsichtlich der Möglichkeiten kollektiver Hilfeleistungen maßgeblich geschwächt. Die geringeren Entfaltungs- und Erfahrungsmöglichkeiten in der Provinz hinsichtlich des Aufbaues und der Wirkungsweise von eigenen oder der SPD nahestehenden Organisationen führten nicht nur zu größeren Abhängigkeiten von bürgerlichen und kommunalen Einrichtungen, sondern auch tendenziell zu einem stärkeren Anpassungs- bzw. Wohlverhalten gegenüber den Repräsentanten der hegemonialen bürgerlichen Kultur.

Weitere Differenzen zwischen Parteizentren und Parteiprovinzen betreffen die Räumlichkeiten für Parteiversammlungen. Bekanntlich war die SPD viele Jahre — auch noch nach 1890 —, auf die Bereitschaft von Wirten angewiesen, ihr Lokal für sozialdemokratische Versammlungen zur Verfügung zu stellen. In den Großstädten gelang dies verhältnismäßig leicht. Bestimmte Gastwirte sahen in Sozialdemokraten im allgemeinen gute Kunden; manchesmal half allerdings nur ein Boykott, Gastwirte zu „überreden", Räume zur Verfügung zu stellen.[52]

50 Der Brief stammt aus dem Jahre 1912, zitiert aus: Peter-Chrstian Witt, Entstehung, a.a.O., S.290. Allgemein zum Ausbau bürgerlicher und kirchlicher Arbeitervereine siehe Adelheid von Saldern, Wilhelminische Gesellschaft und Arbeiterklasse. Emanzipations- und Integrationsprozesse im kulturellen und sozialen Bereich, in: IWK Jg.13 (1977), H.4, S.469–505, besonders S.487ff.

51 Arbeiterleben in einer Randregion. Die allmähliche Entstehung der Arbeiterbewegung in einer rasch wachsenden Industriestadt. Singen a.H. 1895–1933. Hrsg. von Gerd Zang, Konstanz 1987, S.71.

52 James S.Roberts, Wirtshaus und Politik in der deutschen Arbeiterbewegung, in: Sozialgeschichte der Freizeit. Hrsg. von Gerhard Huck, Wuppertal 1980, S.128.

Allerdings gab es in den Großstädten auch Wirte, die von sich aus der SPD nahestanden oder ihr sogar angehörten. In Leipzig waren beispielsweise 3,4 Prozent der Parteimitglieder Gastwirte.[53]

In der Parteiprovinz, dort wo die bürgerliche Hegemonie die Alltagsstrukturen stark bestimmte, stieß man bei der Suche nach Versammlungsräumen auf besonders große Schwierigkeiten. In Göttingen drohte die Polizei jenen Wirten, die der SPD Räume anboten, damit, daß sie dafür sorgen würde, daß weder Studenten noch Militärpersonen in Zukunft ihr Lokal mehr besuchten, also wichtige Kundschaft verloren gehe. Diesem informellen Druck beugte sich so mancher Gastwirt.[54]

Auch später, als vor allem die Gewerkschaften daran gingen, Volks- und Gewerkschaftshäuser für die Arbeiterschaft zu bauen, wurden vorrangig Parteizentren als Standorte gewählt, vor allem Großstädte, so in Hamburg und Berlin. Bis zum Jahre 1906 gab es 27 und 1914 76 Volks- und Gewerkschaftshäuser.[55] Ihnen kam große symbolische Bedeutung zu, galten sie doch als steinerne Zeugen der Kraft der Arbeiterbewegung, genauer, steinerne Zeugen der Kraft der Parteizentren, die in den Parteiprovinzen eben fehlten. Der Versuch der Celler Sozialdemokraten, ein Gewerkschaftshaus zu bauen, scheiterte im Jahre 1905 schlicht an Geldmangel.

4. Proletarische Öffentlichkeiten

Vergeblich forderte die Arbeiterbewegung das ‚Recht auf die Straße', um Demonstrationszüge organisieren zu können. In großen Städten bzw. in Parteizentren vermochte sie sich jedoch ein solches Recht unter bestimmten Umständen einfach herauszunehmen, so bei Streiks, bei 1. Mai-Demonstrationen, bei Wahlrechts- und Friedensdemonstrationen. In den Großstädten schritt die Polizei nicht immer gegen solche unerlaubten Demonstrationen unter ‚freiem Himmel' ein; gar manches Mal duldete sie solche Zusammenkünfte, um Konflikte nicht zum falschen Zeitpunkt hochzuspielen. Doch darauf konnte sich niemand verlassen, denn zu anderer Gelegenheit vertrieb sogar berittene Polizei oder Militär die Menschenmenge.

Jede Demonstration unter ‚freiem Himmel' war deshalb ein Wagnis. Doch in Parteizentren ging man im Unterschied zu den Parteiprovinzen ein solches Wagnis ab und zu ein. So kam es in Berlin im Januar 1907 zu eindrucksvollen Demonstrationen unter ‚freiem Himmel', als es um die Verbesserung des preußischen Wahlrechts ging.[56] Noch ein anderes Beispiel sei genannt: Am 18. März jeden Jahres pilgerten Arbeiterinnen und Arbeiter in Berlin durch die Straßen der Stadt — demonstrativ zu den Gräbern der sogen. Märzgefallenen vom Jahre 1848. Als 1892 die Polizei einschritt, hatte dies zur Folge, daß im folgenden Jahr noch mehr Arbeiterinnen und Arbeiter dorthin zogen. Erinnert sei schließlich an die großen Demonstrationen mitten durch die Stadt Hamburg anläßlich des sogen. Wahlrechtsraubes 1905/06. Dabei handelte es sich um besonders spannungsgeladene Demonstrationszüge, die der sozialdemokratischen Organisation schließlich sogar entglitten.[57]

53 Robert Michels, Sozialdemokratie, a.a.O., S.509.

54 Vom Lokalmangel im Gelsenkirchner Raum berichtet auch Stefan Goch, Sozialdemokratische Arbeiterbewegung und Arbeiterkultur im Ruhrgebiet. Eine Untersuchung am Beispiel Gelsenkirchen 1848–1975 (künftig zitiert: Arbeiterbewegung), Düsseldorf 1990, S.118f.

55 Proletariat. Kultur und Lebensweise im 19. Jahrhundert. Hrsg. von Dietrich Mühlberg, Leipzig 1986, S.206.

56 Die Geschichte der Berliner Arbeiter-Bewegung. Ein Kapitel zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Hrsg. von Eduard Bernstein, T.1–3, Berlin 1907–1910, T.3, S.193.

57 Zum Verlauf der Demonstration gegen die Wahlrechtsverschlechterung siehe Richard Evans, Wahlrechtsraub, Massenstreik und Schopenstehlkrawall: Der Kampf gegen die Wahlrechtsverschlechterung 1905–1906, in: Das andere Hamburg. Hrsg. von Jörg Berlin, Köln 1981/82, S.162 ff.

Solche Kraftproben auf offener Straße bzw. um das ‚Recht auf die Straße' konnten sich Sozialdemokraten offensichtlich in der Parteiprovinz nicht erlauben.[58] Dies galt auch für die 1. Mai-Umzüge.[59] Zum Beispiel trauten sich die Göttinger Sozialdemokraten kein einziges Mal, eine Versammlung unter ‚freiem Himmel' abzuhalten. Besser hatten es die Parteiprovinzen in Süddeutschland, vor allem bei 1. Mai-Umzügen. In Württemberg konnten solche Veranstaltungen sogar legal durchgeführt werden, so daß es in dieser Region auch in Parteiprovinzen wie Tübingen — zumindest ab 1910 — möglich wurde, Umzüge auf offener Straße durchzuführen.[60]

In Preußen hingegen waren 1. Mai-Umzüge generell verboten. Oft wurden dehalb, wie zum Beispiel in Celle oder im Gelsenkirchner Raum, „Spaziergänge" daraus.[61] Auch in Parteizentren hielt sich die SPD am 1. Mai im allgemeinen an die von der Polizei festgelegten Spielregeln, selbst in Berlin. Dort feierte die Sozialdemokratie dann — ähnlich wie in der Parteiprovinz — „ihren" 1. Mai in großen Gastwirtschaftssälen. Doch auch hierbei gab es Unterschiede zwischen Parteizentren und Parteiprovinzen. Eduard Bernstein beschrieb eine solche 1. Mai-Feier in Berlin wie folgt: „1894 wurden in Berlin von den Gewerkschaften 12.000 Feiernde festgestellt, 1905 dagegen waren es zwischen 50 — und 60.000. Die Zahl derer aber, die an den Nachmittags- und Abendfesten der Wahlvereine teilnahmen, beläuft sich auf mehrere Hunderttausend. Und welche Begeisterung bricht auf diesen Festen neben allen Lustbarkeiten und Unterhaltungen immer wieder durch! Mit welchem Jubel werden auf ihnen die Melodien der Arbeiterlieder begrüßt, mit welcher Inbrunst die Massengesänge mitgesungen, mit welch stürmischen Zustimmungen die Festreden entgegengenommen, die den Sinn der Feier darlegen!"[62]

Selbstverständlich feierte man auch in der Parteiprovinz den 1. Mai mit Reden, Liedern und Vergnüglichkeiten. Trotzdem waren Unterschiede festzustellen, nicht nur hinsichtlich der Anzahl der Feiernden, sondern auch bezüglich der sogen. Arbeitsruhe an diesem Tage. Im Göttinger Raum kam es beispielsweise an keinem 1. Mai zu Arbeitsniederlegungen — im Unterschied zu den Parteizentren.

Ein weiterer wichtiger Aspekt betrifft die Zeitungen.[63] Die Parteizentren und größeren Parteiorte, wie Harburg, verfügten in der Regel jeweils über eine sozialdemokratische Zeitung,[64] die zwar auch einige Berichte aus der Parteiprovinz veröffentlichte, aber vergleichsweise wenige.

58 Ein eindrucksvolles Beispiel ist aus Süchteln am linken Niederrhein überliefert. Die Mitglieder von drei sozialdemokratischen Gesangvereinen, die durch die Straßen ziehen wollten, wurden mit gezogenem Säbel auseinandergetrieben. Vgl. Norbert Pies, „Hetzer wohnen hier verhältnismäßig wenige." Geschichte der Arbeiterbewegung am linken Niederrhein. Hrsg. von Günter Pätzold und Karl-Heinz Schlingmann, Marburg 1989, S.70f.

59 Zur Geschichte der 1. Mai-Feiern siehe: 100 Jahre Zukunft. Zur Geschichte des 1. Mai. Hrsg. von Inge Marßolek, Frankfurt am Main und Wien 1990.

60 Arbeitertübingen, a.a.O., S.102; Jörg Schadt und Wolfgang Schmierer, SPD, a.a.O., S.114; Dieter Wuerth, Radikalismus, a.a.O., S.57.

61 Zum Gelsenkirchener Raum siehe Stefan Goch, Arbeiterbewegung, a.a.O., S.128f.

62 Die Geschichte der Berliner Arbeiter-Bewegung, a.a.O., T.3, S.430.

63 Außer auf Zeitungen und Zeitschriften ist noch auf die wandernden Gesellen und die regional mobilen Fabrikarbeiter als „Innovationsagenten" zu verweisen; Vgl. Dieter Kramer, Das Neue, a.a.O., S.332.

64 Die Organisation des Parteizeitungswesens war ebenfalls von Anfang an polyzentral angelegt. Vor dem Sozialistengesetz befanden sich die beiden größten Parteiverlage nicht in Berlin, sondern in Leipzig (Genossenschafts-Buchdruckerei) und in Braunschweig (Wilhelm Bracke). Der ‚Vorwärts', das neue Zentralorgan der SPD, erschien dann allerdings in der Reichshauptstadt Berlin; für Harburg siehe Peter Christian Witt, Entstehung, a.a.O., S.285.

Der Parteipresse kam als potentiellem Träger von Gegenöffentlichkeit entscheidende Bedeutung zu. Die Kommunikation mit Hilfe einer klassenspezifischen Presse ermöglichte das alltägliche Vertrautwerden mit dem kollektiven Charakter des eigenen Lebensschicksals, mit größeren und tiefgreifenden Problemzusammenhängen und mit der Verallgemeinerung individueller Erfahrungen und Deutungsmuster.

Häufig wurde in den Parteiprovinzen über die angeblich mangelhafte Berichterstattung geklagt. Auch die Göttinger Sozialdemokraten waren über die Qualität der Berichterstattung des „Volkswille", der in Hannover herausgegeben wurde, unzufrieden.[65] Kurz vor dem Ersten Weltkrieg diskutierten sie sogar über den Plan, in Südhannover eine eigene sozialdemokratische Presse aufzubauen, und zwar mit der aufschlußreichen Begründung: „Wir brauchen ein den rückständigen Verhältnissen Rechnung tragendes Organ. Vor allem müssen die lokalen Zustände im Sinne unseres Programms besprochen werden. Nur so könne man an die große Masse der noch Unaufgeklärten herankommen."[66] Der „Volkswille" sei völlig unzureichend, besonders weil er auf großstädtische Verhältnisse und nicht auf die rückständige Provinz zugeschnitten sei. Im übrigen sei für viele Arbeiter „unserer Gegend" der „Volkswille" zu hoch. Hier zeigt sich deutlich die kulturelle Diskrepanz zwischen urbanen Parteizentren und klein- bzw. mitttelstädtischen Parteiprovinzen. Außerdem, so hieß es in der kritischen Stellungnahme weiter, wünschten die Frauen vor allem örtliche Neuigkeiten zu lesen, was der „Volkswille" nicht böte.[67] Kritik am „Volkswillen" wurde auch immer wieder in Celle und anderswo in der Parteiprovinz laut. Viele lasen deshalb das bürgerliche Lokalblatt weiter.

Die Idee, eigene sozialdemokratische Provinzzeitungen herauszugeben, konnte in Göttingen allerdings erst nach 1918 verwirklicht werden. Vor dem Ersten Weltkrieg blieben in der Parteiprovinz jene Sozialdemokraten und -demokratinnen, die an Lokalnachrichten interessiert waren, weitgehend auf die bürgerliche Presse angewiesen. Der Unterschied zu den Parteizentren war eklatant.

5. Gewerkschaften und Streiks

Da die Gewerkschaften das größte Rekrutierungsfeld für die Sozialdemokraten darstellten,[68] war ihre Repräsentanz am Orte für die potentielle Gegenmacht der Arbeiterbewegung bedeutsam, wenngleich zwischen gewerkschaftlicher Organisationsbindung und sozialdemokratischer Parteimitgliedschaft eine große numerische Lücke klaffte. In Preußen hatten die Gewerkschaften ihr bestes Standbein in Berlin und in den Provinzen Hannover, Schleswig-Holstein, Brandenburg und Hessen-Nassau. Erst nach der Jahrhundertwende rückten die industriellen Ballungsgebiete, nämlich Sachsen, Rheinland und Westfalen als mitgliederstärkste Provinzen nach vorne.[69] Allerdings verteilten sich die Gewerkschaftsmitglieder mit der Zeit gleichmäßiger über das Reichsgebiet als anfänglich, und so konnte auch das Nord-Süd-Gefälle abgeflacht werden.[70]

65 Adelheid von Saldern, Arbeiter-Reformismus, a.a.O., S.187.
66 In: Volkswille vom 15.7.1914.
67 Adelheid von Saldern, Arbeiter-Reformismus, a.a.O., S.188.
68 Vgl. auch Gerhard A. Ritter, Sozialdemokratie, a.a.O., S.332.
69 Klaus Schönhoven, Die regionale Ausbreitung der deutschen Gewerkschaften im Kaiserreich 1890–1918, in: Aufstieg, a.a.O., S.355. Allerdings verzichtet der Autor darauf, nach analytischen Erklärungen zu suchen.
70 Klaus Schönhoven, a.a.O., S.357.

Die örtlichen Gewerkschaftskartelle — Ausdruck der kollektiven gewerkschaftlichen Verankerung an einem Orte — waren in Städten immer häufiger anzutreffen. Bestanden im Jahre 1901 erst 353 solche Einrichtungen, waren es 1914 bereits 820.[71] Gleichzeitig wurden die Verwaltungen in den einzelnen Berufsverbänden professionalisiert. Die Zahl der Gewerkschaftsfunktionäre wuchs zwischen 1898 und 1914 fünfmal so schnell wie die Zahl der Mitglieder. Im Zuge der Professionalisierung der Gewerkschaftsorganisation wurden ,,planmäßig regionale Führungsstäbe für die Mitgliederwerbung und die Mitgliederbetreuung" eingerichtet.[72] Für die lokale Gewerkschaftsorganisation bedeutete dies — ähnlich wie auf Parteiebene — eine Zentralisierung und Hierarchisierung auf regionaler Ebene, wovon vor allem schwache lokale Gewerkschaftsorganisationen tangiert wurden.

Vor Ort hielt sich die Verzahnung zwischen Partei und Gewerkschaften, was die Doppelmitgliedschaften anbelangte, in Grenzen. Die gewerkschaftlich organisierten Parteimitglieder machten innerhalb der Gewerkschaftsmitgliedschaft oft nur einen relativ kleinen Anteil aus: Um 1905 betrug dieser in Frankfurt a.M. ca. 9 Prozent, in Marburg, einer Parteiprovinz, 23 Prozent und in Göttingen 14 Prozent. In Großberlin waren 1906 auch nur 16,4 Prozent der Gewerkschaftsmitglieder in der SPD organisiert.[73]

Waren also die Mitgliederverflechtungen zwischen den Gewerkschaften und der SPD sowohl in den Parteizentren als auch in den Parteiprovinzen recht begrenzt, so spielten die Gewerkschaften eine bedeutsame Rolle, wenn es um die Bildung proletarischer Öffentlichkeiten, vor allem in Streiksituationen, ging. Streikende Arbeitermassen waren vorwiegend ein städtisches Phänomen. In den Hansestädten und in Berlin, so ermittelte Boll, streikten im Schnitt zwei- bis viermal so viele Arbeiter wie im übrigen Reichsgebiet, wobei in dieser Aussage auch die Zahl der Aussperrungen enthalten ist.[74] Schaut man aber nicht auf die Anzahl der Streikenden und Ausgesperrten, sondern auf die Anzahl der Arbeitskämpfe, so ändert sich das Bild. Dann treten Mecklenburg-Schwerin, Schleswig-Holstein, Ostpreußen, Elsaß-Lothringen, Pommern und mit einigem Abstand die Provinzen Sachsen, Hannover sowie die thüringischen Kleinstaaten in den Vordergrund, also Regionen mit einer noch zum Teil wenig entwickelten Arbeiterbewegung.[75] Industrielle Umlandgemeinden der Hansestädte, industrielle Mittelstädte sowie kleinere Kommunen Mitteldeutschlands erwiesen sich als Orte mit relativ vielen Arbeitskämpfen. Dabei trat auch ein Nord-Süd-Gefälle zu Tage. Sieht man von den arbeitskampfintensiven Inseln wie Nürnberg und Augsburg ab, so war das soziale Klima im Süden meist besser als im Norden, weswegen es in den südlichen Regionen zu weniger Streiks kam. In Nord- und Mitteldeutschland gab es zum Teil, so in Städten wie Hannover, Düsseldorf, Dresden und Leipzig, eine hohe Korrelation zwischen den an Arbeitskämpfen direkt Beteiligten und dem Organisationsgrad, das heißt dem Anteil der Gewerkschaftsmitglieder unter der Arbeiterschaft.[76] Offensichtlich wirkten die Erfahrungen, die in einem Arbeitskampf gemacht wurden, in der Weise, daß auch der Wunsch entstand, offizielles Gewerkschaftsmitglied zu werden. Doch kam es auch zu anderen Verhaltensmustern, vor

71 Ebda.
72 A.a.O., S.358, siehe auch S.357.
73 Angaben bei Robert Michels, Sozialdemokratie, a.a.O., S.489f. vgl. auch a.a.O., S.499ff; Adelheid von Saldern, Einwohner, a.a.O., S.173; Gerhard A. Ritter, Sozialdemokratie, a.a.O., S.332. Zahlen aus dem Ruhrgebiet siehe bei Karl Rohe, Ruhrgebietssozialdemokratie, a.a.O., S.328.
74 Friedhelm Boll, Massenbewegungen, a.a.O., S.400.
75 A.a.O., S.400ff.
76 A.a.O., S.406.

allem in agrarischen oder schwerindustriell bestimmten preußischen Provinzen sowie im Reichsland Elsaß-Lothringen. Dort lag die Beteiligung an Arbeitskämpfen höher als der Organisationsgrad.[77] Im kleinstädtischen Milieu, so stellte Friedhelm Boll fest, kam es nicht selten zu einer beachtlichen Diskrepanz zwischen der relativ hohen Streik- und Wahlbeteiligung und dem niedrigen Organisationsgrad.[78] Dies läßt auf eine permanente strukturelle Unterdrückungssituation der Arbeiter durch die diversen Herrschaftsträger schließen.

Bei Streiks konnten Solidarität, Kollektivität, Selbsterfahrung und Öffentlichkeit miteinander verschmelzen. Lernprozesse konnten in Gang kommen, und zwar in dem Maße, in dem die öffentlichen Streikversammlungen Schnittpunkte von Aktion und Reflektion darstellten. So bewirkte zum Beispiel der große Bergarbeiterstreik von 1889, daß Dörfer und Ortsteile, die 1887 noch mehrheitlich liberal gewählt hatten, bei der folgenden Reichstagswahl von 1890 fast geschlossen zur Sozialdemokratie überschwenkten; der Bergarbeiterstreik hatte offenbar zu einem Vertrauensverlust gegenüber dem angestammten Betriebspatriachalismus geführt.[79]

In der Parteiprovinz waren Streiköffentlichkeiten schwierig aufzubauen. Abgesehen von den Organisationsproblemen, die sich durch zersplitterte Betriebsöffentlichkeiten ergaben, war es vor allem der individuelle Fluchtdrang vieler Streikender, welcher der Streiköffentlichkeit schadete. Streikende zogen sich in der Provinz oftmals wieder in ihre dörflichen Herkunftsorte zurück, vor allem wenn es sich um Maurer, Bauarbeiter und Zimmerer handelte. Flick- und Feldarbeiten ersetzten notdürftig den temporären Verlust des Arbeitsplatzes. Oder die Streikenden zogen ganz aus dem Streikort weg.[80] Unter solchen Bedingungen war es schwierig, eine lebendige Streiköffentlichkeit über längere Zeit herzustellen. Doch auch in diesem Bereich gibt es wieder das Gegenbeispiel Celle. Dort kam es im Jahre 1907 zu einem einjährigen Maurerstreik, der eine starke Öffentlichkeit erzielen konnte. Und umgekehrt, auch in Großstädten bzw. in Organisationszentren kämpften die Streikführungen mit ähnlich gelagerten Probleme wie in der Provinz. Auch dort flohen streikende Arbeiter von einer Stadt zur anderen und versuchten, ihre Probleme auf individuelle Weise zu lösen. Doch im Vergleich zu den Zentren wirkten sich in der Provinz solche Verhaltensformen besonders nachteilig aus, weil dort die (organisierte) Arbeiterschaft an sich ja schon nur relativ schwach vertreten war.[81]

Die meisten Streiks in der Provinz wurden überdies mit dem jeweiligen gewerkschaftlichen Gauverband abgesprochen. Dabei ging es in erster Linie um den Kampf gegen die in der Provinz meist besonders niedrigen Löhne. Die Gewerkschaftsbürokratie versuchte, vor allem nach der Jahrhundertwende, regionale Lohndifferenzen einzuebnen, das heißt, die Lohnverhältnisse zwischen Zentrum und Provinz anzugleichen. Bei dem stark ausgeprägten eigenen Ohnmachtsgefühl der Arbeiterbewegung in der Provinz war das Vertrauen, daß das regionale Gewerkschaftszentrum, der Gauverband, die Situation schon richtig einschätzen und angemessen handeln würde, groß, selbst wenn die eigenen Forderungen nicht in voller Höhe durchgesetzt werden konnten und es zu Vergleichen mit den Arbeitgebern kam. Durch diese

77 A.a.O., S.408.
78 Friedhelm Boll, Arbeitskampf und Region. Arbeitskämpfe, Tarifverträge und Streikwellen im regionalen Vergleich 1871–1914, in: Aufstieg, a.a.O., S.380.
79 Karl Rohe, Ruhrgebietssozialdemokratie, a.a.O., S.322f.
80 Typisch hierfür war der Verlauf eines Tabakarbeiterstreiks 1890 in Eschwege. Vgl. Konrad Homeister, Die Arbeiterbewegung in Eschwege (1885 bis 1920). Ein Beitrag zur Kreis- und Stadtgeschichte, Kassel 1987, S.21f. Viele Streikende zogen aus Eschwege weg.
81 Adelheid von Saldern, Arbeiter-Reformismus, S.199.

Hilfe ‚von oben', das heißt, durch die Hilfe des gewerkschaftlichen Gauverbandes, konnte die Provinz nur schwerlich ein Selbstvertrauen auf die eigene lokale Kraft gewinnen, zumal sie auch wußte, daß ihre Position gegenüber den Unternehmern auf Grund der häufig feststellbaren strukturellen, meist verdeckten Arbeitslosigkeit sehr schwach war. Für die Unternehmer in der Provinz war es oft ein leichtes, nicht gefügige streikende Arbeiter durch gefügige Arbeiter auszutauschen.[82] Zusammenfassend darf angenommen werden, daß die Schwäche der Gewerkschaften in den Provinzen und ihre relative Stärke in den Zentren nicht ohne Rückwirkungen auf das Selbstvertrauen der SPD vor Ort geblieben ist.

6. Quartiermilieus

M. Rainer Lepsius hat zur Charakterisierung des Deutschen Kaiserreichs den Begriff des sozialmoralischen Milieus eingeführt. Wesentlich bei diesen Milieus sei die „spezifische Zuordnung" von Religion, regionaler Tradition, wirtschaftlicher Lage und kultureller Orientierung.[83] Der Begriff wird gebraucht, wenn es darum geht, „die sozial vermittelte alltägliche und selbstverständliche Umwelt des Individuums bzw. sozialer Gruppen" zu untersuchen.[84] Dabei zeigt sich, daß Sozialmilieus oft kleinräumigen Charakter aufwiesen, häufig in der Größe eines Wohnviertels oder eines Teils davon.

Während des Urbanisierungsprozesses bildeten sich in den Großstädten auf Grund sozialräumlicher Segregationsprozesse Arbeiterviertel heraus. Dabei handelte es sich nicht um Quartiere, in denen ausschließlich Arbeiterfamilien lebten, jedoch um solche, in denen die Arbeiterschaft sozial und kulturell gesehen eindeutig dominierte. Zwar waren auch die Klein- und Mittelstädte von sozialräumlichen Segregationsprozessen nicht ausgenommen, doch mangelte es hierbei an einer räumlichen und kulturellen Verdichtung. Vielfach wohnten — wie in Göttingen — Arbeiterfamilien noch im bürgerlich geprägten Stadtzentrum, wenn auch nur in den dort befindlichen Altbauhäusern mit schlechter Bausubstanz. In Großstädten bildeten sich die Arbeiterquartiere entweder in den damals neuerstellten großen Mietshausarealen oder in den sogen. „Zonen der Transition", in Althausquartieren am Rande der City. Stephan Bleek charakterisiert das Leben in einem Arbeiterquartier, dem Münchner Westend, wie folgt: „Man kannte sich am Arbeitsplatz, traf sich aber auch nach Feierabend in der Nachbarschaft. [. . .] Die Seßhaftigkeit band die Bewohner fest in ein bestimmtes Milieu ein, das sein eigenes soziales Profil entwickelte, das von einer starken altersmäßigen Homogenität geprägt wurde, das auf gleichgerichtete Erfahrungen vieler ruhte und das alle Voraussetzungen für besonders intensive Kommunikationsbeziehungen mitbrachte."[85] Die Sozialdemokraten — so Bleek — profitierten dort vor allem von der Mobilisierung vormaliger Nichtwähler. Dabei habe es sich beim Westend um ein Wohnviertel gehandelt, das eine starke Arbeiterzuwanderung zu verzeichnen hatte. Die immer neu zuziehenden Arbeiter „wurden unmittelbar in die von der Sozialdemokratie geprägte politische Kultur des Stadtviertels integriert [. . .]. Die spezifischen sozialräumlichen Bedingungen ermöglichten eine rasche sozialistische

82 A.a.O., S.109; für Lahr vgl. Walter Caroli und Robert Stimpel, Lahrer SPD, a.a.O., S.48.

83 M. Rainer Lepsius, Parteiensystem und Sozialstruktur: Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft, in: Die deutschen Parteien vor 1918. Hrsg. von Gerhard A. Ritter, Köln 1973, S.56ff, hier S.68.

84 Karl Gabriel, Die Erosion der Milieus. Das Ende von Arbeiterbewegung und politischem Katholizismus? in: Sozial- und Linkskatholizismus. Hrsg. von Heiner Ludwig und Wolfgang Schroeder, Frankfurt am Main 1990, S.242.

85 Stephan Bleek, Ein Wählermilieu in der Großstadt — Bemerkungen zum Durchbruch der SPD in einem Münchner Arbeiterviertel, in: Aufstieg, a.a.O., S.140; neuerdings ders., Quartierbildung in der Modernisierung. Das Münchner Westend 1890–1933, München 1991.

Orientierung mit Massenwirkung."[86] Es entstand ein dichtes sozial-kommunikatives Netzwerk, aus dem sich alternative kulturelle Praxisformen entwickeln konnten.[87] Damit stellte das Westend ein Gegenmodell zu jenen Ruhrgebietsorten dar, in denen, Rohe zufolge, eine Integration der Zuwanderer in das lokale Milieu nicht gelang.
Wie wichtig ein sozialdemokratisch geprägtes Sozialmilieu für die Ausstrahlungskraft auf das Kleinbürgertum war, wird auch daran erkennbar, daß in solchen Quartieren Friseure, Gastwirte, Lebensmittelhändler und selbständige Handwerker mit der Partei sympathisierten oder sie gar offen unterstützten.[88]

Zusammenfassung

Sozialdemokratische Milieus konnten sich in den Parteiprovinzen nur schwer etablieren. Viele sozialdemokratische Wähler zogen Formen anonymer Unterstützung zugunsten der Sozialdemokratie, wie bei den geheimen Reichstagswahlen, formalen und öffentlichen Sympathiebekundungen vor, sei es in Form einer Parteimitgliedschaft, sei es durch öffentliche Stimmabgabe bei den preußischen Landtagswahlen. Dies deutet darauf hin, daß die Wähler entweder keinen radikalen Bruch mit der sie umgebenden gewohnten Lebenswelt und Kultur vollziehen wollten oder Angst vor unliebsamen Reaktionen seitens der Arbeitgeber und der Behörden hatten.
In unserem Untersuchungszeitraum nahm die Macht der Partei- und Gewerkschaftsverwaltung auf regionaler Ebene zu, insofern sich die regionalen Partei- und Gewerkschaftszentren professionalisierten und bürokratisierten. Für die Parteiprovinzen, das heißt für die Orte bzw. Wahlkreise mit einer schwachen Arbeiterbewegung, bedeutete die neue regionale Organisationsstruktur — ungeachtet der polyzentralen Struktur der Gesamtpartei — eine Hierarchisierung und Zentralisierung der Parteiarbeit auf regionaler Ebene. Denn erstmals war es mit Hilfe der regionalen Partei- und Gewerkschaftszentren möglich, dauerhaft und gründlich auf die Politik der einzelnen Ortsparteien bzw. Wahlkreisvereine einzuwirken.
Die soziokulturellen Unterschiede zwischen den Parteizentren und den Parteiprovinzen nahmen in Wilhelminischer Zeit in vielen Bereichen eher zu als ab. Zum guten Teil war dies die Folge der größeren Entfaltungschancen der Partei in urban geprägten Milieus. Erinnert sei an die in Parteizentren und Parteiprovinzen verschieden stark ausgeprägte Präsenz von Intellektuellen und an die unterschiedlich entwickelte sozialdemokratische kulturelle Infrastruktur. Diese soziokulturellen Differenzen zwischen Parteizentren und Parteiprovinzen erhielten durch die Herausbildung der regionalen Organisationszentren eine kumulative Wirkkraft, insofern, als die soziokulturellen Differenzen mit der neuen regionalen Organisationshierarchie zusammenfielen. Es wäre interessant, unter einer solchen Fragestellung auch die zwanziger Jahre zu untersuchen, wobei angenommen werden darf, daß im Vergleich zur Vorkriegszeit auf sozialkulturellem Gebiet eher Angleichungstendenzen zwischen Parteiprovinzen und Parteizentren zu konstatieren sind, während im organisatorischen Bereich die Macht der regionalen Parteizentren erhalten geblieben ist. Sollte diese These zutreffen, treten rückschauend die zeittypischen Besonderheiten der Vorkriegssozialdemokratie besonders deutlich zu Tage.

86 A.a.O., S.142f; vgl. auch die Darstellung bei Dieter Hertz-Eichenrode, Parteiorganisation und Wahlkämpfe der Sozialdemokratie in Berlin, in: Aufstieg, S.242.
87 Dazu siehe allgemein: Vernon L. Lidtke, The Alternative Culture. Socialist Labor in Imperial Germany, New York, Oxford 1985, passim.
88 Vgl. auch Gerhard A. Ritter, Sozialdemokratie, a.a.O., S.329.

Der für die Vorkriegssozialdemokratie typische Zentralisierungs- und Hierarchisierungsprozeß auf regionaler Ebene kann freilich nicht als eine innerparteiliche Vergewaltigung der Parteiprovinzen durch die regionalen Parteizentren begriffen werden, denn dieser Prozeß basierte auf mannigfachen Hilfeleistungen der Parteizentren gegenüber den Parteiprovinzen, besonders in Organisations- und Agitationsfragen, aber auch — was die Gewerkschaften anbelangt — bei Streiks und Tarifverhandlungen. Der Zentralisierungs- und Hierarchisierungsprozeß schloß allerdings auch stets eine gewisse Kontrollmöglichkeit seitens der regionalen Parteizentren gegenüber den Parteiprovinzen ein, was jedoch nicht heißen soll, daß es gar keine Spielräume mehr für die Parteiprovinzen gegeben habe. Dies gilt auch für die Versuche der regionalen Parteizentren, eine parteirichtungspolitische Homogenisierung „ihres" Bezirks zu erreichen. Denn um solche Bemühungen zum Erfolg zu führen, bedurfte es nicht nur der Hilfeleistung und der Machtdemonstration seitens der Parteizentren, sondern auch der entsprechenden habituellen Dispositionen und Mentalitäten in den Orts- und Wahlkreisorganisationen selbst.

Bei der Bewertung des Zentralisierungs- und Hierarchisierungsprozesses auf regionaler Ebene müssen beide Seiten, das heißt sowohl die Hilfeleistungen als auch die Schaffung zunehmender äußerer und innerer Abhängigkeiten gesehen werden. Überdies wies der Zentralisierungs- und Hierarchisierungsprozeß selbst ambivalenten Charakter auf: Von den regionalen Parteizentren gingen im Zuge des Hierarchisierungsprozesses einerseits starke Impulse auf die Parteiprovinzen aus, die durchaus befruchtend wirkten, indem den Parteiprovinzen neue erweiterte Erfahrungshorizonte und Realitätsdeutungen eröffnet wurden, von den notwendigen organisatorischen Hilfestellungen ganz abgesehen. Andererseits wirkte sich der Zentralisierungs- und Hierarchisierungsprozeß auf die Parteiprovinzen vermutlich auch oftmals lähmend aus, insofern, als in den Parteiprovinzen leicht der Eindruck entstand, es käme ausschließlich auf Agitations- und Organisationserfolge an und ein Orts- oder Wahlkreisverein sei nicht mehr so wie früher auf ortseigene politisch-kulturelle Ressourcen angewiesen. Nunmehr konnten Parteiprovinzen es sich ja erlauben, ein in der Provinz verankertes Parteiprofil nur soweit zu entwickeln, wie der Wahlerfolgsdruck dies unbedingt erforderte. Und wenn Probleme auftraten, dann konnte die Parteiprovinz nunmehr relativ einfach mit mehr Agitationsrednern von außen und von oben rechnen. In diesem Zusammenhang erscheint es fragwürdig, daß die regionalen Parteizentren gegenüber den Parteiprovinzen für deren angemessene äußere und innere relative Autonomie genügend Sorge getragen und genügend Hilfe zur Selbsthilfe angeboten haben, wodurch es den Parteiprovinzen ermöglicht worden wäre, ihre eigene Provinzsituation besser verstehen und deuten zu lernen, ohne dabei den gesellschaftlichen und parteipolitischen Gesamtzusammenhang aus den Augen zu verlieren. — Allerdings deutet das Celler Beispiel darauf hin, daß Parteiprovinzen selbst recht unterschiedliche Profile entwickeln konnten, so daß in der zukünftigen Forschung eine analysierende Typisierung nicht nur im Hinblick auf die Parteizentren, sondern auch bezüglich der Parteiprovinzen fruchtbar erscheint.

Genausowenig wie eine Massenpartei auf ein bestimmtes Ausmaß an Organisation, Zentralisierung und Professionalisierung der Parteiarbeit verzichten kann, genausowenig kann sie ohne einen bestimmten Grad an Homogenisierung, das heißt parteiinterner Profilangleichung, auskommen. Doch auf das jeweilige Ausmaß kommt es an. Immer wieder wurde in historischen Analysen auf den ‚Überschuß' hinsichtlich der Organisation und Bürokratisierung der Wilhelminischen SPD hingewiesen. Dieses Ergebnis kann konkretisiert werden:

Durch den Aufbau der regionalen Parteizentren und den damit verbundenen Zentralisierungs- und Hierarchisierungsprozessen gegenüber den mehr und mehr auf Hilfe angewiesenen Orts- und Wahlkreisvereinen entstand in der Vorkriegssozialdemokratie in der Tat ein gewisser ‚Überschuß' an Disziplinierung. Dieser gibt der deutschen Sozialdemokratie in Wilhelminischer Zeit eine besondere Note. Außerdem veranlaßt er zum Nachdenken, ob und gegebenenfalls wie — generell gesehen — das Verhältnis von innerparteilicher Vereinheitlichung auf regional-zentraler Ebene und einer relativen Autonomie auf lokaler Ebene im Gleichgewicht gehalten und ein wechselseitiger Impulsaustausch zwischen Parteizentren und Parteiprovinzen dauerhaft gewährleistet werden kann, ohne weder einem demokratieschädlichen Übermaß an Zentralisierung noch einem parteischädigenden Übermaß an Zersplitterung zu erliegen — ein stets schwieriger Balance-Akt.

THÜRINGEN — EINST HOCHBURG DER SOZIALISTISCHEN ARBEITERBEWEGUNG?

Von Franz Walter

Zeitzeugen der Arbeiterbewegung, Historiker des Sozialismus und die Wahlkampfstrategen der SPD — sie alle waren im März 1990 konsterniert: Bei den Volkskammerwahlen 1990 hatte die Sozialdemokratie ausgerechnet in ihren stets als Stammregionen gehandelten Ländern Sachsen und Thüringen eine vernichtende Niederlage erlitten. Und dabei hatten sich die Bonner Sozialdemokraten gerade von der Wiederentstehung ihrer Partei im „roten Mitteldeutschland" viel versprochen. Von einem tiefgreifenden historischen Mentalitätsbruch war hernach häufig die Rede. Doch war das „rote Mitteldeutschland" vor 1933 wirklich sozialdemokratischer Mutterboden? Der Verfasser hat an anderer Stelle versucht, den Mythos vom „roten Sachsen" zu relativieren.[1] Ohne Zweifel war Sachsen vor dem Ersten Weltkrieg das herausragende Pionierland der Sozialdemokratie; und auch in den Weimarer Jahren schnitten SPD und KPD — die im folgenden aus analytischen Gründen arithmetisch zu einem „sozialistischen Lager" zusammengefaßt werden — in Sachsen bei Reichstagswahlen durchweg um etwa 10 Prozentpunkte besser ab als im Durchschnitt des gesamten Deutschen Reiches. Andererseits aber begann schon Anfang der zwanziger Jahre in Teilen des Landes ein dramatischer Niedergangsprozeß vor allem der Sozialdemokratie, aber auch der sozialistischen Arbeiterbewegung im ganzen, von dem am Ende in erster Linie die Nationalsozialisten profitierten. Eine Hochburg der Sozialdemokratie und des sozialistischen Lagers blieb Sachsen vor 1933 lediglich dort, wo sich die Arbeiterbewegung seit der Jahrhundertwende zu einem in sich differenzierten, eng verzahnten Kulturmilieu hatte verdichten können; das war insbesondere im Raum Leipzig und im industriellen Elbtalkessel zwischen Riesa und Pirna der Fall. Dort aber, wo die Sozialdemokratie nur geringe organisatorische Wurzeln in der Bevölkerung hatte schlagen können, dort setzte mit der Inflationskrise eine rasante Erosion der sozialistischen Arbeiterbewegung ein; dies ereignete sich vor allem in der Textil- und Heimgewerberegion des sächsischen Südwestens, gleichsam im geographischen Dreieck von Plauen, Chemnitz

1 Vgl. Franz Walter, Sachsen — ein Stammland der Sozialdemokratie?, in: Politische Vierteljahresschrift, Jg.32 (1991), H.2, S.207–231.

und Marienberg. Im folgenden nun soll am Beispiel von Thüringen untersucht werden, inwieweit hier die Formel von der ,,roten Hochburg" historische Berechtigung hat, oder ob auch für diese Region Einschränkungen und Differenzierungen vorzunehmen sind. Überdies soll am Thüringer Beispiel — anknüpfend an die Ergebnisse der Studie zur sächsischen Arbeiterbewegung — der Frage nachgegangen werden, in welchem Maße das kulturelle Vereinsumfeld der Sozialdemokratie über Erhalt und Zerfall der sozialistischen Arbeiterbewegung in den Krisenjahren der Weimarer Republik entschied.

Wirtschafts- und Sozialprofil Thüringens

Die Entstehung, die rasche Ausdehnung, die frühen, bald imposanten Erfolge der Sozialdemokratie in einigen Landesteilen Thüringens wurden durch ähnliche soziale und ökonomische Faktoren begünstigt wie in Sachsen. Auch Thüringen gehörte Ende des 19. Jahrhunderts zu den hochindustrialisierten Regionen des Deutschen Reiches; einen höheren Industrialisierungsgrad wiesen lediglich Sachsen, das Rheinland und Westfalen aus. 1925 waren 50% aller thüringischen Berufszugehörigen in Industrie und Handwerk beschäftigt, 8,7% mehr als im Durchschnitt des Reiches.[2] Die Wirtschaftsstruktur Thüringens unterschied sich wie diejenige in Sachsen grundlegend vom Industrieprofil des rheinisch-westfälischen Reviers. Mangels Bodenschätzen und günstiger Transportwege hatte sich in Thüringen eine Schwerindustrie kaum entwickeln können. Chemische Industrtiebetriebe waren ebenfalls rar. In Thüringen dominierte dagegen eine hochspezialisierte, vielgestaltige, im wesentlichen anspruchsvolle Konsumgüter produzierende Leichtindustrie, die in erheblichen Teilen aus vorindustriellen Gewerbetradtionen hervorgegangen war. Prägend für das thüringische Wirtschaftsleben waren nicht einige wenige Großbetriebe, sondern zahlreiche Mittel- und Kleinbetriebe mit einer handwerklich hochqualifizierten Facharbeiterschaft — jene Arbeiterschicht also, die im besonderen Maße auf das kulturelle Veredelungsverständnis, den Bildungskodex und die Organisationsmaximen der Sozialdemokratie ansprach.

Stärker als in anderen Regionen Deutschlands war die Industrie in Thüringen auf den Auslandsexport angewiesen. Große Teile der vielfach noch in Heimarbeit hergestellten Spielwaren-, Glas-, Porzellan- und Textilerzeugnisse gingen nach Großbritannien, insbesondere aber in die USA. Das indes machte die thüringische Wirtschaft höchst anfällig und verwundbar für alle Schwankungen und Krisen auf dem Weltmarkt. Geriet in den Vereinigten Staaten die Ökonomie ins Stocken, dann stürzte das unmittelbar darauf etliche zehntausend Heimarbeiterfamilien, vor allem im Süden Thüringens, buchstäblich in Hunger und Elend. So war es häufig schon zu Zeiten des Kaiserreichs und und so geschah es dann auf verheerende Weise wieder in der großen Depression am Ende der Republik von Weimar. Klammerten sich die Hoffnungen der Heimarbeiter in ihrer Not vor dem Ersten Weltkrieg noch ganz an die Sozialdemokratie, so gaben sie ihr als Staatspartei Anfang der dreißiger Jahre die Schuld an der Misere. Ob nun im Vogtland oder eben im südlichen Thüringen: Spätestens seit Ende der zwanziger Jahre waren die Heimarbeiter bitter enttäuscht von der Sozialdemokratie; nicht

2 Hierzu und im folgenden Ulrich Hess, Geschichte Thüringens 1866–1914, Weimar 1991, S.95–146 und S.299-369; Johannes Müller, Die Stellung der thüringischen Industrie im Rahmen der deutschen und im besonderen der mitteldeutschen Industrie, in: Vierteljahresberichte des Thüringischen Statistischen Landesamtes in Weimar, Jg.5 (1926), Nr.2, S.79ff; ders. Wirtschaftskunde des Landes Thüringen, Weimar 1928; ders. Die thüringische Industrie, Jena 1930; Dietrich Grille, Sozialgeschichte, in: Thüringen. Hrsg. von Hermann Heckmann, Würzburg 1986; Jürgen John, Die Industrie in Thüringen, Mitte der zwanziger Jahre und 1933 bis 1939, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte, Weimar, Bd.8 (1981), S.18ff.

mehr Bebel, erst recht nicht Wels, sondern Hitler hieß nun ihr Messias, der sie aus dem Jammertal fortwährender Armut, Unsicherheit und Enge herausholen sollte.
Heimarbeiter — die Gruppe also, die zunächst zum Aufstieg der Sozialdemokratie im Lande beigetragen, Jahrzehnte später die dynamische Erosion der Partei bewirkt hatte — produzierten in Thüringen erheblich mehr als sonst im Reich. Vor allem in den Dörfern und Landgemeinden des Thüringer Waldes, also im rauhen Landstrich zwischen Eisenach und Sonneberg, waren das Hausgewerbe und das Verlagssystem schon in vorindustriellen Zeiten verbreitet und hatten sich bis ins 20. Jahrhundert zäh gehalten. Zentrum der Heimarbeit schlechthin in Thüringen war der Landkreis Sonneberg an der südlichen Spitze des Landes mit seinen besonders auf den amerikanischen Markt zugeschnittenen Spielwarenerzeugnissen. Sonneberg war im übrigen der am stärksten industrialisierte Landkreis Thüringens; 71,0 % alle Berufszugehörigen arbeiten hier Mitte der zwanziger Jahre in Industrie und Handwerk — 21 % mehr als sonst im Durchschnitt des Landes. Der Thüringer Wald und sein unmittelbares Umland waren zudem Standorte für die Glas- und Keramikindustrie. Auch in diesen Zweigen der verarbeitenden Industrie existierte im 20. Jahrhundert noch eine stattliche Zahl heimgewerblicher Produktionsstätten. Einen weiteren Mittelpunkt der thürignischen Hausindustrie bildete die Strick- und Wirkwarenstadt Apolda, in der Nähe Weimars gelegen. Von den rund 1200 Betrieben, die in den zwanziger Jahren in dieser „Stadt der Wolle", die nahezu ganz und gar, stärker jedenfalls als jede andere thüringische Stadt, von Gedeih und Wohl eines einzigen Industriezweiges abhängig war, produzierten Mitte der zwanziger Jahre etwa 1000 auf hausindustrieller Basis.[3] Die Textilindustrie war prägend auch für die neben dem Thüringer Wald zweite große Industrieregion des Landes: das ehemalige Reußenland, also der an Sachsen grenzende ostthüringische Landesteil. Doch zweierlei unterschied die ostthüringische Industrielandschaft von Apolda, dem „weimarischen Manchester", und den Wirtschaftsstrukturen des Thüringer Waldes. Erstens: In der Textilindustrie zwischen Gera und Zeulenroda wurde vorwiegend in Fabriken, nicht im Heimgewerbe gearbeitet. Zweitens: Die industrielle Basis der ostthüringischen Region hatte sich in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erheblich erweitert und differenziert. Neben der allmählich stagnierenden Textilindustrie waren Betriebe der Metallwarenherstellung und des Maschinenbaus hinzugekommen; dazu hatte sich eine Papier- und Lederwarenindustrie etabliert; im Norden des äußersten östlichen Landesteils, im Meuselwitzer-Rositzer-Revier, wurde zudem Braunkohle abgebaut. Der ostthüringische Landkreis Altenburg wies hinter dem südthüringischen Landkreis Sonneberg den höchsten Industrialisierungsgrad im Lande aus; 61,8 % der Berufszugehörigen im Altenburger Raum waren im Bereich von Industrie und Handwerk beschäftigt. Schließlich mag man als dritten industriellen Fokus Thüringens neben dem Thüringer Wald und dem früheren Reußenland noch die größeren Städte des Landes zusammennehmen, etwa Erfurt, Eisenach, Gotha, Saalfeld und Nordhausen, in denen sich vor allem die Metall- und Maschinenindustrie sowie der Fahrzeugbau entwickelt hatten. Nicht zu vergessen endlich ist Jena, dessen feinmechanisch-optische Industrie durch die Zeiss-Werke spätestens zu Beginn des 20. Jahrhunderts weltweites Renomee erlangt hatte.
Kurzum, Thüringen verfügte über zumindest zweierlei Industrielandschaften: über eine nahezu anachronistische, ausgesprochen krisenanfällige regionale bzw. lokale Monokultur des

3 Vgl. Dr. A. Gaertner, Die Strick- und Wirkwarenindustrie im Apoldaer Industriebezirk, in: Thüringer Jahrbuch, Jg.1 (1926), S.65–71.

Heimgewerbes mit einer extrem schlecht bezahlten Arbeiterschaft auf der einen Seite und vergleichsweise modernen, leistungsfähigen, gewerbestrukturell vielseitig, bunter noch als in Sachsen zusammengesetzten Industriezentren auf der anderen Seite. Darin aber erschöpfte sich der wirtschaftliche Charakter des Landes noch keineswegs. Das Land war nur in Teilen durch die Industrie geprägt. Im Norden und im Südwesten des Landes war die Industrie lediglich in wenige Orte vorgedrungen; in diesen Landstrichen überwog die Landwirtschaft, so vor allem im Landkreis Weimar, wo nahezu jeder zweite Berufszugehörige sein Auskommen durch Ackerbau und Viehzucht fand. Im Unterschied zu Sachsen war mithin die Bedeutung der Landwirtschaft und eben damit auch die politische Relevanz der agrarischen Bevölkerung noch in den Jahren der Republik beträchtlich. In Sachsen verdiente Mitte der zwanziger Jahre nicht einmal jeder zehnte durch die Landwirtschaft sein Brot; in Thüringen belief sich die Zahl immerhin auf ein gutes Fünftel der Berufszugehörigen. Zu den industrieschwachen Regionen Thüringens gehörte vor allem das im Nordwesten des Landes gelegene Eichsfeld mit den Landkreisen Heiligenstadt und Worbis und Teilen des Landkreises Mühlhausen. Das Eichsfeld zeichnete eine konfessionelle Besonderheit aus, die es ebenfalls in Sachsen in diesem Ausmaß nicht gab: Hier dominierten die Katholiken. Im Landkreis Heiligenstadt gehörten über 90% der Bevölkerung der Katholischen Kirche an, im Kreis Worbis waren es fast 80% und im Kreis Mühlhausen immerhin noch gut 43%. Mithin: In Thüringen existierten, anders als in Sachsen, seit jeher in Teilen des Landes soziale und konfessionelle Voraussetzungen, die die Möglichkeiten sozialdemokratischer Wahl- und Organisationserfolge von vornherein eng begrenzten. Bekanntlich hat die SPD in der gesamten Parlamentsgeschichte Deutschlands bei Wahlen weder in der agrarischen Bevölkerung noch unter den praktizierenden Katholiken reüssieren können. Das war so im Kaiserreich, das hielt in Weimar vor und das dauerte noch in der bundesrepublikanischen Gesellschaft an. Insofern waren die extrem hohen Wähleranteile, die die CDU 1990 etwa im Eichsfeld erzielte, durchaus keine Sensation, sondern die Fortsetzung einer Tradition, deren Beginn das Zentrum hier bereits 1874 gesetzt und die alle politischen Zäsuren seither unbeschadet überstanden hatte. Doch die sozialdemokratischen Wahlkampfstrategen hatten Anfang 1990 diese historischen Erfahrungen ignoriert; sie werden sie nicht einmal gekannt haben. Sie waren berauscht vom Mythos des „roten Thüringen".

Dabei besaß Thüringen noch in anderer Hinsicht und ebenfalls stark abweichend von Sachsen in weiten Landesteilen eher ungünstige Voraussetzungen für eine intensive Milieubildung des sozialistischen Lagers, die aber — wie wir sahen — über Halt und Stabilität der organisierten Arbeiterbewegung in erster Linie entschied. Im Unterschied zu den anderen hochindustrialisierten Regionen des Deutschen Reiches hatten sich in Thüringen keine rechten Ballungsräume und städtischen Metropolen imponierenden Ausmaßes entwickelt. Die Bevölkerungsdichte Thüringens lag Mitte der zwanziger Jahre mit 136,7 Einwohnern pro qkm um rund 200 Einwohner unter dem sächsischen Mittel. In mehreren thüringischen Landkreisen, so etwa in Schleiz, Hildburghausen, Camburg und Weimar, wohnten während der Weimarer Jahre lediglich gut 70 Menschen auf einem Quadratkilometer. Naturgemäß stärker besiedelt waren die industrialisierten Landkreise, so Sonneberg mit 227 Einwohnern pro qkm und Altenburg mit 192. Am dichtesten lebten die Thüringer also im Thüringer Wald — wenngleich in erster Linie in Gebirgsdörfern und industriellen Landgemeinden — und im Osten des Landes zusammen. Läßt man einmal die weiten, für die Besiedlung untauglichen, das Land aber prägenden Waldflächen unbeachtet, so lag die Bevölkerungsdichte im Osten bei

330 Einwohnern pro qkm, im Thüringer Wald gar bei 410 und dort am höchsten im Landkreis Sonneberg mit fraglos beeindruckenden 500 Einwohnern. Geht man nun lediglich von den Daten zur Bevölkerungsdichte und zum Industrialisierungsgrad aus, dann bestanden mithin zwar nicht überall in Thüringen, so aber doch im Osten des Landes und im Thüringer Wald günstige Ausgangslagen für den Auf- und Ausbau eines lebensweltlichen, kommunikativ und organisatorisch engmaschig verküpften sozialistischen Vereinsnetzes und Kulturmilieus.
Allerdings zeigte das sächsische Beispiel, daß nicht alle industriellen Arbeiterschichten in dicht besiedelten Räumen gleichermaßen zu sozialistischen Organisationsbindungen neigten. Und die Zahl derjenigen Arbeitergruppen, die zumindest in Sachsen aufgrund des Charakters ihres Gewerbes und ihrer Siedlungsform weniger leicht in das sozialistische Organisationsgeflecht und Normensystem zu integrieren waren, lag in Thüringen gar noch höher als im östlichen Nachbarland. Alles in allem also war Thüringen in wirtschaftlicher, sozialer und konfessioneller Hinischt nur beschränkt ein günstiger Boden für die sozialistische Arbeiterbewegung. Enge Grenzen ihrer Expansion setzten die weiten, agrarisch bestimmten Landesteile im Norden, Westen und Südwesten. Im Nordwesten des Landes bestand mit dem katholischen Eichsfeld eine Sperre, die das sozialistische Lager nie zu überwinden imstande war. Es blieb die thüringische Mitte, der äußerste Norden mit der Grafschaft Hohenstein, der Süden und der Osten. Hier boten sich der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in der Tat die besten Ausgangsbedingungen für einen raschen Aufstieg. Als Staatspartei in der sozialen und wirtschaftlichen Dauerkrise konnte sich die SPD dann indes nur dort halten, wo sie auf den Grundlagen eines kontinuierlich gewachsenen, weit ausgefächerten und organisatorisch stabilen Vereinsmilieus stand. Eine solche Basis aber war — wir werden es im einzelnen sehen — im Thüringer Wald trotz des hohen Industrialisierungsgrades, trotz eines ungewöhnlich hohen Arbeiteranteils und trotz der im Lande einzigartigen Bevölkerungsdichte nicht entstanden. Am Ende der Republik von Weimar war Thüringen kein Mutterboden für die Sozialdemokratie mehr. Der Humus, auf dem diese Partei wachsen und gedeihen konnte, fand sich schließlich nur noch in den äußersten Ecken des Ostens und Nordens des Landes.

Vom Kaiserreich bis 1920: Pionierland der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung

Gleichwohl: Zumindest in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg hatte Thüringen sozialdemokratische Geschichte geschrieben. Fast alle Parteitage, die die organisatorischen und programmatischen Weichen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung neu stellten, fanden in Thüringen statt. In Eisenach konstituierte sich 1869 die Sozialdemokratische Arbeiterpartei als Alternative zum ADAV. In Gotha vereinigten sich 1875 die Anhänger Bebels und Liebknechts mit den Epigonen Lassalles zur Sozialistischen Arbeiterpartei. In Erfurt verabschiedete die durch die zwölfjährige Unterdrückungszeit unter dem Sozialistengesetz geprägte Sozialdemokratie ihr ebenso epochales wie politisch zwiespältiges marxistisches Parteiprogramm. Und in Jena stritten die Delegierten des Parteitages im Jahre 1905 über Schaden und Nutzen des politischen Massenstreiks.
Nun mag die Wahl der Parteitagsorte wohl auch durch die geographische Mitte zu erklären sein, die Thüringen im Deutschen Reich einnahm. Doch mindestens ebenso bedeutsam war gewiß die außerordentliche Stärke, die die Partei in den Jahrzehnten nach der Reichsgründung in den thüringischen Ländern erlangte. Noch 1871 kamen die Sozialdemokraten in Thüringen bei den Reichstagswahlen lediglich auf 2,5 % der Wählerstimmen und standen damit um 0,7 %

schlechter da als im Reich, doch schon drei Jahre später hatten die thüringischen Sozialdemokraten den Durchschnitt der Partei in Deutschland insgesamt mit 14,5 % um 7,7 Prozentpunkte überflügelt. In den folgenden Jahrzehnten der Wilhelminischen Ära vergrößerte sich der Abstand zwischen den Wahlresultaten der thüringischen SPD und der Reichspartei, wenngleich zwischenzeitliche Einbrüche und Rückschläge — besonders eklatant zu Beginn des Sozialistengesetzes — für die Sozialdemokraten zwischen Einsenach und Altenburg nicht ausblieben. Bei den letzten Reichstagswahlen des Kaiserreichs im Jahr 1912 hatten die thüringischen Sozialdemokraten die absolute Mehrheit nur um 0,3 Prozentpunkte verfehlt. Mit 49,7 % der Wählerstimmen waren sie dem Durchschnitt der Sozialdemokratie im Deutschen Reich um nahezu 15 % voraus.[4] In zahlreichen thüringischen Industriestädten kam die SPD auf über 60 % der Wählerstimmen, so in Pößneck, Apolda, Sonneberg, Meuselwitz, Schmölln, Eisenberg, Zeulenroda und Saalfeld. Mit gutem Recht konnte sich daher die thüringische Parteiorganisation unmittelbar vor dem Ersten Weltkrtieg damit brüsten, zu den Schrittmachern der sozialdemokratischen Bewegung und Idee in Deutschland zu gehören.

An diesem exponierten Rang, den die sozialistische Arbeiterbewegung Thüringens im Kontext des organisierten Sozialismus in Deutschland einnahm, änderte sich auch zu Beginn der Weimarer Republik noch nichts. Mit 57,1 % errangen die beiden sozialdemokratischen Parteien bei den Wahlen zur Nationalversammlung im Januar 1919 deutlich die absolute Mehrheit der Stimmen im Lande, während MSPD und USPD im Reich als ganzes mit 45,5 % ebenso klar unterhalb der 50 %-Marke blieben. Die Reichstagswahlen 1920 bestätigten mit 53,8 % der Wählerstimmen noch einmal die absolute Majorität des durch die Kommunisten um eine dritte Partei weiter ausdifferenzierten sozialistischen Lagers in Thüringen. Die Mehrheitspartei innerhalb des sozialistischen Lagers in Thüringen war zu dieser Zeit unstrittig die USPD, die 30,6 % der Voten auf sich vereinte, während die MSPD mit 15,4 % der Stimmen kaum die Hälfte der Wählerschaft der unabhängig-sozialistischen Konkurrenz erfaßte und die Kommunisten sich noch mit mageren 4,4 Prozenten bescheiden mußten. Die Zeit der absoluten Mehrheiten war für das sozialistische Lager in Thüringen danach allerdings vorbei. Doch lagen die Wählerwerte des sozialistischen Lagers und der SPD in Thüringen auch in den restlichen 12 Jahren der Republik weiterhin höher als diejenigen im Reichsmaßstab, wenngleich der thüringische Vorsprung noch 1920 gegenüber dem Vorkriegsstand drastisch zusammengeschmolzen war.

Einen — allerdings ebenfalls nur leichten — Vorsprung vor dem Durchschnitt der Sozialdemokratischen Partei im Deutschen Reich verzeichnete die thüringische SPD zudem in der Mitgliederrekrutierung. 1929 hatten sich 1,94 % aller Thüringer der regionalen Parteiorganisation der SPD angeschlossen, während die Partei als ganzes in Deutschland nur 1,63 % der Reichsbevölkerung in ihrer Mitgliederkartei führte. Als Indikator für sozialdemokratisches Hochburgniveau ist die Mitgliederquote der thüringischen SPD indes nur schwerlich zu interpretieren, da sie damit selbst hinter dem folgenreich organisationsschwachen sächsischen Bezirk Zwickau zurückstand. Aus dem Mittelmaß sozialdemokratischer Mitgliederwerbung ragten indes die weit östlich gelegenen Unterbezirke heraus, deren Mitgliederdichte an die in der Studie über Sachsen vorgelegten Hochburgenwerte im Raum Leipzig und im Elbtal

4 Vgl. hierfür und für alle folgenden Angaben zu den Reichstagswahlenergebnissen: Statistik des Deutschen Reiches, Berlin, Bd.250, H.1, S.24f., S.58–61 und S.62–65; Bd.291, H.2, S.26–29; Bd.315, H.2, S.24–27; Bd.372, H.2, S.24–27; Bd.382, H.2, S.24–27; Bd.435, S.49.50 und Bd.434, S.184–187.

heranreichten. Ende 1927 gehörten in der Stadt Altenburg gut 6 Prozent der Bevölkerung der SPD an; im Unterbezirk Altenburg waren es immerhin noch 5%. In der Stadt Gera waren über 5 von 100 Einwohnern Mitglied der SPD; im Landkreis Gera besaßen 3 von 100 ein sozialdemokratisches Parteibuch. Auf die außergewöhnlich kräftigen Organisationsfundamente in Ostthürigen stützten sich ebenfalls die sozialistischen Freizeit- und Kulturvereine der Weimarer Jahre. Von den 14 500 Arbeitersängern, die 1932 im regionalen Arbeiter-Sängerbund organisert waren war, lebten über 40% im ostthüringischen Osterfeld, das dagegen nur ein Viertel der thüringischen Einwohnerschaft umfaßte. Im organisationsstarken sozialdemokratischen Arbeiterkulturmilieu Ostthüringens lag es zudem begründet, daß der Anteil der thüringischen Mitglieder an der Gesamtmitgliedschaft diverser Arbeiterorganisationen durchweg höher lag als der Prozentsatz Thüringens an der Reichsbevölkerung. Im Land Thüringen waren Mitte der zwanziger Jahre 2,6% der Reichsbevökerung ansässig; zählt man noch die staatsrechtlich zu Preußen gehörigen Landesteile dazu, so belief sich die Quote auf 3,7%. In den Arbeiterverbänden des sozialistischen Umfeldes brachten es die Thüringer Ende der zwanziger Jahre hingegen auf folgenden Anteile:[5]

ADGB	3,9%
Sozialistische Arbeiter-Jugend	5,9%
SPD	4,3%
Deutscher Freidenkerverband	8,7%
Arbeiter-Samariter Bund	8,0%
Arbeiterfußballvereine	8,1%
Arbeiter-Turn- und Sportbund	8,2%
Arbeiter-Sänger-Bund	7,8%
Volksbühnenvereine	4,9%

Der Niedergang

Im Vereinsnetz der sozialistischen Arbeiterbewegung waren die Thüringer zweifelsohne überproportional stark vertreten. Und auch die Ergebnisse der Reichstagswahlen zwischen 1874 und 1920 hatten gezeigt, daß die sozialistische Bewegung in Thüringen mit Rückenwind agierte, daß sie zwischen Thüringer Wald und Altenburger Land rascher und expansiver vorankam als in anderen Teilen des Deutschen Reiches. Die Aufstiegserfahrungen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in Thüringen zwischen Reichsgründung und Beginn der Weimarer Republik lieferten den Stoff, aus dem die Legende vom ,,roten, sozialdemokratischen Thüringen'' gestrickt wurde, an die dann noch Anfang 1990 Journalisten und Politiker gleichermaßen glaubten. Dabei hatten Legende und Realität schon in den frühen zwanziger Jahren nicht mehr viel gemein. Während der Inflationskrise ging die sozialistische Mehrheitsbasis regelrecht in Trümmer. Die innenpolitischen Verhältnisse änderten sich radikal und dauerhaft: Die rechten Parteien des Bürgertums und des Landvolkes hatten fortan das Sagen, bis dann schließlich die Nationalsozialisten noch vor 1933 und früher als in jedem anderen Land die Schalthebel der staatlichen Macht mitbedienten. Die sozialistischen Parteien waren dagegen seit 1923 politisch gänzlich ohnmächtig. Massen von Wählern hatten den proletarischen Linksparteien Anfang der zwanziger Jahre den Rücken gekehrt. Zwischen

5 Die Zahlen zum ADGB und zum Verband der Deutschen Volksbühnenvereine beziehen die Mitglieder der in Preußen gelegenen Landesteile nicht mit ein.

1920 und 1924 verlor das sozialistische Lager 15,9 % ihres Stimmenanteils. Hatten die Wähleranteile der thüringischen SPD diejenigen der Reichspartei bei den letzten Reichstagswahlen im Kaiserreich noch um fast 15 % übertroffen, so schnitt das sozialistische Lager in Thüringen bei den Maiwahlen 1924 nur noch um 4 % besser ab als im Durchschnitt des Reiches; bei den Reichstagswahlen im Juli 1932 war diese Differenz dann auf 2,8 Prozentpunkte zusammengeschrumpft. Die thüringische SPD verbuchte im Mai 1924 lediglich 1,1 Prozentpunkte mehr als die Sozialdemokratie im ganzen Reich, 1932 waren es gar nur noch 0,5 Prozent. Von der Wahl zur Nationalversammlung im Januar 1919 bis zu den Reichstagswahlen im Juli 1932 verlor das sozialistische Lager 18,2 % Wähleranteile, fast 4 % mehr als die ebenfalls arg gebeutelten Sozialisten und Kommunisten in Sachsen und beinahe doppelt soviel wie SPD und KPD im Deutschen Reich insgesamt. Thüringen war zwar am Ende der Weimarer Republik noch nicht zu einem Diasporagebiet für Sozialdemokraten und Kommunisten geworden, aber deren Absturz aus der sicheren Hochburglage entschiedener Mehrheitsfähigkeit in die Niederungen eindeutiger gesellschaftlicher Minorität und völliger politischer Einflußlosigkeit verlief steil, rasant, mit größerer Verve noch als in Sachsen. Die thüringischen Sozialdemokraten schritten seit den frühen zwanziger Jahren keineswegs mehr an der Spitze ihrer Partei; spätestens ab 1924 waren sie nurmehr im Mittelfeld der SPD angesiedelt. Sie erreichten Durchschnittswerte, mehr nicht.

Und mancherorts nicht einmal mehr das. In Städten wie Gotha und Erfurt, deren Namen Journalisten und sozialdemokratische Politiker Anfang 1990 zum Auftakt des Wahlkampfes für die Volkskammerwahlen wohl in Erinnerung an die historischen Parteitage des 19. Jahrhunderts nahezu reflexartig einfielen, als sie über die ruhmreichen und fortwährenden Traditionslinien der Sozialdemokratie im „roten Thüringen" fabulierten, war die SPD schon in den Weimarer Jahren lediglich eine unbedeutende Randpartei, zugespitzt und etwas maliziös ausgedrückt: eine marginale politische Sekte. Die Überraschung, die alle Welt nach Auszählung der Volkskammerergebnisse in diesen Städten zeigte, weil sie das schlechte Abschneiden der Sozialdemokraten als einschneidenden historischen Kontinuitätsbruch empfand, war gänzlich unbegründet. Verglichen mit dem deprimnierenden Tiefstand zu Zeiten der Weimarer Republik hatte die SPD in Gotha und Erfurt sogar beachtlich an Boden gewonnen. Während die Sozialdemokraten etwa bei den Reichstagswahlen im Mai 1924 in Erfurt lediglich 10,8 %, in Gotha gar nur 7,2 % der Stimmen erhielten, steigerten sich ihre Nachfolger 1990 in Erfurt auf über 20 % der Wählervoten. So gesehen, hätten die thüringischen Sozialdemokraten dort allen Anlaß zur Zufriedenheit haben dürfen. Doch hatten vage historische Reminiszenzen — vor allem im Westen — an einst große sozialdemokratische Zeiten im Lande die Erwartungshaltung maßlos und eben geschichtlich durchaus ungerechtfertigt überdehnt. Infolge dessen verfielen die Sozialdemokraten in Thüringen danach in Depressionen, obwohl zumindest historisch dazu kein Anlaß vorlag.

Aber natürlich: Thüringen bestand und besteht nicht nur aus Erfurt und Gotha. Im folgenden soll daher der Blick etwas genauer auf sämtliche 27 thüringischen Städte, deren Einwohnerzahl in den zwanziger Jahren über 10 000 lag, gerichtet werden. Bei den Reichstagswahlen 1920 präsentierten sich 19 von ihnen noch dunkelrot, d.h., das sozialistische Lager kam dort über 50 % der Stimmen. In fünf Städten vereinten Sozialisten und Kommunisten gemeinsam sogar über 60 % der Wähler auf sich: in Schmölln, Meuselwitz, Zella-Mehlis, Eisenberg und Suhl. Noch lag das Zentrum der sozialistischen Arbeiterbewegung im Thüringer Wald nebst Vorland; sechs von neun Städten, in denen die drei Arbeiterparteien zusammen über 55 %

der Stimmen erhielten, lagen in diesem Raum. Bei den darauffolgenden Reichstagswahlen, im Mai 1924, hatte sich die Zahl der roten thüringischen Städte von 15 auf 4 drastisch reduziert. Dabei war auch die Hochburgenachse des sozialistischen Lagers von der Mitte und dem Süden eindeutig in den Osten des Landes gerückt. Alle vier Städte, in denen SPD und KPD arithmetisch über die absolute Mehrheit verfügten, gehörten zum ostthüringischen Raum: Altenburg, Eisenberg, Schmölln und schließlich noch Meuselwitz, wo das sozialistische Lager selbst 1924 noch mehr als 60% der Stimmen erzielte. Diese vier Städte bildeten bis zum Ende der Weimarer Republik unangefochten die Schwerpunkte der sozialistischen Arbeiterbewegung in Thüringen. Ein wenig pathetisch formuliert: Sie waren rote Trutzburgen schließlich auch noch inmitten des faschistischen Ansturms. Denn selbst bei den Reichstagswahlen im März 1933, die kaum mehr gleich und frei waren, gaben in diesen vier ostthüringischen Städten über 50% der wählenden Einwohner ihre Stimme einer der beiden Linksparteien. Bei dieser Wahl lagen sieben der neun auf der Skala sozialistischer Hochburgen bestplazierten Städte im östlichen Teil Thüringens, dagegen nur noch zwei im Thüringer Wald bzw. in dessen Vorland.

In den Industriestädten des Thüringer Waldes und seines Vorlandes, dazu noch in der Stadt Apolda, waren dem sozialistischen Lager nach 1920 die Fundamente in einer ähnlich dramatischen Weise wie im südwestlichen Landesteil von Sachsen weggebrochen. Zwischen 1920 und 1933 verlor die sozialistische Arbeiterbewegung bei den Reichstagswahlen in Sonneberg 20,6%, in Apolda 20,0%, in Zella-Mehlis 19,8%, in Arnstadt 19,3%, in Suhl 19,1%, in Saalfeld 17,8%, in Ilmenau 14,6% Wähleranteile. In einer Stadt wie Apolda, in der die Sozialdemokratie schon 1912 66,1% aller Wähler hinter sich gebracht hatte, kam das sozialistische Lager 1933 nur noch auf 34,3% der Stimmen; in Sonneberg fiel der organisierte Sozialismus in diesem Zeitraum in der Gunst der Wähler von 64,2% auf 35,9%. Das Feld, das die Arbeiterbewegung räumen mußte, besetzten die Nationalsozialisten, die in beiden Städten bei den letzten Reichstagswahlen die absolute Mehrheit erreichten, wovon sie sonst im Reich durchaus noch ziemlich entfernt waren.

Eine relative Stabilitätszone bildete demgegenüber die östliche Industrieregion Thüringens. Zumindest büßte hier das sozialistische Lager weniger Stimmenanteile ein als im Durchschnitt des Deutschen Reiches (11,1%) oder gar im Süden des Landes. In Altenburg betrug der Verlust an Wähleranteilen von 1920 bis 1933 nur 2,0%, in Meuselwitz waren es 5,9%, in Jena 6,1%, in Gera 7,0%, in Weida 7,8% und in Eisenberg 10,1%.[6]

Das Gewicht der Parteien in den thüringischen Städten

Im östlichen Winkel von Thüringen entsprach die Formel vom „roten Thüringen" folglich ganz und gar der historischen Realität. Altenburg und Meuselwitz vor allem waren eindrucksvolle Zentren der sozialistischen Arbeiterbewegung in Deutschland, und sie blieben es über alle Stürme von Wirtschaftskrisen, rechtspopulistischen Bewegungen und heftigem politischen Gegendruck hinweg, die in zahlreichen anderen Industriestädten im Laufe der zwanziger und frühen dreißiger Jahre die politischen Verhältnisse durcheinanderwirbelten, rote Traditionsbestände hinwegfegten und Platz machten für erfolgreiche braune Vorstöße. In Ostthüringen aber hielt der organisierte Sozialismus seine Stellung nahezu unbeschadet vom

6 In Greiz belief sich der Verlust statistisch gar nur auf 0,5%. Allerdings hatte sich die Stadt durch eine größere Eingemeindungsaktion 1921/22 sozialstrukturell und politisch stark verändert, so daß die Wahlen von 1920 als Bezugspunkt nur sehr eingeschränkt taugen.

Kaiserreich bis zum Ende der Weimarer Republik. Vor allem die Sozialdemokratische Partei hatte hier tiefe Wurzeln — tiefer als überall sonst in Thüringen — geschlagen. Hier, im östlichen Thüringen war eindeutig sie es, die von den beiden Parteien des sozialistischen Lagers den Ton angab, in der Bevölkerung verankert war und dadurch die weitaus größte Resonanz und Zustimmung fand. Die Domänen der Sozialdemokratie in Thüringen schlechthin waren Altenburg und Schmölln. In diesen beiden Städten erreichte die SPD während der zwanziger Jahre zeitweise absolute Mehrheiten. Allerdings geriet Schmölln Anfang der dreißiger Jahre etwas stärker als die anderen ostthüringischen Städte in den Sog des Radikalismus von rechts und links, so daß hier die SPD vergleichsweise viele Stimmen an Kommunisten und Nationalsozialisten abgeben mußte. Trotz alledem aber lag die Schmöllner SPD noch bei den Reichstagswahlen 1933 um 15 Prozentpunkten über dem Reichsdurchschnitt und um 14 Prozent über dem Landesdurchschnitt der Partei. Die sozialdemokratische Parteiorganisation in Altenburg überragte den Stand der Reichspartei bei den letzten Reichstagswahlen 1933 gar um gut 24 Prozent. Mit konstant weit überdurchschnittlich guten Ergebnissen schnitt die thüringische SPD bei Wahlen in der Weimarer Republik ebenfalls noch in Meuselwitz und Gera ab. Einen steinigen Acker fand die SPD dagegen dort vor, wo die Kommunisten im Laufe der zwanziger Jahre das Feld bestellt hatten: in Zella-Mehlis, Gotha und Erfurt insbesondere. In diesen Städten tat sich die SPD außerordentlich schwer, auch nur 10–15 % der Wähler hinter sich zu bringen. Sozialdemokratische Diaspora war ebenfalls noch die alte Residenz- und Beamtenstadt Meiningen.

Die kommunistische Metropole lag inmitten des Thüringer Waldes: Zella-Mehlis. In dieser Stadt der Metallindustrie, in der das Hausgewerbe noch in erheblichem Umfang betrieben wurde, gewann die KPD nach 1924 konstant über dreißig Prozent der Wählerstimmen. Selbst 1933, als die Jagd auf die Kommunisten schon mit tödlicher Konsequenz eingesetzt hatte, bekam in Zella-Mehlis die Partei Ernst Thälmanns — der hier bei den Reichspräsidentenwahlen im April 1932 42,3 % der Stimmen erhalten hatte — noch einmal 32,3 % der Wählerstimmen, 20 % mehr als im Durchschnitt des Reiches. Eine bemerkenswerte Größe stellte die KPD zudem noch in Gotha dar, wo ihr bei den Reichstagswahlen von 1924 bis 1933 durchweg über 25 % zufielen. Auf weit überproportional viel Sympathie stießen die Kommunisten zudem noch in Suhl, Eisenberg und Weida. Wenig Anklang fand die kommunistische Agitationspolitik und Verbalradikalität hingegen in den Zentren der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, in Altenburg und Gera, sowie in den eher durch das Bürgertum und die Beamtenschaft geprägten Städten Weimar und Meiningen.

In Weimar und Meiningen reüssierten dagegen die Nationalsozialisten, und dies schon früh. 1928, in einem politisch und wirtschaftlich vergleichsweise guten Jahr der Weimarer Republik, als die NSDAP mit 2,6 % der Stimmen auf die hintersten Bänke des Reichstages verwiesen wurde, sympathisierte in den beiden alten Residenzstädten bereits ein stattlicher Teil des Bürgertums mit den Nationalsozialisten. In Meiningen erhielt die Hitlerpartei 8,1 %, in Weimar schon 11,0 %. In Weimar und — bald erheblich mehr noch — in Meiningen hatten die Nationalsozialisten auch in den folgenden Jahren leichtes Spiel. Doch verbreitete sich der Nationalsozialismus auch in Thüringen keineswegs allein im bürgerlichen Umfeld. Schon bei den Reichstagswahlen 1930 gelang der NSDAP der politische Durchbruch ebenfalls in den Industriestädten und traditionellen roten Hochburgen, insbesondere des Thüringer Waldes. In Apolda, Arnstadt, Saalfeld, Suhl und Sonneberg stimmten über 25 % der Wähler für die NSDAP; im Durchschnitt des Reiches waren es erst 18,3 %. In lediglich acht der siebenundzwanzig

thüringischen Städte, die mehr als 10 000 Einwohner zählten, blieb die Nazipartei unterhalb des Reichsdurchschnitts; mit Ausnahme von Langensalza lagen diese sämtlich im thüringischen Osten. 1932 hatte die NSDAP mehrere zuvor jahrzehntelang rote Stadtkreise gleichsam im Handstreich erobert. In Arnstadt und Apolda errangen die Nazis die absolute Mehrheit; in den beiden kommunistischen Metropolen Thüringens, in Gotha und Zella-Mehlis, fehlten ihnen dazu bei den Juliwahlen nur noch wenige Prozent. In den ostthüringischen Industriestädten und sozialistischen Traditionsgemeinden prallten die Nationalsozialisten hingegen bis zuletzt an Grenzen ihrer Ausdehnung. Noch bei den Reichstagswahlen 1933 lag die Partei der nun schon seit Wochen installierten braunen Diktatur in Meuselwitz, Eisenberg, Jena, Altenburg und Weida deutlich unter ihrem Reichsdurchschnitt, in Meuselwitz allein um mehr als 15 Prozentpunkte.

Kurzum, für Thüringen galt das gleiche wie für Sachsen: Eine jahrzehntelange sozialistische Tradition schützte industrieproletarisch geprägte Städte allein noch keineswegs vor dem Siegeszug der Nationalsozialisten. Es existierten Städte mit großer sozialistischer Wählervergangenheit, die dem Ansturm des Faschismus nicht standhielten, die in der Krise der Republik ihre politische Couleur grundlegend wechselten. Und es gab ebenso traditionsreiche sozialistische Industriegemeinden, die nachgerade unerschütterlich wie ein roter Fels in der nationalsozialistischen Brandung standen, die nicht erodierten, erst recht nicht weggetrieben wurden. Arbeiter mögen über viele Jahre sozialistisch gewählt haben, sie waren dadurch in den frühen dreißiger Jahren keineswegs durchweg immun oder resistient gegen den Nationalsozialismus. Industrieller Standort, proletarischer Lebenskreis und sozialistische Wählerorientierung — all dies machte allein noch keine stabilen, Krisenstürmen und politischen Angriffen trotzenden roten Hochburgen aus. Anderes mußte hinzukommen. Dies wird, wie an anderer Stelle am Beispiel von Sachsen, im einzelnen zu diskutieren sein.

Die politische Topographie der thüringischen Landkreise

Zunächst soll noch ein ergänzender Blick auf die Wählerentwicklung in den *Landkreisen* das bisher gezeichnete Bild von der politischen Topographie Thüringens während der Weimarer Republik weiter verdichten und nuancieren. Bei den Reichstagswahlen 1920 wählte die Bevölkerung in neun der insgesamt 26 thüringischen Landkreise mit absoluter Mehrheit rot. In vier Landkreisen kamen die beiden sozialdemokratischen Parteien und die KPD zusammengenommen über 60% der Stimmen. Drei dieser Kreise — Schleusingen, Sonneberg und Schmalkalden — lagen im Thüringer Wald, der vierte — Altenburg — bildete den östlichen Zipfel des Landes. Am Ende der Weimarer Republik leuchtete lediglich dieser östliche Zipfel Thüringens im traditionellen Rot der sozialistischen Arbeiterbewegung. 1932 gaben nur noch im Landkreis Altenburg über 50% der Wähler ihr Votum für eine der beiden Linksparteien ab. In den Landkreisen des Thüringer Waldes waren dem sozialistischen Lager dagegen die Fundamente weggespült worden. Zwischen 1920 und 1932 verloren SPD und KPD im Landkreis Sonneberg 21,7%, im Landkreis Schmalkalden 19,2% und im Landkreis Schleusingen 17,7% der Wähleranteile. Auch in den Landkreisen Hohenstein, Saalfeld, Gera, Ziegenrück und Greiz, in denen die Arbeiterparteien 1920 über 50% der Stimmen auf sich vereint hatten, waren im Laufe von 12 Jahren die Wähleranteile des sozialistischen Lagers um mehr als 10% zurückgegangen. Weniger als 10% Einbußen für den organisierten Sozialismus verzeichnete — mit 7,5% — lediglich der Landkreis Altenburg.

Zeitlich etwas ungewöhnlich verlief der dann jähe Niedergangsprozeß des sozialistischen Lagers im Landkreis Sonneberg. Während die Arbeiterbewegung im Durchschnitt des Landes ihre schlimmsten Rückschläge und Einbrüche Anfang der zwanziger Jahre hinnehmen mußte, zerfiel die sozialistische Wählerbasis im Landkreis Sonneberg überwiegend erst — dann aber um so stärker und folgenreicher als überall sonst in Thüringen — zu Beginn der dreißiger Jahre. Jahrzehntelang verkörperte der Landkreis den Vorposten des Sozialismus in Thüringen. Noch 1928 war er der einzige Landkreis, in dem sich über 60% der Wähler — exakt: 65,0% — für SPD oder KPD entschieden hatten. Auch bei den Reichstagswahlen 1930 stand der Sonneberger Kreis, nun allerdings gleichauf mit dem Altenburger, mit 57,8% der Stimmen für die beiden Arbeiterparteien an der Spitze sozialdemokratisch-kommunistischer Wahlerfolge in Thüringen. Dann aber war es mit der roten Herrlichkeit im industriellen Süden Thüringens mit einem Mal vorbei. Ein Erdrutsch vollzog sich in rasanter Geschwindigkeit.[7] Innerhalb von zwei Jahren verlor das sozialistische Lager im Kreis Sonneberg 14,1% der Wähleranteile. Währenddessen schnellten die der Nationalsozialisten um 25,8 Prozentpunkte nach oben. So hatte sich die scheinbar ehern rote Festung Sonneberg schon 1932 zu einer Hochburg der neuen braunen Bewegung in Thüringen gewandelt. Bei den Juliwahlen 1932 war es die NSDAP mit 50,8% der Stimmen gelungen, die absolute Mehrheit der Wähler im hochindustrialisierten und zutiefst proletarisch geprägten Landkreis hinter sich zu scharen, während das sozialistische Lager mit nur noch 43,2% der Stimmen tief abgestürzt war.

Sonneberg und Altenburg — diese Landkreise repräsentierten in Thüringen die beiden gegensätzlichen Entwicklungen, die sich Anfang der zwanziger und dann zu Beginn der dreißiger Jahre in ehemals jahrzehntelangen sozialistischen Wählerhochburgen vollziehen konnten: Zerfall oder Stabilität, beides war möglich. Altenburg war nun nicht nur die Stabilitätsoase des sozialistischen Lagers im ganzen, sondern auch unangefochten Heimatterrain für die Sozialdemokratie, die in der geographischen Mitte und im Süden Thüringens im Laufe der Inflations- später der Deflationskrise ziemlich unterging. Einzig im Landkreis Altenburg holte die Sozialdemokratie nach 1920 einmal noch eine absolute Mehrheit der Stimmen: bei den Reichstagswahlen 1928 mit 51,4%. Noch bei den Juliwahlen 1932, als sich die SPD in Thüringen und in Deutschland generell in einer tiefen Depression befand, erfreuten sich die Altenburger Sozialdemokraten einer Unterstützung von 43,0% der Wähler — über 20% mehr als im Durchschnitt von Land und Reich. Im Landkreis Altenburg lag mit Zechau-Leesen ebenfalls die einzige thüringische Gemeinde mit mehr als 2000 Einwohnern, in der die SPD noch bei den letzten Gemeinderatswahlen Anfang Dezember 1932 mit 64,2% die absolute Mehrheit bekam,[8] in der sie selbst bei den Reichstagswahlen 1933 über 50% der Stimmen erhielt. Auf absolute Mehrheiten kam die SPD während der zwanziger Jahre zudem noch in einigen Industriegemeinden im hohen Norden des Landes, in der Grafschaft Hohenstein — dem zweiten Zentrum der reformistischen Arbeiterbewegung in Thüringen. Durchweg überdurchschnittlich gut schnitt die SPD schließlich noch in den Landkreisen Gera, Saalfeld, Ziegenrück und Greiz ab. Im Gegensatz zu den ausgesprochen bürgerlichen Parteien wie

7 Dieser Erdrutsch hatte sich für die SPD im Landkreis Sonneberg allerdings schon Ende der zwanziger Jahre ereignet. Bei den Landtagswahlen 1929 hatte die Partei gegenüber den Wahlen zwei Jahre zuvor 16,8% der Stimmen eingebüßt, während sie im Durchschnitt des Landes Thüringen lediglich um 1,7 Prozentpunkte zurückgegangen war. Vgl. Hans Pfeifer, Die Thüringer Landtagswahlen vom 8. Dezember 1929, in: Vierteljahresberichte des Thüringischen Statistischen Landesamtes in Weimar, Jg.8 (1929), Nr.4, S.161–175.

8 Vgl. Vierteljahresberichte des Thüringischen Statistischen Landesamtes in Weimar, Jg.11 (1932), Nr.4, S.162–167.

DDP und DVP war die SPD durchaus keine im wesentlichen städtische Partei. Wie bei der NSDAP verteilten sich ihre Wähler vielmehr ziemlich gleichmäßig über alle Ortsgrößen. Bei den Landtagswahlen Ende der zwanziger Jahre schnitt die Sozialdemokratie in den kleineren Gemeinden mit einer Einwohnerzahl zwischen 1000 und 5000 Einwohnern gar ein wenig besser ab als in den größeren thüringischen Städten.[9]

Die KPD fand den meisten Zuspruch in den Landkreisen Gotha und Schleusingen. Im Waldlandkreis Schleusingen schaffte die KPD bei den Maiwahlen 1924 mit 38,5% ihr bestes Ergebnis überhaupt in Thüringen während der Weimarer Republik. Auf ein gutes Fünftel der Wähler konnte sich die KPD zumeist auch noch in den Landkreisen Arnstadt, Erfurt, Weißensee und Sonneberg verlassen.

In den drei letztgenannten Wahlkreisen stieß auch die Propaganda der NSDAP bei vielen Wählern auf offene Ohren. Im ganzen waren die ländlich-agrarischen Kreise der günstigste Resonanzboden für die NS-Bewegung. In den Landkreisen Hildburghausen, Langensalza, Schleiz und Weimar erreichte die NSDAP — eben neben Weißensee, Erfurt und Sonneberg — schon 1932 deutliche absolute Mehrheiten. In Thüringen sammelte die Hitlerpartei in jenem Jahr entscheidende Punkte im Kampf um die staatliche Macht. Bei den Juliwahlen 1932 lag die NSDAP in Thüringen immerhin um 6,1 Prozentpunkte über dem Reichsdurchschnitt. Während Adolf Hitler im entscheidenden zweiten Wahlgang der Reichspräsidentenwahlen 1932 im Reich um 16,2% hinter seinem Rivalen von Hindenburg zurücklag, hatte er ihn im Land Thüringen um 3,7% überflügelt. Nochmals: Thüringen war am Ende der demokratischen Jahre sehr viel stärker braun als rot.

Am wenigsten braun war das Land dabei durchaus nicht in den Kernregionen des sozialistischen Lagers, sondern vielmehr im Umfeld des Katholizismus: im nordwestlich gelegenen Eichsfeld. So hatte die NSDAP bei den Reichstagswahlen im Juli 1932 selbst im Landkreis Altenburg mit 35,5% nicht sehr viel schlechter als im Reichsdurchschnitt (37,3%) abgeschnitten; in den übrigen alten Hochburgen der sozialistischen Arbeiterbewegung lag sie gar darüber. In den katholischen Eichsfeldkreisen hielt sich dagegen der Zulauf zu den Nationalsozialisten in bescheidenen Grenzen. Im Landkreis Heiligenstadt mit einem Katholikenanteil von gut 90% kamen die Nationalsozialisten bei den Juliwahlen 1932 über 13,1 Prozent nicht hinaus; im benachbarten Kreis Worbis, in dem rund 77 Prozent Katholiken ansässig waren, brachte die Partei des ,,Dritten Reiches" auch nur ein Fünftel der Wähler hinter sich. Eindeutige Mehrheitspartei des thüringischen Nordwestens war das Zentrum, das noch bei den Reichstagswahlen von 1933 das Votum einer eindeutigen absoluten Mehrheit der Eichsfeldbevölkerung erhielt. Das katholische Milieu bewies in den Krisenjahren der Republik weitaus größere Immunität und Reserve gegenüber den Lockungen und Verheißungen des Nationalsozialismus als die Anhänger des sozialistischen Lagers. Für Thüringen galt dies — was auch andernorts im Deutschen Reich der frühen dreißiger Jahre zu beobachten war — ganz besonders. Die Milieuschranken des Katholizismus hatten indes nicht nur die Offensive des Nationalsozialismus abgewehrt. Auch der sozialistischen Arbeiterbewegung war es niemals gelungen, diese Barriere zu überwinden oder zumindest zu durchlöchern. Das Eichsfeld blieb für sie über alle Einschnitte der Geschichte hinweg Diaspora, zu der in Thüringen für den organisierten Sozialismus — wenngleich nicht aus konfessionellen, sondern vielmehr aus

9 Vgl. Hans Pfeifer, Die Thüringer Landtagswahlen, a.a.O., S.168.

sozialstrukturellen Gründen — schließlich noch die Landkreise Langensalza, Weißensee, Hildburghausen, Weimar, Camburg, Erfurt und Schleiz gehörten.
Zieht man Bilanz, so bleibt festzuhalten, daß Thüringen als sozialer, gesellschaftlicher und politischer Raum sehr viel heterogener war als beispielsweise Sachsen. Thüringen als ganzes war niemals rote Hochburg; schwarze, deutschnationale, ländlich-konservative, schließlich nationalsozialistische Strömungen waren in Teilen des Landes stärker vertreten als sozialistische Bewegungen und Zielsetzungen. Orientiert man sich aber am Durchschnitt der Wählerpräferenzen des Landes, so war Thüringen zweifelsohne von der Reichsgründung bis 1920 eine der herausragenden Stammregionen der Sozialdemokratie in Deutschland. Außerordentliche Wahlerfolge der Sozialdemokratie in den Industriegmeinden des Thüringer Waldes und des ostthüringischen Reußenlandes nährten den Ruf vom ,,roten Thüringen". Doch nach 1920 brach ein Standbein des ,,roten Thüringen" weg; im Thüringer Wald und seinem Vorland gingen dem sozialistischen Lager die Anhänger scharenweise von den Fahnen. Die Erosion des Sozialismus verlief in Thüringen mit größerer Geschwindigkeit und in einem schärferem Ausmaß noch als in Sachsen. Lediglich im Osten des Landes konnte das sozialistische Lager die Anhänger über die Krisen der Republik hinweg weitgehend binden und nachgerade katastrophale Einbrüche wie im Süden und in der Mitte Thüringens verhindern.

Zerfall als Wählerbewegung, Stabilität des Milieus

Warum aber erodierte das sozialistische Lager dort, und warum blieb es hier intakt? Grobe sozialstrukturelle Zuordnungen erklären wenig. Einen weit überproportional hohen Anteil von Arbeitern unter den Erwerbspersonen finden wir in Orten mit relativ stabiler sozialistischer Grundlage und in Städten, in denen dem sozialistischen Lager die Substanz wegbröselte.[10] Weida und Meuselwitz stehen für die eine Möglichkeit, Apolda und Zella-Mehlis für die andere. Der Arbeiteranteil betrug in allen vier Städten während der Weimarer Jahre über 60% der Erwerbsbevölkerung. Weida auf der einen, Apolda auf der anderen Seite glichen sich nicht nur in ihrem dominant industrieproletarischen Charakter, sondern auch im wirtschaftsstrukturellen Profil, da in beiden Städten das Textilgewerbe vorherrschte. Die sozialökonomischen Konstellationen mochten sich ähneln, die politischen Konsequenzen indes waren andere. In Apolda wechselte ein großer Teil der ehemals sozialistisch orientierten Arbeiter radikal die politische Front, in Weida wagte dies nur eine kleine Minderheit. Metallarbeiter — um ein weiteres Beispiel zu nehmen — prägten das Industrieproletariat in Zella-Mehlis und Altenburg. In der Stadt im Thüringer Wald sympathisierte die Mehrheit dieser Arbeiter mit den Kommunisten, viele später davon auch mit den Nationalsozialisten. In der ostthüringischen Industriemetropole Altenburg folgte das Gros der Metallarbeiter hingegen einer politisch dezidert reformistischen Sozialdemokratie — und das bis zu deren Ende. Politische Mentaltitäten sind offenkundig nicht einfach auf die Wirkungskraft sozialökonomischer Bedingungen zurückzuführen. Ergänzende Informationen lokaler Art, über Führungspersönlichkeiten, kommunale Besonderheiten und Traditionen, über Einflüsse auch der übrigen gesellschaftlichen und politischen Gruppen müssen hinzukommen, um hinreichend plausibel zu erklären, weshalb Metall-, Textil- oder Bergarbeiter in den einen Städten kommunistisch, in anderen sozialdemokratisch und in manchen Orten auch nationalsozialistisch eingestellt waren. An solchen Informationen indes fehlt es für Sachsen und Thüringen nahezu ganz; die

10 Zu den folgenden Angaben vgl. Statistik des Deutschen Reiches, Bd.454, H.II, S.36–43.

DDR-Geschichtsschreibung hat sich darum nicht gekümmert. Für Historiker der Arbeiterbewegung — soweit es sie denn künftig noch in nennenswerter Zahl geben wird — bietet sich hier ein weites Untersuchungsfeld.

Auch die Zahl der Arbeitslosen ist kein verläßlicher Indikator zur Deutung von Wohlergehen und Depression der sozialistischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, auch wenn es auf den ersten Blick so scheinen mag. Schließlich wies Sonneberg, die Stadt also, in der das sozialistische Lager am stärksten in Thüringen an Boden verlor, die höchste Arbeitslosenquote unter den thüringischen Städten auf. In der Spielwarenstadt im Süden des Thüringer Waldes war noch Mitte 1933 mehr als jeder zweite Arbeiter ohne Erwerb. Andere Krisenstädte der sozialistischen Arbeiterbewegung wie Apolda und Arnstadt bilanzierten ebenfalls eine überdurchschnittlich hohe Erwerbslosigkeit unter den Arbeitern von über 40%. Andererseits aber lag in Meuselwitz und Altenburg die Erwerbslosigkeit unter den Arbeitern auch bei 41%, ohne daß dies das sozialistische Lager in einem vergleichbaren Maße in Schwierigkeiten gebracht hätte. In eine solche Misere war der organisierte Sozialismus dafür in Zella-Mehlis geraten, da er dort bei Wahlen zwischen 1920 und 1932 fast 20% der Stimmen einbüßte. Dabei war Zella-Mehlis zu Beginn der dreißiger Jahre die thüringische Stadt mit der geringsten Erwerbslosigkeit überhaupt (22,3%) unter den Arbeitern.

Hohe Arbeitslosigkeit also konnte offenkundig eine Ursache für die Erosion des sozialistischen Lagers zu Zeiten der Weimarer Republik sein, doch zwingend war dieser Nexus offensichtlich nicht. Auch hier sind wir wieder mit der Frage konfrontiert, warum gleichartige sozialökonomische Konstellationen politisch ganz anders geartete Verlaufsformen und Reaktionen hervorbrachten. Ein Blick auf die beiden Extrempunkte der Entwicklung des sozialistischen Lagers — Sonneberg hier, Altenburg dort — mag dabei vielleicht Aufschluß geben. Beide Landkreise bildeten bis 1930 die sozialistischen, zeitweise auch die sozialdemokratischen Hochburgen in Thüringen schlechthin. Zwei Jahre später war das sozialistische Lager im Raum Sonneberg extrem dezimiert, während es sich im Kreis Altenburg weitgehend gehalten hatte. Die wirtschaftliche Depression, die einzigartig hohe Arbeitslosigkeit hatten einen großen Teil der früher sozialistisch wählenden Arbeiter in Sonneberg zum Wechsel in das andere Lager, zum Votum für die Nationalsozialisten veranlaßt. In der Tat waren die soziale Lage und fernere Perspektive der hauptsächlich von der Spielwarenindustrie lebenden Familien des Sonneberger Produktionsraumes in den frühen dreißiger Jahren trostlos.[11] Während sie Anfang der zwanziger Jahre noch unter hochkonjunkturellen Bedingungen gearbeitet hatten, gab es für sie in der großen Depression seit 1929 nichts mehr zu tun. Die Nachfrage nach Spielwaren oder Musikinstrumenten war in dieser Zeit gänzlich verebbt, im Inland wie im Ausland. Zwischen 1914 und 1929 hatten sich die amerikanischen Importe von Sonneberger Spielwaren von 40% auf 5% verringert.[12] Zudem hatten sich durch die neue Popularität des Massensports die Konsumbedürfnisse und Freizeitneigungen der Kinder und Jugendlichen erheblich gewandelt, ebenfalls mit abträglichen Folgen für die Sonneberger Wirtschaft. Denn nachgefragt wurden nun mehr und mehr Sportartikel und weniger die in Sonneberg traditionell bevorzugt hergestellten Puppen und Teddybären. Die Sonneberger Industrie war mithin

11 Vgl. Walter Hanns Jentzsch, Der thüringische Arbeitsmarkt und seine Probleme, in: Thüringer Jahrbuch, Jg.6 (1931), S.33ff; vgl. generell auch Ernst R. Fugmann, Der Sonneberger Wirtschaftsraum. Eine Wirtschaftsgeographie des südthüringer Waldes und seines Vorlandes, Halle 1939; Margarete Sy, Die Thüringer Spielwarenindustrie im Kampf um ihre Existenz, Jena 1929.

12 Vgl. Jürgen John, a.a.O., S.25.

zum Ende der Weimarer Republik in eine tiefe konjunkturelle und strukturelle Krise geraten, die ganze Dörfer existenziell vernichtete. Sonneberg galt in dieser Zeit ganz offiziell als „Notstandsgebiet". Versuche, hier neue Industrien anzusiedeln, waren angesichts der verkehrstechnischen Wirdigkeiten in diesem waldreichen Hügelland stets gescheitert. Kurzum: Anfang der dreißiger Jahre war für die Industriearbeiterfamilien im Raum Sonneberg die Gegenwart elend, die Zukunft ziemlich düster.[13]

Entscheidend aber war, daß die sozialistische Arbeiterbewegung — die bis dahin über Jahrzehnte Hoffnungsträger der Spielwarenarbeiter gewesen war — kein Auffangnetz für die aus ihrer Arbeit gerissenen, in Leere und Not gestoßenen Arbeiter errichtet hatte bzw. hatte errichten können. Dem organisierten Sozialismus war es trotz aller Wahlerfolge nicht gelungen, sich lebensweltlich in der Bevölkerung zu verankern. Es war kein gewichtiges Milieu entstanden mit Vereinen, mit sinnstiftenen Angeboten, mit Abwechslung schaffenden Geselligkeiten, mit Funktionen, Aufgaben und Verantwortlichkeiten, die auch den Alltag von Erwerbslosen hätten füllen und ihren Tagesablauf strukturieren, die sie in sachliche und personelle Zusammenhänge hätten einbinden, ihnen ein Ordnungs- und Deutungssystem vorgeben können. Fast die Hälfte der Spielwarenarbeiter im Sonneberger Raum produzierte im Hausgewerbe kleiner gebirgiger Dörfer. Diese Arbeiter waren schwer zu organisieren. Der Anteil der Sonneberger Arbeiterturner etwa an der lokalen Bevölkerung war — immerhin in einer jahrzehntelang herausragenden Wählerhochburg der Arbeiterbewegung ! — mit 1 % nur halb so hoch wie im Durchschnitt des Landes Thüringen.[14] Mit dem gleichen niedrigen Anteil mußten sich im übrigen die Arbeiterturner in Apolda begnügen, ebenfalls jahrzehntelang ein Wählerzentrum der Sozialdemokratie, ebenfalls durch das Hausgewerbe geprägt[15] — und schließlich ebenfalls Schwerpunkt der Erosion des Sozialismus in Thüringen. In dieser zutiefst industrieproletarisch eingefärbten Stadt waren Ende 1930 bezeichnenderweise lediglich 11,6 % der Einwohner in einem freigewerkschaftlichen Verband organisiert. In den ostthüringischen Städten lag der Anteil durchweg erheblich höher: in Meuselwitz bei 35,6 %, in Schmölln bei 35,7 % und in Eisenberg gar bei 43,1 %.[16]

Im Sonneberger Kreis also hatte sich keine lebensweltlich-vereinsorientierte Infrastruktur des Sozialismus herausgebildet; die sozialistische Wählerschaft hatte sich nicht zu einer organisierten Gegenwelt oder auch zu einer „Gegenkirche" wie anderorts vereinigt. Die Zahl der Dissidenten betrug im Sonneberger Landkreis Anfang der dreißiger Jahre 2,6 %, in der Stadt Sonneberg selbst 3,8 %, das lag noch unter dem Durchschnitt des Deutschen Reiches (4,0); das war weniger als die Hälfte des thüringischen Mittels (7,6 %), und das bedeutete die geringste Freidenkerquote unter allen Industriestädten Thüringens.[17] In der Krise der Republik gab es für die thüringischen Heimarbeiter von Sonneberg bis Apolda nichts, was sie organisatorisch mit dem Sozialismus fest verklammert hätte, nichts, was sie bei einem politischen

13 In der Tat profitierte die Sonneberger Wirtschaft auch kaum vom Rüstungsboom der dreißiger Jahre, dem die thüringische Wirtschaft sonst einen kräftigen Aufschwung verdankte. Vgl. Jürgen John, S.39ff; Johannes Müller, Der Stand der thüringischen Industrie im Spätherbst 1937, in: Vierteljahresberichte des Thüringischen Statistischen Landesamtes in Weimar, Jg.16 (1927), Nr.3, S.92ff.

14 Die Zahlen über den thüringischen Arbeitersport in: Arbeiter-Turn- und Sportbund, Geschäftsbericht 1928-1929, Leipzig 1930, S.223–234; vgl. dies auch im folgenden.

15 Vgl. Johannes Müller, Die thüringische Textilindustrie, in: Vierteljahresberichte des Thüringischen Statistischen Landesamtes in Weimar, Jg.2 (1923), Nr.3, S.117.

16 Vgl. die absoluten Zahlen in: Vierteljahresberichte des Thüringischen Statistischen Landesamtes in Weimar, Jg.10 (1931), Nr.3, S.115.

17 Hierzu und zu den folgenden Zahlen über den Dissidentenanteil in Thüringen vgl. Statistik des Deutschen Reiches, Bd. 451, H.3, S.63–64.

Orientierungswechsel an Unverzichtbarem hätten aufgeben müssen. Die Zuordnung zur sozialistischen Arbeiterbewegung hatte sich bei ihnen lediglich auf den Wahlakt beschränkt. Die Parteien der Arbeiterbewegung waren hier Hoffnungsträger nur an den Wahltagen, nicht institutionell entscheidende Fundamente und Foren des Alltagslebens und der Verkehrsformen in Familie, Erziehung, Freizeit, Bildung, Geselligkeit, Sport, Kultur, Wohlfahrt und Fürsorge. Die Heimarbeiter im Kreis Sonneberg und in der Stadt Apolda brauchten keine Welt zu wechseln, sie mußten keine politische Heimat aufgeben, sie hatten nur ihr Kreuzchen an einer anderen Stelle zu machen und konnten dadurch auf einen neuen Hoffnungsträger setzen. So vollzog sich bei vielen von ihnen der politische Parteien- und Lagerwechsel zu Zeiten der Weimarer Republik abrupt und rasch: von der SPD zur KPD und schließlich dann zur NSDAP. In einer ganz und gar durch die Hausindustrie geprägten Gemeinde wie Steinheid im Sonneberger Kreis vereinte das sozialistische Lager noch 1920 nicht weniger als 85 % der Stimmen auf sich. 13 Jahre später hatten dann die Nazis die Nase vorn; die Linksparteien waren zusammengenommen um 40 % zurückgefallen. So war es auch in anderen Heimarbeitergemeinden des Sonneberger Kreises, wie in Lauscha, wo Christbaumschmuck hergestellt wurde, oder in Steinach, das für die Produktion von Schiefergriffeln bekannt war. 1920 stand das sozialistische Lager in den beiden Städten bei 63 % bzw. 76 % der Stimmen; 13 Jahre danach verfügte die NSDAP dort deutlich über die absolute Mehrheit der Wählerstimmen. Die Erosion vor allem der Sozialdemokratie in diesen Wirtschaftsregionen mag auch dadurch zu erklären sein, daß gerade in der Wirkerei und Strickerei — also in Apolda — und in der Spielwarenindustrie — mithin im Landkreis Sonneberg — ganz außergewöhnlich viele junge und unverheiratete Arbeiter beschäftigt waren, während die thüringische SPD weit überdurchschnittlich überaltert war und in der Tradition der Vorkriegsepoche wurzelte.[18] Hier tat sich zum Ende der Republik eine Kluft auf zwischen dem Radikalismus der jungen, ungebundenen Arbeiter und der eingeschliffenen Organisationsroutine sowie den konventionellen Agitationsritualen der SPD, was den Niedergang der Sozialdemokratie in Apolda und im Raum Sonneberg gewiß beschleunigte.

In der ostthüringsichen Industrieregion war das alles anders. Die Arbeiter waren älter als sonst im Durchschnitt des Landes und überproportional häufig verheiratet. Auch hier waren noch 1933 vier von zehn Arbeitern ohne Erwerb, doch zog die NSDAP daraus keineswegs den gleichen Nutzen wie in den Heimarbeiterdörfern des Thüringer Waldes. Das sozialistische Lager blieb dominant, bis zum gewaltsamen Ende 1933. Im Osten des Landes ging die sozialistische Orientierung über das Votum bei parlamentarischen Wahlen hinaus; hier waren zahlreiche Arbeiter eingespannt im engmaschigen Netz von Partei, proletarischen Sport-, Kultur- und Lebensreformverbänden, das sie auch dann auffing und ihnen Halt bot, als sie in der Wirtschaftskrise aus dem Produktionsprozeß herausfielen. Hier hatten die Arbeiter beim radikalen Wechsel der Lager einiges zu verlieren: ihre Vereine, Freundschaften, ein gewachsenes Zusammengehörigkeitsgefühl, ein Stück kultureller Identität. Gerade das aber brauchten sie in der wirtschaftlichen und sozialen Krise am nötigsten; wo sie über solche kulturellen, politischen und nicht zuletzt organisatorischen Bindungen und Einrichtungen verfügten, hielten sie auch daran fest. 42,4 % der 39 250 Sozialdemokraten Thüringens lebten

18 Vgl. Johannes Müller, Die Zusammensetzung der Arbeiterschaft der thüringischen Industrie nach Geschlecht, Alter und Familienstand, in: Vierteljahresberichte des Thürngischen Statistischen Landesamtes in Weimar, Jg.7 (1928), S.18 und S. 29; Dietmar Klenke, Die SPD-Linke in der Weimarer Republik, Münster 1983, S.769.

1924 in den ostthüringischen Unterbezirken Gera und Altenburg. Anteilmäßig am stärksten und weit über demn Durchschnitt des Landes waren die Arbeiterturner unter den thüringischen Städten mit mehr als 10 000 Einwohnern in Eisenberg, Altenburg, Meuselwitz und Schmölln vertreten — exakt und allein in diesen vier Städten erreichte das sozialistische Lager auch noch 1933 die absolute Mehrheit der Wähler. Die höchste Arbeiterturnerquote überhaupt in Thüringen zählte die Gemeinde Zechau-Leesen, im Landkreis Altenburg gelegen. Rechnete man auch die Kinder mit, so turnte dort mehr als jeder zehnte Einwohner im Arbeitersportverein. Zechau-Leesen nun war 1933 — darauf wurde hingeweisen — die einzige Stadt in Thüringen, in der die SPD trotz aller Bedrängnisse und Verfolgungen durch die neuen Machthaber wie eh und je die absolute Mehrheit der Stimmen erhielt. In Ostthüringen war das sozialistische Lager zur Gegenwelt und „Gegenkirche" geworden. In keiner anderen Region des Deutschen Reiches lag die Zahl der Dissidenten dermaßen hoch. Anfang 1933 betrug der Anteil der Freidenker in Schmölln fast 26%, in Gera 23%, in Weida 19%, in Jena 18%, in Eisenberg 17%, in Meuselwitz 17%, in Zeulenroda 16% und in Altenburg 15%. Um den Gegensatz auf den Punkt zu bringen: Im Landkreis Altenburg hatten zum Ende der Weimarer Republik 14,2% der Erwachsenen die Kirche verlassen und sich dadurch mehrheitlich prononciert in das sozialistisch-antiklerikale Gegenmilieu hineingestellt; im Landkreis Sonneberg hatten diesen Schritt nur 2,6% der Bevölkerung getan. In Sonneberg also stand das traditionell starke sozialistische Wählerlager Anfang der dreißiger Jahre ohne die Basis eines festen Milieus da, das den Zerfallsprozeß hätte vereiteln oder wenigstens bremsen können. So verlor das sozialistische Lager im Kreis Sonneberg von 1920 bis 1932 dreimal soviel Wähler wie im Kreis Altenburg, wo die Stützpfeiler des Milieus auch in der Krise trugen und ärgste Belastungen aushielten. Im Stadt- und Landkreis Altenburg konnte die Sozialdemokratie ihren Anhängern gefahrlos auch außerordentlich Unpopuläres abverlangen. Nur hier votierten 1925 bei den Wahlen für den Reichspräsidenten über 50% der Abstimmenden für den von der SPD unterstützten katholischen Zentrumsmann Wilhelm Marx. Und sieben Jahre später folgte das Gros der Altenburger Arbeiter abermals der Parole ihrer sozialdemokratischen Führer und gab dem greisen kaiserlichen Feldmarschall von Hindenburg die Stimme, der — im Lande Thüringen seinem Gegenkandidaten Hitler um fast 4% unterlegen — mit 63% der Stimmen nirgendwo sonst soviel Zuspruch erhielt wie in dieser ostthüringischen Hochburg der Sozialdemokratie.[19]

Der Raum Altenburg also, gleichsam im geographischen Schnittpunkt der südwestsächsischen Zerfallsregion des sozialistischen Lagers und der nordwestsächsischen Stabilitätszone der Arbeiterbewegung gelegen, fügte sich politisch-mental in die ausdifferenzierten und stabilen Milieustrukturen der von Leipzig nach Pirna reichenden Hochburgenachse des Sozialismus ein. So könnte man vielleicht die Topographie eines Dreiecks erstellen, das die Punkte Gera-Leipzig-Dresden verbindet, in dem die sozialistische Arbeiterbewegung ihren Hochburgencharakter bis 1933 unzweifelhalft behielt. In den sächsischen und thüringischen Industrieregionen jenseits dieses Dreiecks aber war am Ende der Weimarer Republik die alte Pracht und Herrlichkeit des organiserten Sozialismus dahin. Durch die schweren Verluste, die die Sozialdemokratie insbesondere in den Industriedörfern und -kleinstädten des Thüringer Waldes im Laufe der zwanziger Jahre erlitt, war Thüringen spätestens seit der

19 Vgl. Vierteljahresberichte des Thüringischen Statistischen Landesamtes in Weimar, Jg.4 (1925), Nr.1, S.46f.; a.a.O., Jg.11 (1932), Nr.1, S.12f.

Inflationskrise kein Protagonist der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung unter den deutschen Ländern mehr. Insofern war es historisch ganz unbegründet, daß Politiker und Journalisten unmittelbar vor den Volkskammerwahlen im März 1990 den Süden der DDR, eben Sachsen und Thüringen, pauschal als Stammländer der Sozialdemokratie reklamierten und zunächst dort die auch künftig wieder wichtigsten Zentren der SPD vermuteten. Dabei hatte sich die Sozialdemokratie schon zu Zeiten der Weimarer Republik in den Wahlkreisen Magdeburg und Mecklenburg sehr viel besser entwickelt und wesentlich größere Erfolge erzielt als im Durchschnitt des Landes Thüringen (oder auch im Wahlkreis Chemnitz-Zwickau). Die Mitgliederdichte der SPD in Magdeburg und Mecklenburg war wesentlich höher als in Thüringen, und bei den Reichstagswahlen in den letzten Jahren von Weimar übertrafen die Sozialdemokraten von der Ostseeküste und aus dem nördlichen Mitteldeutschland ihre thüringischen Genossen in der Regel um rund 10 Prozentpunkte. Doch daran erinnerte sich 1990 merkwürdigerweise niemand mehr. Es wird historisch wahrscheinlich keine unmittelbare Kontinuität vom sozialdemokratischen Niedergang in großen Teilen Thüringens der zwanziger Jahre zum Debakel der Partei bei den Wahlen des Jahres 1990 geben, indes gibt es aus historischer Perspektive auch keine Ursache, das schlechte Abschneiden der thüringischen Sozialdemokraten nach dem Untergang der SED-Herrschaft als besonders sensationell, gar als geschichtlichen Bruch zu interpretieren.

„IN DER FRANZÖSISCHEN ZONE IST DER TEUFEL LOS". DIE SOZIALISTISCHE PARTEI VON 1946 UND IHR ÜBERKOMMENES ZERRBILD

Von Edgar Wolfrum

1. Der „Fall Südbaden"

Als die Sozialdemokratische Partei Deutschlands vom 9. bis 11. Mai 1946 in Hannover ihren ersten offiziellen Nachkriegsparteitag abhielt, wurde dies zu einer eindrucksvollen Demonstration der geschlossenen, westzonalen Abwehrhaltung gegenüber der eben vollzogenen Zwangsvereinigung von SPD und KPD zur SED in der sowjetischen Besatzungszone.[1] Getrübt wurde das Bild der Geschlossenheit allenfalls dadurch, daß man Vertreter eines westlichen Landesverbands vergeblich suchte: Aus dem französisch besetzten Land Baden war kein sozialdemokratischer Delegierter in Hannover erschienen.

Folgt man der zeitgenössischen Sicht, so klaffte diese beklagenswerte Lücke im Gefüge der SPD deshalb, weil die französische Besatzungsmacht, der es in erster Linie um eine „Balkanisierung" Deutschlands gegangen sei,[2] ihre Zone eisern abschottete und Interzonenkontakte mit aller Härte unterband. In der Tat waren bei den Franzosen gerade überzonale SPD-Parteitreffen gefürchtet. Denn die Sozialdemokratie unter Kurt Schumacher galt ihnen als „nationalistische" Partei par excellence, und Schumachers Streben nach Erhaltung der

1 Vgl. Protokoll der Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands vom 9. bis 11. Mai 1946 in Hannover, Hamburg 1947. Dazu, wie zur Nachkriegsgeschichte der SPD insgesamt, Kurt Klotzbach, Der Weg zur Staatspartei. Programmatik, praktische Politik und Organisation der deutschen Sozialdemokratie 1945–1965, Berlin und Bonn 1982.

2 Kurt Schumacher, Politische Richtlinien für die SPD in ihrem Verhältnis zu den anderen politischen Faktoren, August 1945, in: Programmatische Dokumente der deutschen Sozialdemokratie. Hrsg. von Dieter Dowe und Kurt Klotzbach, 2. Aufl., Berlin und Bonn 1984, S.257ff, hier S.262.

,,Reichs"einheit sowie sein politischer Zentralismus erfüllten die Franzosen mit größter Sorge. Für sie gab es bald nichts mehr daran zu rütteln: Gerade die SPD wollte nach dem Untergang des ,,Dritten Reiches" ein altes Schreckgespenst wiederbeleben, das man endlich überwunden geglaubt hatte — den deutschen Zentralstaat Bismarckscher Prägung.[3]
Ein Anschwellen des ,,Nationalismus" ließ sich eindämmen, so das Credo der Franzosen, wenn man die Aktivitäten der politischen Parteien auf die Länder-, allenfalls noch Zonenebene beschränkte. Aber die Sanktionsmöglichkeiten der Besatzungsmacht gegenüber Interzonenkontakten waren sehr begrenzt. Verbote und Drohungen blieben eine stumpfe Waffe; auf sämtlichen überzonalen SPD-Konferenzen sahen französische Beobachter Sozialdemokraten aus ihrer Zone, die es ,,geschafft" hatten, die Demarkationslinie zu überschreiten. Auch in Hannover im Mai 1946 gaben sich Sozialdemokraten aus dem Rheinland, aus der Pfalz und aus Südwürttemberg ein Stelldichein; wieso fehlten gerade die Badener?
In einem Bericht über den Parteitag, den er für den französischen Landesgouverneur von Südwürttemberg, Guillaume Widmer, schrieb, entwich Carlo Schmid, dem eben erst zur SPD Gestoßenen, ein merkwürdiger Hinweis: Die Badener seien in Hannover unerwünscht gewesen und hätten keine Einladung erhalten.[4] So sonderbar dies anmutet, es war zumindest die halbe Wahrheit. Aber wieso sollte man bei einem so bedeutsamen Ereignis keinen Wert auf die Anwesenheit der badischen Genossen gelegt haben? Repräsentierten sie nicht einen zwar kleinen, aber aufgrund der Grenzlage zu Frankreich und der Schweiz ,,strategisch" wichtigen Landesverband? Die Fragen lassen sich beantworten, wenn man die andere Hälfte der Wahrheit aufspürt: Die Sozialdemokraten aus Baden dachten nicht im entferntesten daran, sich in die Schumacher-SPD einzufügen, sondern sie hegten ganz andere Vorstellungen über einen notwendigen parteipolitischen Neubeginn. Als einziger Landesvorstand in den westlichen Besatzungszonen schlug der badische den Kurs auf eine vereinigte demokratische Arbeiterpartei ein, und die führenden Sozialdemokraten, allesamt gestandene Parteiveteranen aus dem Kaiserreich und der Weimarer Republik, warteten sogar mit einer eigenen Konzeption auf. Dafür stand anstelle des Traditionsnamens die neue Bezeichnung ,,Sozialistische Partei Land Baden".
Sozialdemokraten aus anderen Ländern vermochten darin allein eine ,,Sabotage der Gesamtbewegung" zu sehen;[5] und die SPD-Parteileitung in Hannover sprach von diesem unerträglichen, weil die Geschlossenheit durchbrechenden Sonderweg nur abschätzig als vom ,,Fall Südbaden".[6] — Ein weithin unbekanntes Kapitel über die Suche nach einem neuen politischen Selbstverständis in der Umbruchszeit, das außerdem ein bezeichnendes Licht auf das gestörte

3 Besonders prononciert in diese Richtung gehen die Berichte des französischen Hochkommissars André François-Poncet an das Außenministerium in Paris. Sie befinden sich in den Archives de l'Occupation Française en Allemagne et en Autriche (künftig zitiert: AdO), Colmar, HCFA C. 65 xp 3–4, SPD 1947/50. Ausführlich dazu: Edgar Wolfrum, Französische Besatzungspolitik und deutsche Sozialdemokratie. Politische Neuansätze in der ,,vergessenen Zone" bis zur Bildung des Südweststaates 1945–1952 (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd.95), Düsseldorf 1991.

4 Carlo Schmid an Guillaume Widmer, 15.5.1946, in: AdO, SGAAA C. 39 F. 4. Ebenso in einem französischen Bericht über die Entwicklung der Sozialdemokratie in Baden von Ende Juli 1946, in: AdO, HCFA Ambassade C. 24 Pol. III A. 5.

5 So Carlo Schmid auf einer Sitzung des württembergisch-hohenzollerischen Landesvorstands in Reutlingen, 27.7.1946, in: Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn (künftig zitiert: AdsD), Bestand Baden-Württemberg 35.

6 Schriftwechsel in: AdsD, Bestand Schumacher J 25.

Verhältnis der SPD zur Siegermacht Frankreich zu werfen vermag.[7] Den Franzosen nämlich, die Kurt Schumacher bald als die ,,Westrussen"[8] bezeichnete, wurden Entwicklungen in ihrer Besatzungszone in die Schuhe geschoben, die sie nicht zu verantworten hatten. So entstand eine Legende, die schließlich in die Forschungsliteratur Einzug hielt, fortgeschrieben wurde und zur gängigen Lesart avancierte: die Sozialistische Partei, ein Diktat der französischen Besatzungsmacht.

2. ,,Der Name sollte ein Symbol sein" — Das Scheitern der Sozialistischen Partei

Bereits im Vorfeld der angekündigten Parteienlizenzierung fiel der französischen Besatzungsmacht in Baden etwas Merkwürdiges auf: Während man eine politische Verständigung zwischen alten SPD- und Zentrumsmitgliedern erwartete, wie man sie in Baden bis 1932 in Form einer großen Koalition gekannt hatte, orientierten sich die ehemaligen Sozialdemokraten überraschenderweise stark nach links. Dieser Linksruck kristallisierte sich etwa im Sommer 1945, als sich der Weimarer Altkanzler und prominenteste Vertreter des Linkszentrums, Joseph Wirth, in seiner Geburtsstadt Freiburg aufhielt, um Möglichkeiten auszuloten, eine große Mitte-Links-Partei zu gründen, die Sozialdemokraten, Linksliberale und Linkskatholiken umfassen sollte,[9] er aber bei den badischen SPD-Politikern aus Weimarer Zeiten völligen Schiffbruch erlitt. Sie hätten, so heißt es in dem französischen Bericht,[10] geradezu feindselig auf den Vorschlag reagiert, die in der Schweiz gegründete Emigrantenbewegung ,,Das Demokratische Deutschland" zum Vorbild für einen Nebeginn zu nehmen. Otto Braun, der ehemalige preußische Ministerpräsident, und Wilhelm Hoegner, der spätere bayerische Ministerpräsident, die beide dem ,,Demokratischen Deutschland" angehört hatten, insbesondere aber auch Carl Severing, Weimarer Reichsinnenminister, — von diesen Sozialdemokraten distanzierten sich die Badener vehement und steuerten auf einen ganz bewußten Bruch mit der Weimarer SPD und ihrer Führung hin.

Das Ziel der zu gründenden neuen Partei sei die Verwirklichung der sozialistischen Gesellschaft, so formulierte es im Februar 1946 Franz Geiler, einer der badischen Parteigründer; und über dieses allgemeine, in der Nachkriegszeit wohlfeile Bekenntnis hinausgreifend, spitzte er zu: ,,sozial und demokratisch" sei heute kein zukunftsweisendes Merkmal mehr, denn so würden ,,auch bürgerliche Parteien firmieren".[11]

Der Parteivorsitzende Philipp Martzloff fand Ende März 1946 auf einer Versammlung in Lahr deutlichere Worte: ,,Wir bauen nicht auf 1918 auf, sondern wir wollen auf breiter Front im sozialistischen Gedanken zusammenarbeiten. Deshalb hat die Partei den früheren Namen Sozialdemokratische Partei abgelegt und nennt sich heute Sozialistische Partei Land Baden."[12] Martzloff streckte die Hand zu den Kommunisten hin aus; 1933 hätten die Arbeiterparteien den ,,historischen Moment" verpaßt und seien zu ,,feige" gewesen, sich gegen die Nationalsozialisten aufzulehnen. ,,Das ist unsere Schuld", meinte er, und daraus müsse man

7 Dazu auch Jean Paul Cahn, Einige Bemerkungen zum Thema Kurt Schumacher und Frankreich, in: Kurt Schumacher als deutscher und europäischer Sozialist. Hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 1988, S.113–131.

8 Vgl. Kurt Klotzbach, Der Weg zur Staatspartei, a.a.O., S.156.

9 Siehe zu diesen Bestrebungen auch Ute Schmidt, Zentrum oder CDU? Politischer Katholizismus zwischen Tradition und Anpassung, Opladen 1987, S.167f.

10 La situation à Fribourg, 18.10.1945, in: AdO, Conseiller Politique 196 C. III–0.

11 Geiler auf der Villinger Konferenz vom 16. Februar 1946, in: AdO, Bade 2151 SP acitvité générale 1945/46.

12 Vgl. AdO, Bade 2151 SP activité générale 1945/46; Versammlung in Lahr am 31.3.1946. Im gleichen Tenor hatte Martzloff schon auf einer öffentlichen Versammlung der SP in Freiburg vom 10.3.1946 gesprochen; vgl. ebda.

heute die ,,Lehre" ziehen.[13] So anfechtbar Martzloffs Ansichten waren, subjektiv gab es für ihn und viele Sozialdemokraten an dieser Einschätzung nichts zu rütteln.[14]

Leuchtet man das badische Parteigründermilieu aus, so stößt man auf einen der wesentlichen Gründe für die beabsichtigte sozialistische Neuorientierung. Dem Führungskreis gehörten fast ausnahmslos Sozialdemokraten an, die ihre Prägung im Wilhelminischen Kaiserreich erfahren hatten; alle waren in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts geboren. Ihre ersten politischen Sporen hatten sich die meisten in der klassischen Sozialdemokratie August Bebels verdient. In dieser großen, einigen Arbeiterbewegung waren sie aufgewachsen. Deren Spaltung im Ersten Weltkrieg sahen sie als tragisches Unglück an, und sie hingen nach wie vor dem Ideal einer wieder geeinten sozialistischen Bewegung nach. Auch von ihrem beruflichen Hintergrund betont klassenbewußt, gingen diese Sozialdemokraten 1945/46 nicht daran, dort anzuknüpfen, wo man 1933 aufgehört hatte, sondern ihr Traditionsbewußtsein reichte weiter zurück, in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, als es einen ,,Bruderkampf" zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten noch nicht gab.[15]

In diesem Zusammenhang entfalteten auch ältere und zum Teil lange verdeckte Traditionslinien erneut ihre Wirkung. Gerade Baden war seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zum Kernland des sozialdemokratischen Reformismus geworden;[16] es führte eine Linie von der Großblockpolitik mit den Nationalliberalen vor dem Ersten Weltkrieg über das relativ defensive Verhalten in der deutschen Revolution von 1918/19 bis zur permanenten Regierungskoalition mit dem Zentrum während der Weimarer Republik, die erst 1932 wegen des Konkordatstreits auseinanderbrach.[17] Zuletzt hatte die sich nach ,,links" orientierende Mitgliederbasis die Argumentation der Parteileitung kaum noch nachvollziehen können. Solche älteren Aversionen gegen die ,,rechte" Mannheimer Führung der Partei schlugen beim Freiburger Gründerkreis 1945 durch. Infolge der Zoneneinteilung und der erzwungenen Trennung Südbadens von Nordbaden sah man im Süden nun die Chance gekommen, sich auf verschüttete sozialistische Traditionen seit 1848 zu besinnen.

13 Ebda. (Versammlung in Lahr).

14 Zur (— aufgrund sozialpsychologischer Barrieren und vor allem aufgrund der seit 1928 gültigen ultralinken Generallinie der Komintern und der damit einhergehenden Sozialfaschismus-These — nur sehr bedingt vorhandenen) Chance einer ,,Einheitsfront" 1933 vgl. Hermann Weber, Hauptfeind Sozialdemokratie. Strategie und Taktik der KPD 1929–1933, Düsseldorf 1982; Arnold Sywottek, Einheit der Arbeiterklasse zur Rettung der Weimarer Republik? Zur Kritik eines Mythos, in: Das Unrechtsregime. Internationale Forschung über den Nationalsozialismus. Festschrift für Werner Jochmann zum 65. Geburtstag, 2 Bde, Bd.1: Ideologie — Herrschaftssystem — Wirkung in Europa. Hrsg. von Ursula Büttner unter Mitwirkung von Werner Johe und Angelika Voß, Hamburg 1986, S.132–155; Heinrich August Winkler, Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930–1933, Berlin und Bonn 1987, passim.

15 Philipp Martzloff (1880–1962), von Beruf Schneider, war 1918/19 badischer Minister für Übergangswirtschaft, Wohnungsbau und Soziales und von 1919–1921, dann wieder von 1925–1933 Landtagsabgeordneter. Während des ,,Dritten Reiches" war er mehrmals inhaftiert, zuletzt im KZ Dachau. Franz Geiler (1879–1947) war Schuhmacher, schließlich Redakteur und seit 1920 Landtagsabgeordneter in Baden. Karl Ruf (1883–1947) war Volksschullehrer. Eugen Schmalz (1888–1967) arbeitete als Redakteur bei der sozialdemokratischen Zeitung Volkswacht. Die beiden ,,Jüngsten" des Gründerzirkels waren auch fast fünfzig Jahre alt: Wilhelm Engler (1898–1979), Möbeltransporteur, und Fritz Schieler (1899–1970), der bei der Stadtverwaltung Freiburg beschäftigt war.

16 Siehe Hans-Joachim Franzen, Auf der Suche nach Handlungsspielräumen. Die Diskussion um die Strategie der Partei in den regionalen und lokalen Organisationen der badischen Sozialdemokratie zwischen 1890 und 1914, Frankfurt a.M. usw. 1987.

17 Siehe Jutta Stehling, Die badische SPD im Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik (1914–1933), in: Die SPD in Baden-Württemberg und ihre Geschichte. Von den Anfängen der Arbeiterbewegung bis heute. Hrsg. von Jörg Schadt und Wolfgang Schmierer, Stuttgart 1979, S.132–153.

Die Gründung der Sozialistischen Partei bedeutete eine späte, doch umso grundsätzlichere Kritik an der reformerischen und gouvernementalen Ausrichtung der vormaligen badischen, aber auch der Reichs-SPD, die den Aufstieg und den Machtantritt Hitlers nicht zu verhindern gewußt habe. ,,Um sich [. . .] von solch unklarem Handeln zu lösen, bzw. einen gewissen Strich unter jene Vergangenheit zu ziehen, ohne dabei den Namen Sozialdemokratische Partei Deutschlands in Unehren auszusprechen", so rechtfertigte sich Martzloff gegenüber dem fassungslosen SPD-Parteivorstand in Hannover später, ,,war man der Meinung, auch äußerlich den Namen in klarer, einfacher Form durch Sozialistische Partei auszudrücken".[18]
Dafür sprach nicht zuletzt eine Affinität zur französischen Bruderpartei, wie man in Baden insgesamt überzeugt war, daß die deutsche Reichseinheit unwiederbringlich verloren sei, und man im Grunde gar keine andere Alternative sah, als sich mit französischen Konzepten eines bestenfalls lockeren deutschen Staatenbundes mit weitgehender Autonomie und unter Frankreichs Kuratel anzufreunden.[19] Man mußte also versuchen, im eigenen ,,Land" etwas auf die Beine zu stellen und hier seine Vorstellungen verfechten. Nach jahrelanger gemeinsamer Hafterfahrung und Resistenz gehörte dazu in den Augen vieler Sozialdemokraten insbesondere, den ehemaligen Mitgliedern der KPD mit der ,,Sozialistischen Partei" ein Angebot zu offerieren. Die Namensgebung ,,Sozialistische Partei" anstelle des Traditionsnamens ,,Sozialdemokratische Partei" trug mithin programmatischen Charakter. Der Landesvorstand wollte damit nach außen ein Zeichen der Einheitsbereitschaft setzen. Es sollte ein Angebot an die Kommunisten sein, diese Partei als demokratische Plattform für alle Kräfte der Arbeiterbewegung zu nutzen. Durch die Namensgebung war beabsichtigt, die Hemmschwelle für Kommunisten zum Eintritt in die Partei möglichst niedrig anzusetzen, und zugleich sollte die Wiedergründung einer eigenständigen Kommunistischen Partei überflüssig werden. Mit einem Wort: Es war ein Integrationskonzept, ausgerichtet auf eine vereinte, demokratisch-sozialistische Arbeiterpartei.[20] — Diese Entscheidung war bereits im Dezember 1945 gefallen, als man noch hoffen konnte, daß die ehemaligen Kommunisten das ,,Angebot" aufgreifen und die Gründung einer kommunistischen Partei unterlassen würden. Diese Hoffnung zerstob freilich rasch.
Es müsse nun leider wieder um die Einheit gerungen werden, resümierte Philipp Martzloff die Lage, nachdem seinem Integrationskonzept durch die Wiedergründung der KP ein entscheidender Schlag versetzt worden war.[21] Die Landesvorstände beider Parteien nahmen dennoch Gespräche auf, um über die Modalitäten eines etwaigen Zusammenschlusses zu verhandeln. Binnen weniger Wochen wurden indes die völlig unterschiedlichen Vorstellungen über eine vereinte Arbeiterpartei sichtbar. Vor allem zeigte sich, daß die meisten Kommunisten keineswegs bereit waren, sich auf die SP einzulassen, sondern allein an eine ,,Einheit" dachten, die der entsprach, welche sich in der sowjetischen Besatzungszone anbahnte. Darauf

18 Philipp Martzloff an den SPD-Parteivorstand Hannover, 22.6.1946, in: AdsD, Bestand Schumacher J 25.
19 Dies propagierte der französische Provisorische Regierungschef, General de Gaulle, auf einer Rundreise durch die französische Zone im Herbst 1945. Bei einer Rede in Freiburg pries er die engen historischen Beziehungen zwischen Frankreich und Baden und stelte eine Erneuerung der engen Bande in Aussicht. Vgl. La revue de la zone française No. 1, 1.11.1945. — Als Überblick zur französischen Deutschlandpolitik am besten: Wilfried Loth, Die deutsche Frage in französischer Perspektive, in: Westdeutschland 1945–1955. Unterwerfung, Kontrolle, Integration. Hrsg. von Ludolf Herbst, München 1986, S.37–49.
20 ,,Der augenblicklich von unserer Partei geführte Name Sozialistische Partei sollte ein Symbol sein für unsere ehrliche Bereitschaft zur Schaffung einer großen, einheitlichen Arbeiterpartei" — hieß es etwa in einem Schreiben der Ortsgruppe Neustadt vom Herbst 1946, in: AdsD, Nachlaß Günter Markscheffel 7.
21 Vgl. AdO, Bade 2151 SP activité générale 1945/46, Versammlung in Lahr, 31.3.1946.

war von Anfang an die Taktik der Führung ausgerichtet. Und auch die Militärregierung wies in ihren parteipolitischen Betrachtungen immer wieder darauf hin, daß die badischen Kommunisten direkte Befehlsempfänger Ostberlins seien. Insofern hätten sie also nichts gemein mit den Sozialisten, die sich erfreulich unabhängig von einer übergeordneten Parteizentrale zeigten, und bisher auch mit der ,,nationalistischen" Schumacher-SPD nicht in Kontakt getreten seien.[22]

Bereits am 21. Februar erhielt die Landesleitung der Sozialistischen Partei von der badischen KP ein Schreiben, in dem die ,,Schaffung der Aktionseinheit der Arbeiterklasse" als derzeit vordringlichste Aufgabe bezeichnet wurde. Die beiden Landesvorstände sollten unverzüglich Kontakt zueinander aufnehmen, um eine gemeinsame Strategie für die nächste Zeit festzulegen. Dazu fügte die KP gleich einen detaillierten Vorschlag zur Tagesordnung bei.[23] Gegen ein solches Treffen gab es bei den Sozialisten keine Abneigung, man war sich vielmehr darüber einig, daß eine Aufbauarbeit nur zusammen mit den Kommunisten geleistet werden könne. Unerläßliche Voraussetzung für eine Einheit sei allerdings eine ,,ehrliche Loslösung [der Kommunisten] von fremden Einflüssen".[24]

Diese unabdingbare Kautele hatten die Sozialisten schon in ihre Entschließung zur ,,Sozialistischen Einheitsfront" hineingeschrieben. Die Kommunistische Partei müsse sich zu der Erkenntnis durchringen, so hieß es dort, ,,daß die Sozialisten eines jeden Landes ihre programmatischen Grundsätze und Aufgaben, die auf dem Weg zum gemeinsamen Endziel des Sozialismus liegen, völlig unabhängig von fremden Einflüssen bestimmen müssen".[25] Immerhin gab es also auf seiten der Sozialisten Skepsis über die Orientierung der Kommunisten. Allmählich sickerten auch Informationen über den politischen Wiederbeginn in den anderen Besatzungszonen nach Südbaden durch, das — nach einem zeitgenössischen Ausdruck — hinter dem ,,seidenen Vorhang" lag. Den Sozialisten konnte außerdem schwerlich verborgen bleiben, daß führende Kommunisten häufig nach Berlin unterwegs waren. Trotz wachsender Zweifel einigte man sich am 7. März mit dem kommunistischen Landesvorstand darauf, einen Ausschuß beider Parteien zu bilden, der die Vereinigung vorbereiten sollte.[26]

22 Zur kommunistischen Taktik bei der ,,Schaffung einer Einheitsfront" vgl. Ulrich Hauth, Die Einheitspolitik der KPD und SED gegenüber der westdeutschen Sozialdemokratie (1945–1948), Mannheim 1978; Werner Müller, Die KPD und die ,,Einheit" der Arbeiterklasse, Frankfurt a.M. und New York 1979. Das taktische Vorgehen der Kommunisten in der sowjetischen Besatzungszone hinsichtlich einer Vereinigung von SPD und KPD wurde von westdeutschen Kommunisten als richtungsweisend angesehen. Auch in Baden ging man nach dem bekannten Schema vor. Nach dem Aufbau der eigenen Organisation wurde zunächst eine ,,Einheitspolitik von oben und unten" verfolgt (Frühjahr 1946), dann, nach Abweisung durch die führenden Sozialisten, verlagerte sich das kommunistische Vorgehen nach ,,unten", bei gleichzeitigen scharfen Angriffen gegen die SP-Führung (ab Frühsommer 1946). — Die französische Militärregierung ließ zahlreiche Studien über die Entwicklung der deutschen Parteien ausarbeiten. Sie betonte dabei insbesondere die Unterschiede zwischen den nationalistischen und den föderalistischen Richtungen, und zur letzteren zählte auch die badische Sozialistische Partei. Vgl. etwa die Studie vom Februar 1946 in: AdO, HCFA C. 24 Pol.II A. 5: Partis politiques en Zone Française d'Occupation. Zu Bestrebungen innerhalb der badischen kommunistischen Partei, auf die Avance der Sozialistischen Partei einzugehen, siehe Edgar Wolfrum, Französische Besatzungspolitik und deutsche Sozialdemokratie, a.a.O., S.156ff.

23 Vgl. Nachlaß Erwin Eckert, Marburg, Mappe 3, Schreiben vom 21.2.1946.

24 So Franz Geiler auf einer SP-Veranstaltung in Offenburg. Vgl. Ortenauer Zeitung, Nr. 47 vom 31. 3. 1946.

25 Vgl. die Entschließung vom 17.7.1946, in: AdO, Bade 2151 SP activité générale 1945/46. Daneben ist die Entschließung ebenfalls abgedruckt in: Badische Zeitung, Nr. 5 vom 22.2.1946.

26 Abdruck in: Badische Zeitung, Nr. 12 vom 12.3.1946. Sie lautete wörtlich: ,,Die Landesvorstände der Sozialistischen Partei und der Kommunistischen Partei, Land Baden (französische Zone) bilden einen Ausschuß zur Beratung aller wichtigen Fragen des Aufbaus einer neuen Demokratie und zur Vorbereitung der Vereinigung beider Parteien, die die Voraussetzung für den Sieg des Sozialismus ist."

Nun folgte allerdings rasch die Peripetie. Denn die folgende weitreichende Auslegung dieser Entschließung durch die Kommunisten mußte die Sozialisten vor den Kopf stoßen. In einem Brief vom 14. März legte die KP dezidierte Vorschläge auf den Tisch, wie der Beschluß verwirklicht und die Vereinigung beider Parteien in die Tat umgesetzt werden sollten.[27] Am 22. März sei ein Rundschreiben an alle Gliederungen der Partei zu richten, das genaue Anleitungen zur Umbildung in die ,,Sozialistische Einheitspartei Deutschlands" enthalte müsse. Wenn Mitte April in Berlin die Vereinigung von KPD und SPD vollzogen und eine zentrale Leitung der Einheitspartei geschaffen werde, so sollte das auch der Startschuß für Baden sein. ,,Wir sind der Meinung", so hieß es in der generalstabsmäßigen Planung der Kommunisten, ,,daß acht Tage später, nämlich am 27. und 28.4. in Freiburg die erweiterten Parteivorstände und aus jedem Kreis der französischen Zone ein Delegierter zusammen kommen [sollten], um ein Organisationsstatut und eine programmatische Erklärung zu beschließen. Das Ergebnis sollte sein, daß man am Sonntag, den 28.4., die Sozialistische Einheitspartei Land Baden [französische Zone] konstituiert, einen vorläufigen Vorstand bestimmt, dem die Vorbereitung des ersten gemeinsamen Parteitages obliegt und der bis dorthin die Geschäfte der Einheitspartei führt."[28]

Die von der KP vorgeschlagene Besprechung fand nicht statt. Der Landesvorstand der Sozialistischen Partei fühlte sich durch das nach seinen Worten ,,überstürzte" Vorgehen der Kommunisten hintergangen und distanzierte sich von deren Zielvorgaben. Philipp Martzloff unternahm vielmehr einen letzten Versuch, die Kommunisten von seinem Konzept zu überzeugen und hob hervor, daß die badischen Sozialdemokraten ihnen schon weit entgegengekommen seien: ,,Wir haben nicht mehr unter dem alten Namen die Parteigründung vorgenommen, sondern unter dem Namen Sozialistische Partei. Damit war die Plattform gegeben, daß auch die kommunistischen Genossen gleich dieser Partei hätten beitreten können. Leider ist dies nicht geschehen. Auch jetzt wäre die einfachste Lösung die, daß Ihr Eure Partei auflöst und die Mitglieder in die gegebene SP überführt." Dies sei auch deshalb geboten, weil mit Schwierigkeiten bei der Besatzungsmacht zu rechnen sei, wenn wieder eine neue Partei mit neuem Namen gegründet würde.[29]

Der sozialistische Parteivorsitzende war enttäuscht und ernüchtert zugleich. Er hatte geglaubt, bei den Kommunisten auf Resonanz zu stoßen, unterstrich immer wieder den Namen der neuen Partei und warf ihnen vor, daß sie diese Geste nicht verstehen wollten. Zudem beklagte er die propagandistische Ausbeutung der Vereinigungsfrage durch die KP.

Mittlerweile war der SP-Vorsitzende aber auch in den eigenen Reihen ins Kreuzfeuer der Kritik geraten, denn die ,,Basis" hatte sich über den Kurs des Landesvorstandes zutiefst gespalten. Die Landesleitung habe ,,nicht einmal schnell genug den Namen ändern können in Sozialistische Partei, um ja den Kommunisten gefällig zu sein"; überhaupt sei der ,,Einigungs- und Verschmelzungsrummel" unerträglich — solche und ähnliche Stimmen begannen

27 Vgl. Nachlaß Erwin Eckert, Marburg, Mappe 3.

28 Ebda. Am 20./21. April fand in Berlin der Vereinigungsparteitag von SPD und KPD der sowjetischen Besatzungszone statt. Über seine Vorgeschichte und seinen Verlauf: Frank Moraw, Die Parole der ,,Einheit" und die Sozialdemokratie. Zur parteiorganisatorischen und gesellschaftlichen Orientierung der SPD in der Periode der Illegalität und in der ersten Phase der Nachkriegszeit 1933–1948, Bonn 1973, S.156–174. Kurt Klotzbach, Der Weg zur Staatspartei, a.a.O., S.77. Für die Vorgeschichte unerläßlich: Sozialdemokraten im Kampf um die Freiheit. Die Auseinandersetzungen zwischen SPD und KPD in Berlin 1945/46. Stenographische Niederschrift der Sechziger-Konferenz am 20./21. Dezember 1945. Hrsg. von Gert Gruner und Manfred Wilke, München 1981.

29 Schreiben des SP-Landesvorstands an die kommunistische Parteiführung vom 20.3.1946, in: Nachlaß Erwin Eckert, Marburg, Mappe 3.

sich zu mehren.[30] Zugleich jedoch avancierte das französisch besetzte Baden, wo eine Vereinigung von Sozialdemokraten und Kommunisten noch möglich schien, für linke Sozialdemokraten zum Silberstreifen am Horizont. Das führte etwa den hessischen Innenminister Hans Venedey dorthin. Venedey, der aus dem Schweizer Exil gekommen war, spielte in Hessen als Befürworter einer Sozialistischen Einheitspartei eine exponierte Rolle und war sogar als direkter Gegenredner zu Kurt Schumacher aufgetreten. Vor 1933 hatte Venedey in Baden gelebt und der Konstanzer SPD angehört, war aber vor Hitlers Machtergreifung zur SAP übergetreten. Er, der in der Schweiz engen Kontakt zur Bewegung Freies Deutschland gehabt hatte, sah nach 1945 die SPD als überlebt an. Von Anbeginn seiner Ministertätigkeit war Venedey der hessischen SPD-Landesleitung ein Dorn im Auge. Am 3. Juli 1946 wurde er wegen parteischädigenden Verhaltens — man bezeichnete ihn als ,,Agenten der KPD" — aus der SPD ausgeschlossen, und er mußte auch als Innenminister zurücktreten. Seither trug er sich mit dem Gedanken, wieder in seine badische Heimat zurückzukehren und dort politisch aktiv zu werden.[31]

Nicht erst seit dieser Zeit schollen beim SPD-Parteivorstand in Hannover die Alarmglocken. Die Berichte über die abtrünnigen badischen Sozialdemokraten, die, so schien es, ganz ins Fahrwasser der Kommunisten geraten waren, führten auf dem Parteitag im Mai 1946 dazu, daß ein Verbindungssekretariat für die französische Besatzungszone eingerichtet wurde. Günter Markscheffel, den man zum Zonensekretär ernannte, hatte seitdem im Namen des Vorstandes die Aufgabe, die ,,komplizierte südbadische Situation zu entwirren und die Parteiorganisation zu reorganisieren".[32] Markscheffel hielt im Frühjahr 1946 etliche Versammlungen mit badischen sozialistischen Funktionären ab, um ihnen die Grundsätze der Schumacherschen Politik und die politische Situation im allgemeinen darzulegen. ,,Ich habe eine Reihe von Tagen hinter mir", schrieb er in einem Zwischenbericht an Fritz Heine, ,,die nicht sehr schön waren, denn nirgends mußte man gegen so viel Unklarheit ankämpfen wie dort unten." Das Schwierigste sei gewesen, den Badenern klar zu machen, daß es sich bei ihrer Situation nicht um eine regionale Angelegenheit handelte, sondern daß damit gesamtdeutsche und internationale Implikationen verbunden seien.[33]

Wie richtig Markscheffel damit lag, zeigte sich auf einer Nebensitzung der im Frühjahr und Sommer tagenden Pariser Außenministerkonferenz, auf welcher die Sonderentwicklung der Sozialdemokratie in Baden Erwähnung fand. Es lag ein von Berlin lancierter Bericht vor, in dem nachzuweisen versucht wurde, daß Schumacher nicht die Berechtigung habe, im Namen

30 Hermann Winter (Offenburg) an Kurt Schumacher, 20.3.1946, in: AdsD, Bestand Schumacher J 25.

31 Zu Venedeys Wirken in Hessen vgl. Walter Mühlhausen, Hessen 1945–1950. Zur politischen Geschichte eines Landes in der Besatzungszeit, Frankfurt a.M. 1985, S.45–50. Die Bewegung Das Freie Deutschland behandelt Karl Hans Bergmann, Die Bewegung ,,Freies Deutschland" in der Schweiz 1943–1945, München 1974. Darin auch Hinweise zu Venedey. Die französische Militärregierung war über Venedey genaustens im Bilde und wußte auch, daß er die Absicht hatte, sich wieder in Baden niederzulassen. Sein Eintreten für eine sozialistische Einheitspartei beurteilte man sehr kritisch. Davon abgesehen glaubte man jedoch, den Fachmann Venedey gut in der badischen Landesverwaltung einsetzen zu können. So jedenfalls der badische Directeur des Affaires Administratives, Daty, am 14.6.1946, in: AdO, Bade 2151 SPD Fusion socialo-communiste. Venedey, der sich übrigens tatsächlich in Baden niederließ, ergriff im Jahr 1948 nochmals die Initiative und gründete eine neue Partei namens ,,Freunde der Freiheit". Ziel war es, unorthodoxe Kommunisten und linke Sozialdemokraten zu vereinen. Resonanz war der Partei aber keine beschieden. Vgl. AdO, Bade 2157/3.

32 Fritz Heine an R. Haerdler, 27.8.1946, über Markscheffels Aufgabe, in: AdsD, Bestand Schumacher J 25.

33 Günter Markscheffel an Fritz Heine, 25.6.1946, in: AdsD, Nachlaß Günter Markscheffel 7. Noch Anfang August schrieb Markscheffel an Fritz Heine und Erich Ollenhauer, daß im französisch besetzten Baden ,,der Teufel los" sei. Ebda.

der gesamten Sozialdemokratie der Westzonen zu sprechen.[34] Immer unerträglicher wurde der ,,Fall Südbaden" für die SPD-Leitung darüber hinaus durch Presseberichte, vor allem des ,,Neuen Deutschland", wonach eine Vereinigung der beiden Parteien im französisch besetzten Baden unmittelbar bevorstehe. Auch solche Meldungen zielten in die gleiche Richtung, nämlich Kurt Schumacher den Führungsanspruch für die westzonale SPD abzusprechen.[35] Markscheffel war der erste, der die badischen Sozialisten über die Bedeutung und Brisanz dieser Frage aufklärte.

Diese Kurskorrekturen von außen hatten nunmehr zur Folge, daß die Kommunisten ihre Felle davonschwimmen sahen. Überstürzt und von völlig falschen Voraussetzungen ausgehend, startete die KP Mitte Juni eine Unterschriftenaktion ,,Für die Sozialistische Einheitspartei Badens".[36] Diese nach Weimarer Muster verfolgte Taktik einer ,,Einheitsfront von unten" gründete auf Illusionen, und die Einheitskampagne erwies sich als glatter Fehlschlag. Die Unterschriftenaktion war nicht mit der Sozialistischen Partei abgesprochen gewesen, aber die Form des Aufrufs, dem eine Einzeichnungsliste angehängt war, erweckte den Eindruck, als handelten die Landesvorstände beider Parteien in vollem Einverständnis. Damit war für die Sozialisten die ,,Grenze der politischen Sauberkeit" überschritten. In der Presse und in einer großangelegten Flugblatt-Aktion machte die SP die mittlerweile unversöhnlichen Standpunkte deutlich. ,,In objektiver Würdigung", so hieß es in dem Protest, ,,der bedauerlichen Vorgänge bei der Bildung der Sozialistischen Einheitspartei in der russischen Zone und der in den letzten Monaten stets unverkennbarer in Erscheinung tretenden Tatsache, daß die Kommunistische Partei Deutschlands in ihrer grundsätzlichen politischen und geistigen Einstellung nicht frei und unabhängig von fremden Einflüssen ist, ist der Landesvorstand der Sozialistischen Partei einmütig zu dem Ergebnis gekommen, daß die notwendigen Voraussetzungen einer Vereinigung mit der Kommunistischen Partei [. . .] nicht gegeben sind."[37]

Philipp Martzloff, der am längsten eine vermittelnde Position gegenüber der KP eingenommen hatte, änderte ebenfalls seinen Standpunkt. Die Erfahrungen mit den Kommunisten in den Monaten April bis Juni hatten ihn zu einem Realisten gemacht.[38] Der sozialistische Landesvorsitzende war nicht frei von persönlicher Enttäuschung, als er am 22. Juni an den Parteivorstand der SPD in Hannover schrieb: ,,Es besteht kein Zweifel, daß die kommunistische Partei organisatorisch, propagandistisch und in ihrem Willen in völliger Abhängigkeit einer zentralen, diktatorischen Befehlsstelle gehorcht. Den brüderlichsten Beteuerungen stehen die widerlichsten und unmöglichsten Praktiken gegenüber." Daher lehne die badische SP einstimmig einen Zusammenschluß ab.[39]

Die katastrophalen Niederlagen, die die Sozialistische Partei bei den ersten beiden Nachkriegswahlen im Sommer und Herbst 1946 einstecken mußte, überzeugten auch die letzten

34 Dies erfuhr Markscheffel von einem Pariser Informanten, vgl. AdsD, Nachlaß Günter Markscheffel 7, Brief Markscheffels an Fritz Heine vom 25.7.1946.

35 Vgl. etwa die Meldung in: Neues Deutschland vom 23.6.1946: ,,Südbadische Stimmen gegen Schumacher".

36 Einschreiblisten in: AdO, Bade 2151 SP 1945/55. Die Militärregierung verbot nach einiger Zeit die Aktion, da nur ordnungsgemäß genehmigte Parteien das Recht hätten, eine Werbeaktivität zu entfalten.

37 ,,Erklärung der Sozialistischen Partei", in: Badische Zeitung, Nr. 78 vom 22.6.1946. Ein Exemplar des Flugblattes, von dem 125 000 Stück verteilt wurden, in: AdsD, Bestand Schumacher J 25.

38 Am 25.6.1946 schrieb Hermann Winter an Fritz Heine: ,,Genosse Martzloff ist auch entschieden von den Kommunisten abgerückt. Er hat ja auch üble Erfahrungen mit den Herrschaften gemacht." Vgl. AdsD, Bestand Schumacher J 25.

39 Philipp Martzloff an den SPD-Parteivorstand Hannover, 22.6.1946, in: AdsD, Bestand Schumacher J 25. Dieser Brief war der erste offizielle Kontakt der badischen SP mit der Gesamt-SPD.

Zweifler, daß das Integrationskonzept gescheitert war.[40] Nun wurde das Steuer herumgeworfen; offiziell legitimiert wurde der Richtungswechsel auf dem Freiburger Parteitag vom November 1946. Angeführt von einer Fronde jüngerer Sozialdemokraten hoben die Delegierten den alten Landesvorstand vollständig aus dem Sattel und nahmen einstimmig eine Entschließung mit dem Wortlaut an: ,,Die Sozialistische Partei Südbadens hat innerlich seit geraumer Zeit den Anschluß an die Gesamtpartei der Sozialdemokratie in den Westzonen vollzogen, der auch die sozialdemokratischen Parteien der übrigen französischen Zone seit ihrer Gründung angehören. Die am 9. und 10. November 1946 stattfindende Landeskonferenz beschließt, den Anschluß auch äußerlich zu vollziehen und wird daher den Namen in Sozialdemokratische Partei Deutschlands — Bezirk Südbaden ändern."[41]
Erich Ollenhauer, der unter Umgehung der französischen Einreisebestimmungen in Freiburg anwesend war, konnte für den Hannoveraner Parteivorstand endlich erleichtert feststellen, daß mit dem Anschluß der Badener ,,die letzte Lücke im Gefüge unserer Parteiorganisation der Westzonen geschlossen" wurde.[42]

3. Die Legende vom ,,Diktat" der Besatzungsmacht

Damit war das Kapitel der Sozialistischen Partei Land Baden beendet. Was nun begann, war die Geschichte einer Legende. Denn der Sonderweg der badischen Sozialisten von 1945/46 wurde kurzerhand auf das ohnehin hochbelastete Schuldenkonto der Siegermacht Frankreich verbucht.[43] Dies ist ein besonders anschauliches Beispiel dafür, wie die französische Besatzungsmacht bei Zeitgenossen, aber auch in der Forschung als Buhmann herhalten mußte und wie ihr Entwicklungen zur Last gelegt wurden, die sie nicht zu verantworten hatte, sondern denen bewußte Entscheidungen auf deutscher Seite zugrunde lagen.
Der Befund war gemeine Münze und fügte sich trefflich in das einseitige Bild einer rücksichtslos demokratiefeindlichen, unerbittlichen Besatzungsmacht: Den Sozialdemokraten in Baden seien die Hände gebunden worden, ihnen habe man verboten, sich ,,authentisch" darzustellen. Die Namensgebung ,,Sozialistische Partei" erklärte man ohne viel Umschweife mit besatzungspolitischem Zwang, er sei von den Franzosen diktiert, oktroyiert worden. Erst im Herbst 1946 habe die Besatzungsmacht — warum eigentlich? — klein beigegeben und den bis dahin geknebelten badischen Genossen erlaubt, sich der westdeutschen Gesamt-SPD anzuschließen.[44]

40 Intern erwarteten die Sozialisten - angesichts der ,,Diskreditierung des Kapitalismus" (so die Parteizeitung Das Volk vom 7.9.1946) — bei den Gemeindewahlen im September 1946 rund 40 Prozent der Wählerstimmen. Das Resultat macht das Debakel deutlich: Die SP kam auf ganze 14 Prozent und fiel damit sogar hinter die schlechtesten Ergebnisse der südbadischen SPD am Ende der Weimarer Republik zurück. Es triumphierte die bürgerliche Badische Christlich-Soziale Volkspartei (53,2%), aber auch die Freien Listen (18,5%). Die Kommunisten erhielten 6 Prozent, die Demokratische Partei 8,3 Prozent. Vgl. Statistische Mitteilungen für Baden. Die Wahlen 1946/47 in Baden, Freiburg o.J.

41 Protokoll des Parteitags, Akten der SPD Freiburg (nun: AdsD).

42 Ebda. Rede Ollenhauers über ,,Die politische Lage".

43 Zu den vielfältigen Härten und der negativen Perzeption der französischen Besatzungspolitik siehe Edgar Wolfrum, Das Bild der ,,düsteren Franzosenzeit". Alltagsnot, Meinungsklima und Demokratisierungspolitik in der französischen Besatzungszone nach 1945, erscheint 1992 im Sonderheft der FRANCIA ,,Aspekte der französischen Deutschlandpolitik 1944–1950". Dazu auch Rainer Hudemann, Wirkungen französischer Besatzungspolitik: Forschungsprobleme und Ansätze zu einer Bilanz, in: Westdeutschland 1945–1955. Unterwerfung, Kontrolle, Integration. Hrsg. von Ludolf Herbst, München 1986, S.167–181.

44 So etwa die Interpretation bei Kurt Klotzbach, Der Weg zur Staatspartei, a.a.O., S.44; Rolf Steininger, Deutsche Geschichte 1945–1961. Darstellung und Dokumente, Bd.1, Frankfurt a.M. 1983, S.70; Paul-Ludwig Weinacht, Neugliederung des Südwestens und die politischen Parteien in Baden (1945–1951), in: Landesgeschichte und Zeitgeschichte. Kriegsende 1945 und demokratischer Neubeginn am Oberrhein. Hrsg. von Hansmartin Schwarzmaier, Karlsruhe 1980, S.329–354.

Diese perfekte Fehlinterpretation hatte ihre Wurzeln zumindest teilweise in der schwierigen Quellensituation. Wichtiger aber war, daß man den zeitgnössischen sozialdemokratischen Blickwinkel, aus dem die französische Zone betrachtet wurde, schlichtweg unkritisch übernahm. Kurt Schumacher, und mit ihm die meisten führenden Sozialdemokraten aus der anglo-amerikanischen Zone, drangen nie zu einem Verständnis für die Belange im französischen Besatzungsgebiet vor, ja nicht einmal zu einer ungetrübten Sicht. Was man von dieser ökonomisch rückständigen, mithin vermeintlich unwichtigen Zone, in der zudem die sozialdemokratischen Parteien organisatorisch am schwächsten waren, wußte, oder wissen wollte, erschöpfte sich in klischeehaften Allgemeinplätzen von französischer Demontagewut, von der Hungerzone, von arroganten, kulturmissionarischen Besatzungsoffizieren.

Zu Frankreich fand die deutsche Sozialdemokratie unter dem Vorsitz von Kurt Schumacher so gut wie kein Verhältnis, besonders infolge einer starren Fixierung auf die rigide ,,solution française" der Deutschen Frage, wie sie General de Gaulle mit seinen Aufteilungs- und Zerstückelungsplänen ein um das andere Mal entwarf. In de Gaulle, der schon seit 1946 kein Regierungsamt mehr bekleidete, erkannte die SPD eine latente Gefahr, und sie befürchtete, daß er bei einer der zahlreichen innenpolitischen Krisen, von denen Frankreich geschüttelt wurde, die Macht ergreifen und dann außenpolitisch die ,,russische Karte" spielen könnte.[45] Die chronische Instabilität der französischen Nachkriegsregierungen stand einer klar ausformulierten Deutschlandspolitik stets im Wege, und die bange Frage ,,Quo vadis, Marianne?"[46] hatte durchaus ihre Berechtigung. Kurt Schumacher seinerseits mußte es außerdem als persönlichen Affront auffassen, daß ihm die französische Besatzungsmacht bis 1949 offiziell die Einreise in ihre Zone verweigerte, aus Furcht, im Zuge seiner ,,Propaganda" könnte die Springflut des Nationalismus auch den Südwesten überschwemmen.

Das französische Bild der westzonalen SPD setzte sich aus zwei Komponenten zusammen. Die erste Komponente lieferten die politischen Vorstellungen und der Habitus Kurt Schumachers, die zweite bildeten die tatsächlichen oder vermeintlichen Differenzen zwischen den norddeutschen und den süddeutschen Parteigliederungen. Wohl kaum ein anderer deutscher Nachkriegspolitiker war in Frankreich so ungelitten wie Schumacher, dessen ,,Nationalismus" und patriotische Diktion den Franzosen angesichts der Exzesse der jüngsten Vergangenheit anmaßend, deplaziert und höchst bedrohlich erschienen.[47] Von diesem Nationalismus war in den Augen der Franzosen freilich nicht die gesamte SPD befallen. Bei der Beurteilung der sozialdemokratischen Landesparteien wurde die ,,tendance nationaliste de Hanovre"[48] als Meßlatte angelegt und je größer hier die Abweichung der einzelnen Landespartei war, desto günstiger wurde sie beurteilt — vor allem die Badener schnitten dabei gut ab, weil sie Dezentralismus und Föderalismus auf ihre Fahnen geschrieben hatten.

War also der Nationalismus der SPD für die Franzosen ein unberechenbares Übel und blieb ihnen Schumacher zutiefst suspekt, so öffnete sich der ganze ,,Abgrund der deutschen Seele" aber erst mit der Gründung der ,,nationalbolschewistischen" Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. In ihr erblickte das nichtkommunistische Frankreich die verhängnisvolle

45 Kurt Schumacher, Frankreich und die SPD, in: Sozialdemokratischer Pressedienst vom 23.2.1949.
46 Sozialdemokratischer Pressedienst vom 22.11.1948.
47 Zu den tatsächlichen Dimensionen von Schumachers Patriotismus siehe Wolfgang Benz, Kurt Schumachers Europakonzeption, in: Vom Marshallplan zur EWG. Die Eingliederung der Bundesrepublik Deutschland in die westliche Welt. Hrsg. von Ludolf Herbst, Werner Bührer und Hanno Sowade, München 1990, S.47–61.
48 Vgl. AdO, Bade 2151, SP activité générale, Parteiendossier vom Februar 1947.

Verbindung des deutschen Nationalismus und des russischen Expansionismus.[49] Die Furcht vor einem nach Westen orientierten Ausgreifen Stalins sah man auf französischer Seite nach der Gründung der SED bestätigt.[50]

Nicht nur Pierre d'Huart, der französische Konsul in Stuttgart und Tübingen, fühlte sich an den frankophoben Nationalbolschewismus erinnert, wie er im Gefolge des Ruhrkampfes von 1923 aufgekommen war. Damals hatte er mit der Rede Karl Radeks auf den von Franzosen hingerichteten — von den Nationalsozialisten wie den Kommunisten gleichermaßen zum Märtyrer erhobenen — Albert Leo Schlageter einen Gipfelpunkt erreicht.[51] Als die Schweizer Zeitung „Weltwoche" Ende Mai 1946 einen großen Artikel mit der Überschrift „Liegt im Nationalbolschewismus die deutsche Zukunft?" veröffentlichte, landete dieser übersetzt auch auf dem Schreibtisch von René Mayer, dem Generalsekretär für deutsche und österreichische Angelegenheiten in Paris. Die „Weltwoche" war zu einer sehr düsteren Prognose gekommen. Sie schrieb, daß die Russen auf dem Vehikel der SED mit nationalistischen Parolen versuchten, „Deutschland, das der Schlüssel zum Kontinent geblieben ist, auch von innen her zu erobern — und man muß sagen: Die Aussichten einer solchen Politik sind groß".[52]

In Paris und innerhalb der Militärregierung vor Ort beurteilte man dies ähnlich. Die Installierung einer gesamtdeutsch ausgerichteten SED-Filiale in ihrer Zone hätten die Franzosen unter keinen Umständen hingenommen, zumal dies eine unerträgliche Speerspitze der Sowjets gewesen wäre. „Pour l'unité de l'Allemagne par l'unité socialiste" — auf diese griffige Formel brachte die Militärregierung die Bestrebungen, die in der Ostzone angelaufen waren und die französische föderalistische Deutschlandpolitik in ihren Grundfesten bedrohten.[53] Schon in ihren Richtlinien zur französischen Parteienpolitik vom Oktober 1945 hatte es geheißen, daß man eine Verständigung zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten nicht fördern solle.[54] Die KP wurde von Beginn an als eine zentralistische und vom Osten abhängige Partei wahrgenommen. Daß die Besatzungsmacht SED-Tendenzen in ihrer Zone tatkräftig unterstützt hätte — diese These ist absurd. Die Franzosen hüteten sich zwar davor, direkt selbst einzugreifen, aber sie duldeten die massiven Interventionen des Hannoveraner SPD-Parteivorstands, die badischen Genossen von ihrem Einheitskurs abzubringen. Und sie nahmen —

49 Vgl. etwa das ausführliche Papier von St. Hardouin an das Pariser Außenministerium: „Principes fondamentaux et buts du parti d'unité socialiste" von Anfang März 1946, in: AdO, CCFA Cons. Pol. 218e). Die französischen Kommunisten waren in dieser Frage natürlich zurückhaltend. Aber die PCF schwankte häufig zwischen der de Gaulleschen und der Stalinschen Deutschlandpolitik. Namentlich in den ersten Nachkriegsjahren unterstützte die PCF — gegen die offizielle Deutschlandpolitik der Sowjetunion — die Zerstückelungsforderungen de Gaulles gegenüber Deutschland. Wie der General orientierte sich die PCF an einer nationalstaatlich ausgerichteten Grandeur-Politik. Siehe Wilfried Loth, Frankreichs Kommunisten und der Beginn des Kalten Krieges. Die Entlassung der kommunistischen Minister im Mai 1947, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Jg.26 (1978), S.9–65.

50 Auch die Furcht der Franzosen 1945/46 vor einem Ausgreifen der Sowjets bis an den Rhein mittels deutscher Zentralverwaltungen ist real und kein französischer Propagandatrick gegenüber den Alliierten gewesen, wie dies noch Hermann Graml gedeutet hat. Vgl. ders., Die Alliierten und die Teilung Deutschlands. Konflikte und Entscheidungen 1941–1948, Frankfurt a.M. 1985, S.109f.

51 Vgl. Pierre d'Huart an St. Hardouin vom 15.3.1947 über die Reden von Pieck und Grotewohl in Stuttgart, in: AdO, CCFA Cons. Pol. C 218g). Zum Weimarer Nationalbolschewismus der KPD vgl. Otto-Ernst Schüddekopf, Linke Leute von rechts. Die nationalrevolutionären Minderheiten und der Kommunismus in der Weimarer Republik, Stuttgart 1960; Werner T. Angress, Die Kampfzeit der KPD 1921–1923, Düsseldorf 1973, S.348ff; Heinrich A. Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918 bis 1924, Berlin und Bonn 1984, S.578ff.

52 Die Weltwoche vom 31.5.1946. Der Artikel befindet sich auch in: AdO, SGAAA C. 2683 D.6.

53 Vgl. AdO, HCFA Ambassade C. 41 6a): Partis politiques en général (o.D.), hier Abschnitt über die KPD.

54 Vgl. AdO, CCFA Dir. Int. et Cult. C. 232 p. 44 d. 78.

mit dem absehbaren Anschluß der SP an die Schumachersche SPD — sogar in Kauf, daß ihr dezentrales deutschlandpolitisches Axiom ausgehöhlt wurde.

Auf deutscher Seite wurde das allerdings schnell verdrängt. Die gestanzten Floskeln zur Franzosenzeit hießen: Demontagen, die an Plünderungen grenzten, Wälderabholzungen, die zur Verödung ganzer Landstriche führten, Isolationismus und Unterstützung separatistischer Bewegungen. Einige dieser Anwürfe waren zumindest teilweise berechtigt, doch beleuchten sie eben nur eine unter mehreren Seiten der französischen Besatzungspolitik, die weit weniger monolithisch und viel pluralistischer war, als man bislang meinte.[55] Daß die Franzosen den Sozialdemokraten eine parteipolitische Sonderentwicklung aufgezwungen hätten — dies wurde auf ihren Lasterkatalog beinahe unbemerkt draufgeschlagen. Holzschnittartige Zuordnungen bestimmten das Bild, nicht differenzierte Argumentation. Die badischen Sozialisten richteten sich in einer extrem ungewissen Umbruchszeit auf dezentrale Konföderationsmodelle aus,[56] was ihnen den Vorwurf der West-SPD einbrachte, daß die „Reichs"einheit geopfert und zugunsten partikularistisch-egoistischer Interessen aus der „deutschen Notgemeinschaft" ausgestiegen werden solle.[57] Spätestens seit 1952 gegen den Widerstand der Franzosen das Land Baden-Württemberg gegründet und ein einheitlicher SPD-Bezirk Südwest gebildet worden war, bestand keinerlei Interesse mehr, sich an eigenständige Entwicklungen während der harten französischen Besatzungsjahre zu erinnern, schon gar nicht an parteipolitische Sonderwege, die — obwohl ihnen andere Vorstellungen zugrunde lagen — in den Strudel der Zwangsvereinigung von SPD und KPD in der Sowjetzone geraten und die zu Zeiten des Kalten Krieges indiskutabel waren. Die Sozialistische Partei wurde zum Diktat einer unliebsamen Besatzungsmacht abgestempelt. Aber dieses Verdikt gehört in das Reich der Legenden.

55 Zur neueren Sicht der französischen Besatzungspolitik siehe den Besprechungsaufsatz: Edgar Wolfrum, Französische Besatzungspolitik in Deutschland nach 1945. Neuere Forschungen über die „vergessene Zone", in: Neue Politische Literatur, Jg.35 (1990), S.50–62.

56 Übrigens auch gesamteuropäisch. Diese Gedanken liefen auf ein Europa der Regionen hinaus. Was damals auf der Verliererstraße war, ist heute durchaus aktuell; siehe Edgar Wolfrum, Französische Besatzungspolitik und deutsche Sozialdemokratie, a.a.O., S.284ff.

57 Sozialdemokratischer Pressedienst vom 22.3.1948.

DIE VEREINIGUNG DER FREUNDE FÜR RELIGION UND VÖLKERFRIEDEN (AUGUST BLEIER; 1892–1958)

Von Siegfried Heimann

Die von 1921 bis 1933 nur in Berlin existierende ,,Vereinigung der Freunde für Religion und Völkerfrieden" blieb von Anfang bis Ende mit der Person des Pfarrers August Bleier (geb. 2.8.1892, gest. 12.1.1958) eng verbunden. August Bleier war seit Februar 1915 einer von sechs Pfarrern an der Charlottenburger Trinitatisgemeinde (seit 1920: Berlin-Charlottenburg). Die von ihm vor allem in seiner Gemeinde ins Leben gerufene ,,Vereinigung" arbeitete zwar mit dem ,,Bund der Religiösen Sozialisten" (im Bund und im Reich) — zeitweilig sehr eng — zusammen, sie ging aber trotz Drängens von Seiten des ,,Bundes" organisatorisch nie in ihm auf. Das lag einerseits an der vor allem pazifistisch bestimmten politischen Praxis, die sie mit anderen — nicht religiös-sozialistisch orientierten — pazifistischen Organisationen zusammenarbeiten ließ und andererseits an der — trotz eigener erfolgreicher kirchenpolitischer Praxis — sehr offenen theologischen Ausrichtung, die die Nähe zu Freireligiösen und Monisten (ja sogar zu Freidenkern, wenn diese nur gewollt hätten) nicht scheute. Nicht verwunderlich sind daher auch die engen Kontakte, die August Bleier mit der Bremer ,,Sozialistischen Vereinigung Freireligiöser" um Pfarrer Emil Felden pflegte und Bleiers Auftreten auf den deutschen Pazifisten-Kongressen (im Jahre 1922 mit einem Mandat der ,,Vereinigung" und des Berliner ,,Bundes der Religiösen Sozialisten"). Die ,,Vereinigung" gab von 1921 an ein eigenes Mitteilungsblatt mit dem programmatischen Titel ,,Der Weltfrieden" heraus, das ,,auf polizeilichen Druck hin sein Erscheinen" Anfang 1933 einstellen mußte.[1]

In Berlin besaß die ,,Vereinigung" lediglich in der Pfarrgemeinde Bleiers rund um die Trinitatis-Kirche eine schnell wachsende und bis 1933 treue Anhängerschar — und das, obwohl die gutbürgerliche Charlottenburger Gemeinde (Teile des Kurfürstendamms gehörten dazu) es August Bleier besonders in den ersten Jahren nach Kriegsende nicht leicht machte. Seine Pfarrkollegen, aber auch der Gemeindekirchenrat, übten immer wieder Kritik an dem politischen Engagement Bleiers. Bereits im Dezember 1919 warf ein Mitglied des Gemeindekirchenrates Bleier vor, seine Predigten mit ,,parteipolitischen Angriffen" zu durchsetzen und in ,,kommunistischen und anderen der äußersten politischen Linken angehörigen Kreisen" zu wirken und damit den ,,Klassenhaß" zu vertiefen. Auch wenn Bleier diese Vorwürfe stets zurückwies, die kleinliche Kritik an seiner Person beschäftigte immer wieder den Gemeindekirchenrat.[2]

1 Zur Biographie August Bleiers vgl. vor allem die Personalakte Bleiers als Pfarrer in: Evangelisches Zentralarchiv Berlin (künftig zitiert: EZA), XIV, 22453-22460. Darin mehrere von ihm geschriebene Lebensläufe und in den Verteidigungsschriften zu seinen zahlreichen Disziplinarverfahren die Darstellungen seines politischen Selbstverständnisses. Zu Bleiers pazifistischem Engagement vgl. August Bleier, Der Weg zum Weltfrieden. Drei Reden über sozialistischen Pazifismus, o.O. 1922. Noch 1932 unterschrieb Bleier einen Aufruf der Gruppe revolutionärer Pazifisten, der gegen die beabsichtigte Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht protestierte. Vgl. zum Wortlaut: Pazifismus in Deutschland. Dokumente zur Friedensbewegung 1890–1939. Hrsg. von Wolfgang Benz, Frankfurt a.M. 1988, S.202f. Zu Emil Felden vgl. Helmut Donat, Emil Felden, in: Nieder die Waffen, Bremen 1989. Das Mitteilungsblatt Der Weltfrieden ist (bislang) nur in einigen Exemplaren im Archiv der Trinitatisgemeinde Berlin-Charlottenburg und im EZA Berlin nachgewiesen. Das Verbot des Blattes erwähnt August Bleier — zugleich mit dem Hinweis auf das Betätigungsverbot seiner ,,Vereinigung" — in einem Brief an das Konsistorium Berlin vom 26.5.1933 in: EZA,XIV, 22460.

2 Vgl. dazu Protokollbuch der Trinitatisgemeinde 1919–1949, das Zitat S.46, in: Archiv der Trinitatisgemeinde Berlin-Charlottenburg.

Auch religiöse Sozialisten bescheinigten der ,,Vereinigung", radikal zu sein,[3] ihr Bestreben, organisatorisch unabhängig zu bleiben, stieß aber auf die Kritik des Bundes religiöser Sozialisten. Noch im Rückblick formuliert Günther Dehn in übertriebener Weise diese Kritik, wenn er in seiner Autobiographie dazu schreibt: ,,Ihre [der ,,Vereinigung"] Beziehungen zu unserem Bund, um die wir uns bemühten, blieben schwach. Diese Gruppe war in erster Linie pazifistisch ausgerichtet und verharrte gern in einer etwas eigenbrötlerischen Selbständigkeit."[4] Dehn zielte mit seiner Kritik wohl auch auf die ihm ,,kulturkämpferisch-freireligiös" anmutende Praxis der ,,Vereinigung".[5] Die Weigerung, sich dem Bund religiöser Sozialisten anzuschließen, fand aber auch bei anderen, in dieser Hinsicht weniger empfindsamen religiösen Sozialisten wenig Gegenliebe. So beklagte vor allem Erwin Eckert, der stets einen Organisationsrigorismus propagiert hatte, noch 1928, daß die Eingliederung ,,der verhältnismäßig kleinen Gruppe" nicht gelungen sei.[6]

Politische Anfänge und programmatisches Selbstverständnis von August Bleier

August Bleier, der spiritus rector der 1921 gegründeten ,,Vereinigung der Freunde für Religion und Völkerfrieden" war wie viele religiöse Sozialisten von der Erfahrung des Ersten Weltkrieges geprägt, die ihn zum radikalen Pazifisten werden ließ. Bei Kriegsende war er politisch noch keineswegs festgelegt, auch wenn er — und mit ihm nur noch wenige Berliner Pfarrer — die Revolution bejahte. Von Anfang an aber wollte er zur Durchsetzung seiner Ziele mit verschiedenen politischen Richtungen zusammenarbeiten, zumal — wie er Ende 1919 in der Zeitschrift ,,Das neue Werk" schrieb — die ,,echte Revolution noch kommen [muß], nämlich die geistige, die seelische . . .".[7]

Er lehnte ganz entschieden jeglichen Rassenhaß ab, was ihm schon bald die ersten Beschwerden einiger seiner Gemeindemitglieder einbrachte. So hatte er sich zum Beispiel in einer Rede in Köln gegen den rassistischen Unterton in Äußerungen über die ,,schwarze Schmach" im Rheinland gewandt und diese als ,,nationalistische Hetze" gebrandmarkt.[8]

Sein mutiges und eindeutiges Bekenntnis gegen den Antisemitismus — auch noch nach 1933 — war selbst bei religiös-sozialistischen Pfarrern nicht selbstverständlich. Seine Radikalität in dieser Frage stieß da umso mehr bei vielen seiner Amtskollegen, die latent bis offen antisemitische Parolen verbreiteten, auf haßerfüllte Ablehnung. Im Jahr 1919 schrieb Bleier: ,,Wer Antisemit ist, kann kein Christ sein [. . .]. Wir wollen Revolutionäre sein und den antisemitischen Geist bekämpfen . . .".[9] Noch im Mai 1933 trat Bleier in einer auch für ihn sehr gefährlichen Situation in einem offiziellen Schreiben an das Evangelische Konsistorium für

3 In seiner kurzen Darstellung ,,Die religiös-sozialistische Bewegung in Deutschland" charakterisiert Paul Piechowski im ,,Deutschen Pfarrerblatt" (Nr.8/1926) die ,,Vereinigung" als die ,,um Pfarrer Bleier gruppierte radikale Vereinigung für Religion und Völkerfrieden".

4 Vgl. Günther Dehn, Die alte Zeit. Die vorigen Jahre. Lebenserinnerungen, München 1962, S.215.

5 Vgl. Günther Dehn in seinem Bericht über den ersten Kongreß des Berliner Bundes der religiösen Sozialisten vom 26.–28.11.1921 in Berlin, in: Die Eiche, Nr.1/1922. Paul Piechowski berichtete über ein Mitglied der ,,Vereinigung", das aus der Kirche ausgetreten war und auf die Frage nach seiner Religion antwortete: ,,Mich verbindet nichts mit der Kirche. Meine Weltanschauung ist der Darwinismus." Vgl. Paul Piechowski, Proletatrischer Glaube, Berlin, 5. Aufl. 1928, S.48f.

6 Vgl. Erwin Eckert, Jahresrückblick in: Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes (künftig zitiert: SaV), Nr.1/1928.

7 Vgl. August Bleiers Beitrag in: Das Neue Werk, Nr.24/1919, in dem er fragte: ,,Was sollen wir tun? Wir um das ‚neue Werk', die wir verschiedenen politischen Richtungen angehören?"

8 Vgl. das Solidaritätsschreiben der Charlottenburger Ortsgruppe des ,,Friedensbundes der Kriegsteilnehmer" an das Evangelische Konsistorium vom 18.2.1921, in: EZA,XIV, 22455.

9 Vgl. August Bleier in: Das neue Werk, Nr.34/1919, vgl. dazu auch: Gottfried Mehnert, Evangelische Kirche und Politik 1917–1919, Düsseldorf 1959, S.96f, besonders S.204.

das Alte Testament ein, das ,,das israelische Volk der Menschheit geschenkt hat", und er wandte sich gegen die ,,germanisch-nordische Kulturseligkeit und Überheblichkeit gegenüber der israelitischen Rasse, wie den heiligen Urkunden des israelitischen Volkes . . .".[10] Der Idee des Völkerfriedens und einem radikalen Pazifismus, was für ihn vor allem hieß, für das Recht auf Kriegsdienstverweigerung einzutreten, galten Bleiers erste politische Auftritte. Er beteiligte sich im Jahre 1919 an der Gründung eines ,,Friedensbundes der Kriegsteilnehmer", der mit seinen 180 Charlottenburger Mitgliedern zur Keimzelle der ,,Vereinigung der Freunde für Religion und Völkerfrieden" werden sollte.[11] Anfang 1920 schloß sich der ,,Friedensbund" mit 14 anderen pazifistischen und Kulturorganisationen zu einem ,,Pazifistischen Kartell" zusammen, um gemeinsam eine Kundgebung durchzuführen. Das Thema war: Für Weltfrieden und Völkerversöhnung, gegen Militarismus und Gegenrevolution. Die Namen der Sprecher (neben Bleier noch Rudolf Breitscheid, Minna Cauer, Otto Nuschke und Rudolf Rocker) dokumentieren das breite Spektrum des von Bleier zustandegebrachten ,,Pazifistischen Kartells".[12]

Die gegen ihn angestrengten zahlreichen Disziplinarverfahren hielten Pfarrer Bleier nicht davon ab, seine politischen Aktivitäten noch auszudehnen. Er engagierte sich auch in der Berliner Ortsgruppe der ,,Deutschen Friedensgesellschaft", deren zweiter Vorsitzender er zeitweilig war.[13] — Seine Kenntnis der preußischen Schule, besonders des protestantischen Religionsunterrichts, ließen Bleier auch schon kurz nach Kriegsende für die weltliche Schule eintreten, obwohl sich dadurch der Gegensatz zum Kirchenrat seiner Gemeinde noch mehr verschärfte. Dieser hatte schon im November 1919 beschlossen, für ,,die Erhaltung der evangelischen Schule einzutreten".[14] Bleier ließ sich davon nicht beirren und trat in schulpolitischen Veranstaltungen der SPD in Berlin, aber auch in Schlesien und in Westfalen, immer wieder für die weltliche Schule ein. Die Beschwerden der Pfarrer aus den Gemeinden, in denen er in SPD-Versammlungen sprach, häuften sich. Sie klagten, daß ausgerechnet ein Pfarrer der Agitation der Evangelischen Kirche in den Rücken falle. Die lokale SPD-Presse hingegen lobte Bleiers ,,wundervolle, von wahrer Religion getragene Ausführungen".[15] Aufgrund der Beschwerden begründete August Bleier Ende 1921 in einem Rechtfertigungsschreiben an das Evangelische Konsistorium ausführlich sein Eintreten für die weltliche Schule. Er forderte — sich auf Schleiermacher berufend — ,,die vollständige Trennung von Kirche und Staat und von Kirche und Schule" vor allem aus religiösen Gründen. Der moderne Staat müsse den Konfessionen und Weltanschauungen gegenüber neutral sein. Nicht zuletzt kritisierte er die Konfessionsschule wegen des dort besonders im Religionsunterricht offen

10 Vgl. den Brief August Bleiers an das Evangelische Konsistorium vom 26.5.1933 (vgl. Anm. 1).

11 Mehr Mitglieder bzw. aktive Gruppenmitglieder hatte die ,,Vereinigung" wahrscheinlich auch nicht, auch wenn die Kirchenwahlen zeigten, daß die Zahl der Sympathisanten Bleiers natürlich größer war. Die Formulierung von Ernst-August Suck: ,,. . . der starke antikapitalistische und antimilitaristische Charakter dieser Bewegung [sorgte] für starken Zustrom seitens der Arbeiterschaft . . .", ist eine starke Übertreibung. Vgl. Ernst-August Suck, Der religiöse Sozialismus in der Weimarer Republik, Phil. Diss., Marburg 1953, S.58.

12 Vgl. den Veranstaltungshinweis: ,,Republik oder Monarchie" in: Vossische Zeitung vom 27.1.1920.

13 In einem Brief bekundete die Berliner Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft im November 1921 ihre Solidarität mit ,,unserem 2. Vorsitzenden, Herrn Pfarrer Bleier . . .". Vgl. zum Wortlaut des Briefes: EZA,XIV, 22455.

14 Zum Beschluß vgl.: Protokollbuch des Gemeindekirchenrates der Trinitatisgemeinde, S.46 in: Archiv der Trinitatisgemeinde Berlin-Charlottenburg.

15 Vgl. den Wortlaut des Beschwerdebriefs einschließlich der Zitate aus der lokalen SPD-Presse, in: EZA,XIV, 22457.

zutage tretenden antisemitischen Geistes. Die von Bleier geforderte neue Schule müsse deshalb ,,klassen-, rassenversöhnend" wirken. [16]

Im selben Brief erläuterte er auch seine Entscheidung, sich politisch in der Sozialdemokratie — er war seit 1920 Mitglied der Partei — zu engagieren. Die Tatsache, daß viele Menschen der Kirche entfremdet seien, könne kein Pfarrer mehr übersehen, und um sie für die Kirche zurückzugewinnen, gehe er ,,mit Bewußtsein neue Wege". Voller Stolz fügte er an, daß seine Gottesdienste voll seien und die Kollekte ergiebig, obwohl seine Gottesdienstbesucher arm seien (das gutsituierte Bürgertum besuchte die Gottesdienste seiner Kollegen). Das zeige, wie haltlos die Vorwürfe seien, er vernachlässige seine Dienstpflichten, es sei aber auch ein Beweis dafür, daß ,,ein sozialistischer Pfarrer wohl in einer Gemeinde, selbst in einer Nichtarbeitergemeinde wirken kann, wenn ihm Bewegungsfreiheit eingeräumt wird". Er forderte deshalb die Kirchenbehörden auf, ,,Pfarrern, die das Vertrauen der Arbeiterschaft genießen, dieselbe Freiheit [zu] geben, sich in ihren Auffassungen als Sozialisten zu betätigen, wie den rechtspolitischen Pfarrern". [17]

Auch in seinem behutsamer formulierten Verteidigungsschreiben vom 26. Mai 1933 bekannte er sich zu diesem Beweggrund für sein politisches Engagement. Er sei SPD-Mitglied geworden, ,,um den der Kirche entfremdeten Massen zu dienen als Christ, als Pfarrer sie aus ihrer Kirchenfeindschaft und ihrer Gleichgültigkeit, ja ihrem Haß gegen das Christentum herauszureißen". Auch die danach geäußerte skeptische Distanz der SPD gegenüber ist nur in seiner Ausführlichkeit als Schutzbehauptung zu verstehen, ansonsten aber Ausfluß seiner Erfahrungen vor allem mit der Berliner Sozialdemokratie. Er sei nie Marxist gewesen und sei deswegen besonders von den Freidenkern heftig angegriffen worden. Die Partei habe ihm auch trotz seines Engagements nie ein Mandat übertragen. Aber selbst zu diesem Zeitpunkt, im Mai 1933, bekennt er sich weiterhin zu seiner religiös-sozialistischen Überzeugung, wenn er schreibt: ,,Ich habe in der Partei oft die Abhängigkeit von dem Marxismus als eine Verkalkung der Partei kritisiert und den Marxismus für schuldig erklärt, daß die Partei vor allen Dingen in kultureller Hinsicht und in der moralischen Eroberung religiös eingestellter Kreise nicht weiterkomme. Ich habe hingewiesen auf den englischen Sozialismus, der nicht mehr marxistisch fundiert sei . . .". [18]

Sein 1921 noch großer Optimismus, mit seiner kirchenpolitischen Tätigkeit mitzuhelfen, die preußische Landeskirche zu einer wahren Volkskirche zu verändern, wurde schnell kleiner. Er mußte feststellen, daß er sich wohl in seiner Gemeinde (und das über das Jahr 1933 hinaus) einer großen Anhängerschar sicher sein konnte, daß die preußische Landeskirche als Ganzes besonders in Berlin eher noch konservativer wurde. Für einige Zeit hoffte er daher, daß das Proletariat (nicht zuletzt mit seiner Hilfe) auch ohne Kirche zur Religion zurückfinden könne. Im Jahre 1922 überlegte Bleier deshalb, wohin der Weg der religiösen Sozialisten gehen müsse. Es gab für ihn keinen Zweifel: hin zu den Sozialisten, denn ,,die sehnen sich nach einer neuen seelenvollen Kultur. Und wäre Religion anderes als Seele". Der Widerspruch anderer religiöser Sozialisten — in Berlin vor allem Günther Dehn — gegen einen — wie es

16 Vgl. dazu den Entwurf eines Schreibens an den Generalsuperintendenten und den schließlich abgesandten Brief an ihn vom 25.11.1921, in: EZA,XIV, 22455. In dem Briefentwurf verwies Bleier nicht nur auf Schleiermacher, sondern auch auf das Buch von Emil Felden, Kind und Gottesglaube, Berlin 1921.

17 Vgl. ebda

18 Vgl. den Brief August Bleiers an das Evangelische Konsistorium in Berlin vom 26.5.1933 (vgl. Anm. 1). In seiner Distanzierung vom Marxismus unterschied sich Bleier freilich von den meisten religiösen Sozialisten, die zwischen Marxismus als Weltanschauung und als wissenschaftlicher Methode unterschieden.

hieß — ,,verwässerten" Religionsbegriff hinderte Bleier nicht, bereits in einer proletarischen Maifeier einen ‚Gottesdienst' zu sehen. Sichtlich begeistert schrieb er anläßlich der Gesamtberliner Maifeiern im Jahre 1922 in der Berliner Zeitschrift ,,Der Religiöse Sozialist": ,,Als ich am 1. Mai 1922 auf der Berliner Schloßrampe stand und hineinschaute in das wogende rote Meer der Masse [. . .], da rief Dr. Löwenstein mir zu: auch ein Gottesdienst."[19]

Organisatorische Entwicklung und praktische Politik

Nach Kriegsende wurde August Bleier auch Mitglied des Ende 1919 gegründeten Berliner ,,Bundes Religiöser Sozialisten". Für seinen engen Anhängerkreis in der Trinitatisgemeinde aber bestand er stets auf der organisatorischen Unabhängigkeit der mit seiner Hilfe Mitte 1921 entstandenen ,,Vereinigung der Freunde für Religion und Völkerfrieden". Die Geschäftstelle war in Charlottenburg. Neben der Charlottenburger Ortsgruppe, dem eigentlichen Kern der ,,Vereinigung", gab es zeitweilig noch eine Ortsgruppe Steglitz und eine Jugendgruppe. Die ,,Vereinigung" besaß eine Satzung, führte regelmäßig Mitgliederversammlungen (auch Generalversammlungen genannt) mit Vorstandswahlen durch und organisierte Vortragsabende, auf denen meist August Bleier sprach. Dieser gehörte zunächst dem Vorstand der ,,Vereinigung" gar nicht an. Es war aber klar, daß sich in der ,,Vereinigung" Menschen zusammengefunden hatten, die ,,die von mir [d.i. August Bleier] vertretenen Gedanken in sich aufgenommen haben und ihrerseits vertreten". In den Worten Bleiers drückte sich bereits das Organisationsverständnis der ,,Vereinigung" aus, das sich schlecht mit dem schematischen, am Organisationsstatut der SPD orientierten Organisationsaufbau des Berliner Bundes der religiösen Sozialisten vertrug, wie es vor allem vom Berliner Vorsitzenden — dem Gewerkschaftssekretär Bernhard Göring — geplant war. Die ,,Vereinigung" sollte ein unabhängiger Kreis Gleichgesinnter bleiben, die allerdings mit ähnlichen Gruppen eng zusammenarbeiten wollten, was deshalb auch Doppelmitgliedschaften nicht ausschloß. Die ,,Vereinigung" stand mit dieser Auffassung über den Sinn einer Organisation den Gruppen, die eine ,,sozialistische Lebensgestaltung" propagierten, weitaus näher als dem Berliner Bund religiöser Sozialisten.[20] Bernhard Göring vom norddeutschen Bund der religiösen Sozialisten und später auch Erwin Eckert als erster Vorsitzender des gesamtdeutschen Bundes religiöser Sozialisten Deutschlands ließen dennoch bis 1928 nichts unversucht, um doch noch eine organisatorische Verschmelzung zu erreichen. August Bleier, der als Person Mitglied des Bundes war, sprach oft auf religiös-sozialistischen Versammlungen vor allem in Berlin, und gegen seine Disziplinarverfahren und Maßregelungen durch die Kirchenbehörden protestierte auch der Berliner Bund mit großem publizistischem Aufwand. Die Zeitschrift des Berliner Bundes erschien ab Mitte 1922 mit neuem Untertitel, der auch den Namen der ,,Vereinigung" nannte. Die Zusammenarbeit wurde enger, sogar ein Kartellvertrag kam zustande. Im September 1922 beschloß die ,,Generalversammlung" der ,,Vereinigung", die Zeitschrift des Bundes, ,,Der religiöse Sozialist", an alle Mitglieder zu versenden. Aber bereits im Dezember 1922 kündigte der

19 Vgl. dazu August Bleier, Wohin geht unser Weg?, in: Der Religiöse Sozialist, Nr.5/1922.

20 Vgl. zur Gründungsgeschichte und zum Organisationsverständnis der ,,Vereinigung" die verstreuten Hinweise in Briefen Bleiers und in: Der Religiöse Sozialist, vor allem im Brief August Bleiers an den Generalsuperintendenten vom 25.11.1921, in: EZA,XIV, 22455, und den Brief August Bleiers an das Evangelische Konsistorium vom 26.5.1933, in: (vgl. Anm. 1). Im Religiösen Sozialisten wie auch später im Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes werden Veranstaltungshinweise immer unter dem Namen der ,,Vereinigung" angeführt. Bei der Aufzählung der Bezirksgruppen des Berliner Bundes religiöser Sozialisten wird auch die ,,Vereinigung" oft umstandslos mit dazugezählt, aber immer unter Hinzufügung des eigenen Namens.

Vorstand der ,,Vereinigung" an, daß er ab Januar 1923 wieder ein eigenes Mitteilungsblatt herausgeben werde, da sich die Ankündigung der Veranstaltungen der ,,Vereinigung" im ,,Religiösen Sozialisten" nicht bewährt habe.[21] Ab Heft 1 des Jahrgangs 1923 erschien ,,Der religiöse Sozialist" daher wieder nur als Monatsblatt des Bundes religiöser Sozialisten.
In seinem Jahresrückblick auf das Jahr 1922 mußte Bernhard Göring deshalb feststellen, daß sein steter Versuch, mit der Vereinigung eine Arbeitsgemeinschaft zu bilden, fehlgeschlagen sei. Für das Jahr 1923 hoffte er aber dennoch auf einen Zusammenschluß.[22] Zu dieser Hoffnung meinte Bernhard Göring umso mehr Anlaß zu haben, als sich die Berliner religiösen Sozialisten in einer Kontroverse zwischen der ,,Vereinigung" und dem inzwischen zu den religiösen Sozialisten auf Distanz gegangenen Günther Dehn mehrheitlich auf die Seite der ,,Vereinigung" geschlagen hatten. Darüber hinaus hatte sich Bleier selbst im Verlauf der publizistisch ausgetragenen Auseinandersetzung auch auf organisatorische Absprachen berufen, die es einzuhalten gelte. Im Januar 1924 hatte auf Einladung der religiösen Sozialisten der Bremer Pfarrer Emil Felden einen Vortrag in Berlin-Neukölln zum Thema: ,,Mein Kampf gegen Orthodoxe, Liberale und Freidenker" gehalten. Der Vortrag war gut besucht (dreihundert bis vierhundert Teilnehmer), und aufgrund der Anwesenheit zahlreicher Freidenker war die Diskussion sehr lebhaft und kontrovers. Im ,,Christlichen Volksblatt" berichtete Günther Dehn in einem ,,Berliner Brief" auch über diese Veranstaltung und kritisierte dabei mit sehr harschen Worten die Aussagen von Emil Felden. Er nannte Feldens Radikalismus ,,ungemein flach" und fand es erfreulich, daß Feldens ,,altbürgerliche materialistische Weisheit" wenig überzeugend vorgetragen worden sei, aber auch betrüblich, daß ,,die anwesenden religiösen Sozialisten — ich hoffe, nur aus taktischen Gründen, — diesen Propheten nicht einfach glatt ablehnten".[23]
Diese Abkanzelung seines Freundes Felden wollte Bleier nicht hinnehmen, und in einer der folgenden Ausgaben des ,,Christlichen Volksblattes" veröffentlichte er einen geharnischten Protest. Im Namen der ,,Vereinigung" verwahrte er sich gegen den ,,unsachlichen Angriff" Dehns, der eine ,,Schädigung unserer Sache" sei. Er forderte, daß, ,,entsprechend dem Geiste des Kartellvertrages, der uns mit dem ‚Bund der religiösen Sozialisten' verbindet, auch in diesem Blatt unsere Freunde als Freunde behandelt würden." Dehn nahm in seiner Erwiderung nichts von seiner Kritik zurück — er sah in Feldens Theologie einen ,,religiösen Monismus", der nur ein verbrämter Atheismus und Materialismus sei.
In der gleichen Ausgabe des ,,Christlichen Volksblattes" aber veröffentlichte der über Berlin hinaus anerkannte religiös-sozialistische Pfarrer Paul Piechowski einen fast hymnischen Lobgesang auf Emil Felden als Glückwunsch zu seinem 50. Geburtstag. Er schloß mit den Worten: ,,Heil dem tapferen Vorkämpfer unserer Bewegung, dem Heros der Gedankenfreiheit [. . .]". Er machte damit deutlich, daß er — und mit ihm die Mehrheit der Berliner religiösen Sozialisten — in Felden einen Kampfgefährten der religiös-sozialistischen Sache sah.[24]
Erwin Eckert hatte deshalb im Jahre 1925 noch weniger Verständnis dafür, daß die ,,Vereinigung" organisatorisch immer noch unabhängig bleiben wollte. Die religiösen Sozialisten sollten schließlich nach Meinung Eckerts eine ,,nach außen geschlossene Phalanx" bilden und

21 Vgl. dazu die Hinweise in: Der Religiöse Sozialist, Nr.10/1922 und Nr.12/1922.
22 Vgl. Bernhard Göring, Jahresrückblick, in: Der Religiöse Sozialist, Nr.1/1923.
23 Vgl. Günther Dehn, Berliner Brief, in: Christliches Volksblatt, Nr.9/1924.
24 Vgl. den Protest Bleiers, die Erwiderung Dehns und den Glückwunsch Piechowskis in: Christliches Volksblatt, Nr.18/1924.

deshalb müsse ,,das Gegeneinanderreden und Diskutieren vor der Öffentlichkeit zwischen den einzelnen Kreisen [. . .] auf jeden Fall aufhören". Aus der Tatsache, daß Bleier und seine Freunde an der ,,Dritten Hauptversammlung des Bundes religiöser Sozialisten" im November 1925 in Berlin teilnahmen, zog er deshalb in seinem Bericht über die Versammlung den vorschnellen Schluß, daß der Kreis um Bleier ,,nicht mehr als Sondergruppe für Religion und Völkerfrieden sein besonderes Dasein" führe, da er sich der ,,Arbeitsgemeinschaft religiöser Sozialisten" angeschlossen habe. Im gleichen Bericht mußte Bleier auch lesen, daß Eckert plante, Bleiers Zeitschrift ,,Der Weltfrieden" eingehen zu lassen, ,,da der Kreis um Bleier im Sonntagsblatt zu Worte kommen und seine Veranstaltungen anzeigen kann". Das gleichzeitige Angebot an Bleier, einmal monatlich eine ,,Kampfbeilage" für das ,,Sonntagsblatt" zu redigieren, konnte das einmal geweckte Mißtrauen Bleiers nicht besänftigen, und die ,,Vereinigung" ging wieder auf Distanz.[25]

Anfang 1927 mußte Eckert deshalb erneut konstatieren: ,,Es gibt außerhalb des Bundes nur noch einen kleinen Kreis um den Genossen Pfarrer Bleier". Er hoffte zwar weiterhin, daß dessen ,,Einfügung in den Bund nur eine Frage der Zeit" sei, aber Anfang 1928 gestand er resigniert ein, daß das nicht gelungen sei. Bleier und seine ,,verhältnismäßig kleine Gruppe [. . .] bleiben für sich".[26]

Kirchenpolitische Erfolge

Das Werben um die kleine Gruppe Bleiers hatte allerdings auch einen besonderen Grund. Die ,,Vereinigung" konnte trotz oder auch wegen ihrer organisatorischen Unabhängigkeit in der Charlottenburger Trinitatisgemeinde bemerkenswerte kirchenpolitische Erfolge vorweisen. Dabei war Bleiers anfänglicher Optimismus, die Landeskirche in kurzer Zeit in eine Volkskirche umwandeln zu können, schon 1922 in Skepsis umgeschlagen, aber weder er noch seine Anhänger resignierten.[27]

Im Jahre 1925 beteiligte sich die ,,Vereinigung der Freunde für Religion und Völkerfrieden" erstmals an den preußischen Kirchenwahlen in der Charlottenburger Trinitatisgemeinde, ebenso wie die religiösen Sozialisten in anderen Berliner Gemeinden. Die ,,Vereinigung" erzielte vier Sitze im Gemeindekirchenrat und dreizehn Sitze in der Gemeindevertretung, nur die religiösen Sozialisten an der Neuköllner Melanchthon-Kirche — wo Paul Piechowski Pfarrer war — übertrafen geringfügig dieses Ergebnis.[28]

Im Jahre 1928 konnte die ,,Vereinigung" noch bessere Resultate erzielen und sogar die religiösen Sozialisten der Melanchthon-Gemeinde übertreffen: Die Zahl von Bleiers Anhängern in der Gemeinde hatte sich fast verdoppelt (von 952 auf 1.750). Die ,,Vereinigung" hatte fünf Sitze im Gemeindekirchenrat und 16 Sitze in der Gemeindevertretung erreicht und damit die ,,Positiven" überflügelt. Sie war zur zweitstärksten Gruppe an der Charlottenburger Trinitatisgemeinde geworden. Für die religiösen Sozialisten, die oft über die schwierige Situation

25 Vgl. dazu den Brief von Erwin Eckert in: SaV, Nr.48/1925.

26 Vgl. die jeweiligen Berichte von Eckert in: SaV, Nr.2/1927 und Nr.1/1928.

27 Vgl. die Artikel Bleiers in: Vorwärts vom 19.7.1921 und vom 12.9.1922. Den reaktionären Geist der Landeskirche belegte Bleier mit einem Zitat aus Der Reichsbote vom 3.8.1922, in dem es hieß: ,,Die Sozialdemokratie ist eine Pest für jedes gesunde Volksleben . . .".

28 Vgl. den Bericht über das Ergebnis 1925 in: SaV, Nr.17/1925. Der Bericht subsumierte das Ergebnis der ,,Vereinigung" unter die Erfolge der preußischen religiösen Sozialisten — mit gewissem Recht, da die Vertreter der ,,Vereinigung" ohne Vorbehalte bereit waren, auf Berliner Ebene mit den übrigen religiös-sozialistischen Vertretern eine ,,Fraktion" zu bilden, um gemeinsame Stellungnahmen zu erarbeiten.

in Berlin klagen mußten, war der Erfolg von Bleier ein ,,Beweis, daß auch in Berlin bei intensiver Arbeit ein Eindringen der religiösen Sozialisten in die kirchlichen Körperschaften durchaus möglich" sei.[29]

Den Erfolg der ,,Vereinigung" als Erfolg der religiös-sozialistischen Sache zu feiern, war keinesfalls übertrieben. Auch wenn Bleier erfolgreich auf der organisatorischen Unabhängigkeit seiner ,,Vereinigung" bestanden hatte, in den politischen Konflikten in Berlin zogen die ,,Vereinigung" und der Bund der religiösen Sozialisten an einem Strang. Pfarrer Bleier sprach weiterhin in religiös-sozialistischen Veranstaltungen in anderen Berliner Bezirken und religiös-sozialistische Pfarrer wie Paul Piechowski referierten auf Gruppenabenden der ,,Vereinigung". Deshalb war es auch für Bleier keine Frage, bei der Vorbereitung der Kirchenwahlen 1932 ,,mit unseren religiös-sozialistischen Freunden gemeinsam zu kämpfen" und zwar ,,gegen das Hakenkreuz aller Germanen, Judenhaß und ‚Deutschkirchler'." Die deutlichen Worte Bleiers zeigten, daß er und seine Freunde trotz des verstärkten Auftretens der ,,Deutschen Christen" (DC) und obwohl die Kirchenvertretung in der Vergangenheit nichts unversucht gelassen hatte, ihn als ,,Pazifisten" loszuwerden, keinesfalls resigniert hatten.[30]

Es war sicherlich das Verdienst von August Bleier, daß seine Anhänger ihm auch bei der Wahl 1932 weitgehend treu blieben. Während die religiösen Sozialisten bei dieser letzten Kirchenwahl vor der Machtübergabe an die Nazis im Jahre 1933 in Berlin unerwartet schlecht abschnitten, erreichte die ,,Vereinigung" an der Trinitatisgemeinde fast das gleiche Stimmenergebnis wie 1928 (1.387) und erneut fünf Sitze im Gemeindekirchenrat und 16 Sitze in der Gemeindevertretung. Aber dieser Erfolg konnte auch an der Trinitatisgemeinde nicht den Sieg der ,,Deutschen Christen" überdecken, die auf Anhieb 2.100 Stimmen und damit acht Sitze im Gemeindekirchenrat und 25 Sitze in der Gemeindevertretung erhielten.

Die ,,Vereinigung der Freunde für Religion und Völkerfrieden" und die Berliner Sozialdemokratie

Im Mai 1933 nahm August Bleier ein letztes Mal zu den Vorwürfen Stellung, die gegen ihn seit über dreizehn Jahren immer wieder erhoben worden waren. In einem ausführlichen Schreiben betonte er gegenüber dem Evangelischen Konsistorium, daß er auch als SPD-Mitglied in der Partei immer die Sache der Religion verteidigt und daß er deswegen in der Partei oft keinen leichten Stand gehabt habe. Auch wenn er diese Stellungnahme, an deren Ende er mitteilte, daß er im März 1933 aus der SPD ausgetreten sei, im Mai 1933 geschrieben hatte, so waren die Schilderungen seiner Erfahrungen mit der SPD keinesfalls nur Schutzbehauptungen.[31]

Seit seinem Beitritt in die SPD im Jahr 1920 spürte Bleier die Ablehnung besonders von der Berliner Organisation der SPD, in der der Nachweis der Mitgliedschaft bei den Freidenkern zum Karrieremuster sozialdemokratischer Funktionäre gehörte. Seit Mitte der zwanziger Jahre ging er deshalb zunehmend auf Distanz zur SPD, da er an der Möglichkeit zu zweifeln

29 Vgl. den Bericht über das Ergebnis 1928 in: SaV, Nr.48/1928 und in: Zeitschrift für Religion und Sozialismus (künftig zitiert: ZRS), Nr.1/1929. Bleier und seine Freunde hatten sich an der Koordination der Kirchenwahlen in Berlin beteiligt. Bei den Vorbereitungen zur Wahl mußte allerdings festgestellt werden, daß in anderen Gemeinden oft ,,Genossen" fehlten, die sich als Kandidaten zur Verfügung stellten. Vgl. dazu auch die Hinweise in: SaV, Nr.36/1928 und Nr.37/1928.

30 Vgl. den Artikel Bleiers zu den Kirchenwahlen 1932 in: Der Religiöse Sozialist, Nr.41/1932. Zu den Schwierigkeiten in seiner Gemeinde vgl. auch den Artikel: Skandal an der Trinitatisgemeinde in Charlottenburg, in: SaV, Nr.35/1929.

31 Vgl. den Brief an das Evangelische Konsistorium vom 26.5.1933 (Anm. 1).

begann, daß sich an dieser Haltung etwas ändern könnte. Seine Bereitschaft, sich auch mit den Freidenkern kämpferisch auseinanderzusetzen, blieb zwar ungebrochen, aber er mußte, nicht zuletzt in der Parteipresse, die ihn immer wieder zu Wort kommen ließ, feststellen, daß vielfach die Bereitschaft fehlte, seine Argumente ernst zu nehmen. So monierte zum Beispiel der Berichterstatter über eine stark besuchte Versammlung der Berliner religiösen Sozialisten im April 1929 im ,,Vorwärts", daß ,,die Angriffe Pfarrer Bleiers gegen die Freidenkerorganisation [. . .] reichlich unangebracht [waren] und [. . .] durch ihre persönliche Gereiztheit [. . .] keineswegs werbend für die Einberufer [wirkten]."[32] Aber gerade August Bleier zeigte in der Auseinandersetzung mit den Freidenkern sehr viel Verständnis für sie. Wie wenig ,,gereizt" er sich dabei mit ihnen auseinandersetzte, macht ein Artikel Bleiers im ,,Vorwärts" Ende 1929 deutlich. Bleier beteiligte sich an der breiten Diskussion im ,,Vorwärts" über Religion und Freidenkertum, an der Anna Siemsen und Max Sievers auf der einen Seite und — neben Bleier — Hans Francke und Georg Wünsch auf der anderen Seite beteiligt waren. In seinem kurzen Beitrag, der als Erwiderung auf Anna Siemsen gedacht war, konstatierte Bleier Gemeinsamkeiten zwischen religiösen Sozialisten und Freidenkern, so etwa die gemeinsame Ablehnung von staatlichen Zuschüssen an die Kirche. Er gab auch zu, daß die Kirchenaustrittsbewegung weiter zunehme, machte die Freidenker aber darauf aufmerksam, daß die Austretenden sich meistens auch nicht der ,,Freidenker-Kirche" anschlossen. Er forderte die Freidenker deshalb auf, nicht dogmatisch zu denken, sondern dem ,,freien Denken" Raum zu gewähren. Zu guter Letzt bat er diese inständig: ,,Erkennt uns als gleichwertige Genossen an" — denn: die Partei könne dadurch nur gewinnen.[33]

Aber alles Liebeswerben schien vergeblich. Vor allem die Gründe für Bleiers engagiertes Eintreten für die weltliche Schule wurden in der Berliner Sozialdemokratie wegen des starken Einflusses der Freidenker nicht zur Kenntnis genommen. Bleier trat für die weltliche Schule ein, damit die Kinder nicht mehr durch einen Religionsunterricht ,,indoktriniert" würden. Er wollte aber durchaus den kirchenfernen Kindern in einer Art Lebenskundeunterricht etwas vom Wesen der Religion vermitteln. Aber: ,,Ich fand Verständnis in Schlesien und in Westfalen, nicht aber hier in Berlin, wo die Gedanken Adolf Hoffmanns herrschten und herrschend blieben. Die weltliche Schule blieb hier ausschließlich eine Domäne der Freidenker und schloß ab mit der Jugendweihe der Freidenker.".

Die ,,Vereinigung", die in ihrer Satzung das Eintreten für die weltliche Schule festgeschrieben hatte, zog bereits 1927 die Konsequenzen aus dieser festgefahrenen Situation. Auf einer Mitgliederversammlung am 11. März 1927 änderte sie die Satzung und strich den einschlägigen Paragraphen. Bleier selbst stellte sein Werben für die Partei ein, denn er glaubte nicht mehr, daß sich die Haltung der Berliner SPD ändern könne. Resigniert stellte er fest: ,,Praktisch beherrschen die Freidenker den ganzen Parteiapparat." Nur einzelne Mitglieder kritisierten diesen Zustand, sie hätten aber nicht ,,die Kraft und den Mut, entschieden dagegen Front zu machen und eine neue Frontstellung der Partei herbeizuführen . . .".[34]

32 Vgl. den Bericht in: Vorwärts vom 27.4.1929.
33 Vgl. den Artikel Bleiers in: Vorwärts vom 27.11.1929.
34 Vgl. den Brief Bleiers an das Evangelische Konsistorium vom 26.5.1933 (Anm. 1).

Widerstand gegen den Nazismus

Die enttäuschenden Erfahrungen mit der Berliner SPD-Parteiorganisation entmutigten Bleier und seine Anhänger allerdings nicht, weiterhin offensiv für Völkerversöhnung und gegen Rassenhaß und Nationalismus einzutreten. An vielen Antikriegskundgebungen beteiligte sich die ,,Vereinigung" als Mitveranstalter, und Pfarrer Bleier trat dabei meist auch als Redner auf.[35] Nach den Kirchenwahlen 1932 spitzte sich deshalb auch die Auseinandersetzung mit den erfolgreichen ,,Deutschen Christen" in der Trinitatisgemeinde zu. Als Ende 1932 die ,,Deutschen Christen" ein ,,Totenfest" in der Trinitatis-Kirche veranstalteten, an der auch uniformierte NSDAP-Mitglieder mit Fahnen teilnahmen, protestierten die religiös-sozialistischen Gemeindemitglieder der ,,Vereinigung" mit Erfolg dagegen. Die Mehrheit im Gemeinderat wollte allerdings nur ihre Ruhe haben, weshalb sie Pfarrer Bleier auch aufforderte, keine religiösen Morgenfeiern im Rundfunk mehr zu übernehmen, ,,um Meinungsverschiedenheiten in Zukunft aus dem Wege zu gehen".[36]

Zu Beginn des Jahres 1933 gingen die ,,Deutschen Christen" gegen Bleier in die Offensive. Die ,,Gemeindegruppe Deutsche Christen" an der Trinitatisgemeinde erstattete gegen Bleier Anzeige, weil er angeblich einen Gemeindeabend veranstaltet habe, an dem der ,,Gotteslästerer" Georg Grosz gewürdigt worden sei. Der Bezirkselternbund forderte gleichzeitig das Konsistorium auf, Bleier zur politischen Enthaltsamkeit aufzurufen oder ihm solche Aktivitäten gleich ganz zu verbieten.

Bleier setzte sich offensiv zur Wehr, obwohl die Nazis inzwischen nach den März-Wahlen 1933 fest im Sattel saßen. Er sah in der Beschwerde das Ziel der Nazis, ,,nicht nur eine Gleichschaltung in Staat und Kommune, sondern auch in der Kirche" anzustreben und bekannte sich seinerseits erneut zur kirchlichen Aufgabe, Frieden zu stiften und das Evangelium auch unter ,,anderen Rassen" zu verkünden (gemeint war, sich zu den Juden-Christen in der Gemeinde zu bekennen).[37]

Die Kette der Angriffe gegen Bleier aber hörte nicht auf. Während und nach einer aufgelösten Veranstaltung der ,,Vereinigung" am 24. März 1933 wurde Bleier mehrfach von einem SA-Trupp bedroht, so daß die herbeigerufene Polizei Bleiers Schutz übernehmen mußte. Bleier stellte diesen Vorfall unter Verweis auf ähnliche Angriffe gegen Pfarrer Hans Francke ausführlich in einem ,,Bericht über eine durch SA aufgelöste Versammlung" dem Generalsuperintendenten dar und bat um Schutz.[38]

In seinem Verteidigungsschreiben gegen die fortgesetzten Angriffe der ,,Deutschen Christen" beschrieb Bleier am 26. Mai 1933 für das Evangelische Konsistorium noch einmal seinen politischen Werdegang und seine politischen Überzeugungen. Das Schreiben, das zu seiner Verteidigung gedacht war, stellt angesichts des Zeitpunktes ein bemerkenswertes Bekenntnis gegen die nazistische germanoselige Theologie der ,,Deutschen Christen" dar.[39]

35 Vgl. zum Beispiel die Veranstaltungankündigungen in: Der Religiöse Sozialist, Nr.46/1931.
36 Vgl. Protokollbuch der Trinitatisgemeinde, S.256/57, Eintragung vom 16.1.1933, in: Archiv der Trinitatisgemeinde Berlin-Charlottenburg.
37 Vgl. a.a.O., Eintragung vom 10.4.1933.
38 Vgl. den Wortlaut des Berichts in: EZA,XIV, 22460.
39 Vgl. die ausführlichen Zitate zu Beginn der Darstellung über die ,,Vereinigung" (Anm. 1). Das Schreiben enthält im übrigen auch einige Einzelheiten über die Organisationsentwicklung der ,,Vereinigung", die in die Darstellung aufgenommen wurden.

Für die ,,Vereinigung der Freunde für Religion und Völkerfrieden" war deshalb im Nazireich kein Platz mehr. Die Zeitschrift ,,Der Weltfrieden" mußte Ende Februar 1933 ihr Erscheinen einstellen und die ,,Vereinigung" erhielt noch im März 1933 Betätigungsverbot. Bleier resignierte und versprach seinen Kirchenoberen, sich nur noch der Seelsorge zu widmen. Dieses Versprechen hielt freilich den neuen DC-Bischof von Berlin, Eckert, nicht davon ab, in einem Schreiben an den ,,Reichsbischof" Ludwig Müller vom 22. März 1934 dringend — neben elf weiteren Berliner Pfarrern — auch die Abberufung von Pfarrer Bleier zu beantragen, da den DC-Gemeindemitgliedern deren Gottesdienste nicht mehr zuzumuten seien.[40] Das Konsistorium, in einer anderen Sache gegen Bleier zur Stellungnahme aufgefordert, nahm Bleier immerhin in Schutz. Bleier habe sich ,,seit Jahren wesentlich mehr [als zu Beginn der zwanziger Jahre] zurückgehalten [. . .], so daß weitere Klagen über ihn nicht laut geworden sind".[41]

Pfarrer Bleier hielt sich in der Tat nach 1933 erstaunlich zurück — und er unterschrieb auch am 20. Mai 1938 als Pfarrer den Treueeid auf Hitler. Die Beweggründe dafür sind offenbar vor allem privater Natur. Die Erinnerung an ihn und an die ,,Vereinigung der Freunde für Religion und Völkerfrieden", die über zwölf Jahre das Gemeindeleben der Trinitatis-Kirche in Berlin-Charlottenburg mitbestimmt hatte, ist kaum noch vorhanden.[42]

40 Vgl. den Brief Eckerts an Müller vom 22.3.1934 in: EZA,XIV, 22453.
41 Vgl. die Stellungnahme des Konsistoriums vom 11.2.1934, in: ebda.
42 Erst in den letzten Jahren gibt es im Rahmen einer Darstellung der Geschichte der Trinitatisgemeinde den Versuch, dieses bemerkenswerte und vereinzelte Beispiel für einen republikanischen und religiös-sozialistischen Pfarrer zu würdigen.

DAS SOZIALWISSENSCHAFTLICHE ARCHIV IN BERLIN. EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DER ,,SAMMLUNG UNIVERSITÄT FRANKFURT".

Von Detlev Brunner

Im Zentralen Parteiarchiv beim Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung in Berlin (IfGA/ZPA) sind unter dem Namen ,,Sammlung Universität Frankfurt" (SUF) in 596 Aktenmappen Reste des Archivs des Instituts für Sozialforschung an der Universität Frankfurt aufbewahrt. Allein 325 Akteneinheiten enthalten Druckschriften, Flugblätter, Rundschreiben, in einigen Fällen auch handschriftliche Aufzeichnungen aus der deutschen, europäischen und nordamerikanischen Gewerkschaftsbewegung.[1] Außerdem befinden sich in der Sammlung Materialien deutscher Parteien (vor allem Arbeiterparteien), europäischer und nordamerikanischer Arbeiterparteien (Belgien, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Irland, Niederlande, Norwegen, Polen und USA) sowie zwei Akteneinheiten mit Flugblättern, Zeitungen usw. von anarchistischen Gruppen europäischer Länder sowie aus Mittel-, Süd- und Nordamerika. Weitere Aktenmappen enthalten Quellen zur deutschen Arbeiterkultur- und Arbeitersportbewegung (u.a. Naturfreunde, Arbeitersportvereine, Revolutionäre Theatergruppen) und zu Organisationen der Gesundheitspflege (z. B. Bund für Mutterschutz und Sexualreform, Proletarischer Gesundheitsdienst, Verein Sozialistischer Ärzte). Zeitlicher

1 Vgl. Detlev Brunner, Bestandsverzeichnis zur Geschichte der Gewerkschaftsbewegung von den Anfängen bis 1933. Archivbestände in Ostberliner Archiven (noch unveröffentlicht).

Schwerpunkt der Sammlung sind die Jahre der Weimarer Republik, jedoch reichen die Materialien häufig in das 19. Jahrhundert, zum Teil in die 1870er Jahre zurück.
1933 beschlagnahmten die Nationalsozialisten Bibliothek und Archiv des Frankfurter Instituts. Die Bestände wurden an die verschiedensten Institutionen vergeben und gelangten nur zu einem Teil an das 1950 neu gegründete Institut zurück. Das Schicksal der übrigen Bestände war in der westdeutschen Forschung bislang weitgehend unbekannt.[2] Im folgenden soll ein Beitrag zur Bestandsgeschichte geleistet werden.[3]

Das Institut für Sozialforschung

Am 22. Juni 1924 wurde das Institut für Sozialforschung in Frankfurt a.M. eröffnet.[4] Pläne zur Errichtung des Instituts waren im Laufe des Jahres 1922 entworfen worden. Die Initiative ging vor allem von Felix Weil, dem Sohn des Frankfurter Getreidegroßhändlers Hermann Weil, aus. Letzterer war der Geldgeber für das Institutsprojekt. Mit der Errichtung des Instituts war die Stiftung eines Lehrstuhls an der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät an der Universität Frankfurt verbunden. Lehrstuhl wie Institut wurden von der ,,Gesellschaft für Sozialforschung" finanziert, deren Vorsitz Felix Weil und Friedrich Pollock führten.[5] Auch der Kulturhistoriker Eduard Fuchs und der spätere Institutsleiter (ab 1930) Max Horkheimer gehörten der Gesellschaft an.[6] Wissenschaftlich unterstand das Institut der Aufsicht des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Es

2 Vgl. Wolfgang Schivelbusch, Intellektuellendämmerung. Zur Lage der Frankfurter Intelligenz in den zwanziger Jahren, Frankfurt a.M. 1982, S.109.

3 Für diesen Aufsatz habe ich folgende Archivbestände eingesehen: Bundesarchiv, Abteilung Potsdam (BArch Potsdam): Oberreichsanwalt beim Reichsgericht (ORA/RG) 14 a J 296/25, Bd.1–18; Akten des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (REM), Bd.1748, 1751, 2663, 11882. Geheimes Staatsarchiv Berlin (GStA): Akten des Reichsministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung: GStA, I. HA, Rep. 76/473; 475; 479; 481; 1247; 1251. IfGA/Zentrales Parteiarchiv: ,,Zur Geschichte des Frankfurter Archivs, Juni 1924–Sept. 1925", in: IfGA/ZPA, V SUF/573 sowie IfGA/ZPA, NL 36 (NL Wilhelm Pieck)/518, 520, 613.

4 Der Großteil der Literatur beschäftigt sich mit dem Institut erst ab dem Zeitpunkt, als Max Horkheimer 1930 die Institutsleitung übernommen hatte. Vgl. z. B. Martin Jay, Dialektische Phantasie. Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung 1923–1950, Frankfurt a.M. 1976. Nur wenige Veröffentlichungen widmen sich ausdrücklich der Frühphase des Instituts. Vgl. besonders Ulrike Migdal, Die Frühgeschichte des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, Frankfurt a.M. 1981; Paul Kluke, Die Stiftungsuniversität Frankfurt am Main 1914–1932, Frankfurt a.M. 1972, S.484–513.

5 Felix Weil (1898–1975) hatte 1920 bei Adolf Weber und Paul Arndt über das Thema ,,Sozialisierung. Versuch einer begrifflichen Grundlegung nebst einer Kritik der Sozialisierungspläne", gedruckt: Berlin-Fichtenau 1921, promoviert. Vgl. z. B. Paul Kluke, a.a.O., S.486; zur Person Weils vgl. außerdem: Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Hrsg. von Werner Röder und Herbert A. Strauss, 3 Bde, München, New York, London und Paris 1983, Bd.2, S.1217f. Friedrich Pollock (1894–1970) promovierte Anfang 1923 mit einer Dissertation über die Marxsche Geldtheorie und habilitierte sich 1928 über ,,Die planwirtschaftlichen Versuche in Sowjetrußland 1917–1927" (= Bd.2 der Schriftenreihe des Frankfurter Instituts). Vgl. z. B. Paul Kluke, a.a.O., S.511; zur Person vgl. weiter Biographisches Handbuch . . ., a.a.O., Bd.2, S.918. Zu Weil und Pollock vgl. auch unten S.72f.

6 Zu Fuchs (1870–1940) vgl. besonders Ulrich Weitz, Salonkultur und Proletariat. Eduard Fuchs — Sammler, Sittengeschichtler, Sozialist, Stuttgart 1991; ferner Hartmut Pätzke, Eduard Fuchs (1870–1940). Skizze zu Leben und Werk/ Bibliographie, in: Marginalien. Zeitschrift für Buchkunst und Bibliophlilie, 105. Heft, 1987/1, S.9–46; Walter Benjamin, Eduard Fuchs, der Sammler und der Historiker (1937), in: ders., Gesammelte Schriften. Hrsg. von Rolf Thiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Bd.2,2 Frankfurt a.M. 1977, S.465–505; Thomas Huonker, Revolution, Moral und Kunst. Eduard Fuchs. Leben und Werk, Zürich 1985. Zu Max Horkheimer (1895–1973) vgl. u. a. Paul Kluke, a.a.O., S.512; Biographisches Handbuch . . ., a.a.O., Bd.2, S.539f. sowie unten S.72f. Weitere Mitglieder der Gesellschaft waren 1925: W. F. Kools, Rotterdam; Prof. H. Cornelius, Oberursel bei Frankfurt a.M.; Julius Flegenheimer, Rotterdam; Prof. Kurt Albert Gerlach (verstorben); Regierungspräsident Konrad Haenisch (verstorben), Rechtsanwalt Dr. Arthur Oppenheimer, Frankfurt a.M.; Julius Oppenheimer, Frankfurt a.M.; Prof. Ernst Pape, Jena; Prof. Julius Schaxel, Jena; Käte Weil, Frankfurt a.M.; vgl. Mitgliederliste vom 18.12.1925, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.12, Bl.56.

handelte sich um ein Forschungsinstitut, ,,das der Universität angegliedert ist, nicht um ein eigentliches Universitätsinstitut."[7]

Die Leitung des Instituts sollte der Staatswissenschaftler Kurt Albert Gerlach übernehmen. Gerlach, der sich 1913 über die Theorie und Praxis des Syndikalismus habilitiert hatte, verstarb jedoch schon am 19. Oktober 1922 im Alter von nur 36 Jahren. Nachdem anschließende Verhandlungen mit dem Berliner Historiker und Verfasser der Friedrich Engels-Biographie, Gustav Mayer, gescheitert waren, wurde der Wiener Professor Carl Grünberg für die Institutsleitung gewonnen.[8]

Grünberg, Mitglied der Sozialistischen Partei Österreichs und Herausgeber des seit 1916 erscheinenden ,,Archivs für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung", bekannte sich in seiner programmatischen Eröffnungsrede des Instituts am 22. Juni 1924 als Anhänger des Marxismus. Grünberg wollte Marxismus jedoch nicht parteipolitisch verstanden wissen, sondern als Wissenschaft, als Einheit von Forschungsmethode und Weltanschauung. Die materialistische Geschichtsauffassung ziele nicht darauf ab, ,,ewige Kategorien zu ergrübeln oder das Ding an sich zu erfassen. [. . .] Ihr Objekt sind nicht Abstrakta, sondern die gegebene Welt in ihrem Werden und Wandel. Sie geht von Tatsachen aus und nicht von Postulaten."[9] Die marxistische Forschungsmethode sollte, so Grünberg, auch im Institut für Sozialforschung zur Anwendung gelangen.

Als Aufgabe des Instituts formulierte Grünberg ,,vor allem die Erforschung und Darstellung der sozialen, der Arbeiterbewegungen in allen ihren politischen, gewerkschaftlichen, genossenschaftlichen und sonstigen Erscheinungsformen, aber auch der im Gegensatz zu ihnen erwachsenen Bewegungen; in Verbindung damit Beschäftigung mit grundlegenden sozialpolitischen Fragen [. . .], endlich die genetische Durchleuchtung der sozialen Theorien, der sozialistischen ebensowohl wie der nichtsozialistischen. All dies unter Heranziehung und Verwertung alles irgendwie erreichbaren Materials."[10] Die marxistische Ausrichtung eines an eine deutsche Universität angegliederten Instituts war in der damaligen Wissenschaftslandschaft ein Novum und brachte dem Institut, wie noch zu zeigen sein wird, erhebliche Schwierigkeiten ein.

Entsprechend den von Grünberg gezeichneten Forschungsaufgaben entwickelte das Institut eine rege Sammeltätigkeit. Neben der reichhaltigen Bibliothek verfügte es über einen großangelegten archivalischen Bestand, der Manuskripte, Rundschreiben, Flugschriften, Jahresberichte usw. von den verschiedensten nationalen und internationalen politischen und wirtschaftlichen Organisationen sowie ganze Nachlässe umfaßte, so die Nachlässe des württembergischen Sozialdemokraten Wilhelm Blos (1849–1927) und des sozialdemokratischen Redakteurs und Mitglieds des SPD-Parteivorstandes Adolf Braun (1862–1929).[11]

7 Vgl. Protokoll der Vernehmung Pollocks durch Untersuchungsrichter Vogt am 15.12.1925 in Frankfurt a.M., in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.12, Bl.24. Zur Entstehungsgeschichte des Instituts ausführlich: Ulrike Migdal, a.a.O., S.30ff sowie Paul Kluke, a.a.O., S.487ff.

8 Vgl. dazu Ulrike Migdal, a.a.O., S.52ff und Paul Kluke, a.a.O., S.495ff. Zu Grünberg vgl. außerdem Günther Nenning, Biographie C. Grünberg, in: Indexband zum Reprint: Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, Graz und Zürich 1973, S.1–224.

9 Grünberg zitiert nach Ulrike Migdal, a.a.O., S.79.

10 A.a.O., S.81.

11 Der Nachlaß Adolf Braun wurde 1933 von der Gestapo beschlagnahmt, 1954 an das Frankfurter Institut zurückgegeben, war dort jedoch 1979 nicht mehr auffindbar. Der Nachlaß Wilhelm Blos, 1933 ebenfalls beschlagnahmt und an das Reichsarchiv, Abt. Frankfurt, bzw. Reichsarchiv Potsdam gegeben, liegt heute zu einem Teil im BArch Potsdam. Vgl. Wolfgang A. Mommsen, Die Nachlässe in den deutschen Archiven, Teil II, Boppard a.Rh. 1983, S.629 und S.649.

Das Berliner Sozialwissenschaftliche Archiv

Der Aufbau des Institutsarchivs erfolgte nicht nur von Frankfurt aus. Schon Anfang 1922 wurde in Berlin ein sozialwissenschaftliches Archiv als Sammelstelle für das geplante Frankfurter Institut eingerichtet. Leiter dieses Archivs waren Dr. Adolf Krümmer, ein Schwager Felix Weils, und Georg Fuchs, der später als Redakteur der ,,Leipziger Volkszeitung" arbeitete. Wegen der Unerfahrenheit der Archivleiter hatte der Archivbetrieb jedoch nicht funktioniert, und schon ein halbes Jahr nach seiner Gründung wurde das Archiv aufgelöst.[12]
1924 wurde ein zweiter Anlauf zur Einrichtung einer Berliner Sammelstelle unternommen. Diesmal ging die Initiative von Eduard Fuchs aus. Fuchs beabsichtigte, ein schon 1912 geplantes Vorhaben, die Herausgabe einer sechs- bis zehnbändigen Kulturgeschichte, wieder aufzunehmen. Bei der Sichtung seines gesammelten Materials wurde ihm klar, daß ,,speziell das Dokumentenmaterial für die zeitgeschichtlichen Volksbewegungen, die in meinem Werke mindestens zwei Bände umfassen sollen, in jeder Richtung noch der breitesten Erweiterung bedarf." Fuchs wollte deshalb ein kleines Archiv aufbauen. In einem Brief vom 6. Juni 1924 fragte er bei der Frankfurter Gesellschaft für Sozialforschung an, ,,ob Sie eventuell geneigt wären, gemeinsam mit mir oder Sie allein unter meiner Leitung in Berlin ein sozialwissenschaftliches Archiv einzurichten." Fuchs erinnerte an ein früheres Angebot von Weil und Pollock, sich bei ,,Sammlungsmöglichkeiten, die sich auch in der Richtung der Interessen des Instituts für Sozialforschung bewegten", mit den dortigen Mitarbeitern in Verbindung zu setzen.[13] Fuchs meinte, das Archiv solle sich bei seiner Sammeltätigkeit auf ,,die seit August 1914 akut gewordenen sozialen und politischen Volksbewegungen konzentrieren." Als Hauptgebiete nannte er: ,,Faschismus in Italien, die völkische Bewegung in Deutschland, das Wiederaufleben des Antisemitismus, der Kommunismus in den verschiedenen Ländern, der Nationalismus, die nationalen Verselbständigungskämpfe der Iren, Türken, Ägypter, Inder (Gandhi), Neger usw., die Bauernbewegungen auf dem Balkan, die Ku-Klux-Klan-Bewegung in Amerika, die Sunjatsen-Partei in China, usw. usw." Das Material liege heute vielfach auf der Straße, morgen nicht mehr, und deshalb müsse man zugreifen. Für den Standort Berlin spreche, ,,daß hier die meisten politischen Parteien ihren Hauptsitz haben."[14] Fuchs' Intentionen deckten sich mit jenen des Frankfurter Instituts. Pollock und Weil begrüßten den Vorschlag.[15] Anders beurteilte Grünberg den Plan. Wie er im Dezember 1925 berichtete, hatte er das Berliner Archiv für überflüssig gehalten, da das Frankfurter Institut ja selbst Materialien sammelte. Pollock und Weil hätten sich jedoch mit ihrer Meinung durchgesetzt.[16]
Am Sonntag, den 22. Juni 1924, dem Tag der Eröffnung des Instituts in Frankfurt, besprachen Pollock, Weil und Fuchs die Einzelheiten der Berliner Gründung. Tags darauf erteilte Pollock im Namen der Gesellschaft für Sozialforschung den offiziellen Auftrag an Fuchs zur Errichtung eines sozialwissenschaftlichen Archivs in Berlin, dessen Aufgabe es sein sollte, Quellenmaterial für das Institut für Sozialforschung zusammenzutragen. Die gesammelten

12 Vgl. Protokoll der Vernehmung Pollocks durch Untersuchungsrichter Vogt in Frankfurt a.M. am 15.12.1925, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.12, Bl.23; Pollock an Vogt, 18.12.1925, in: ebd., Bl.54; Polizeipräsidium Leipzig an Polizeipräsidium Berlin Abt. I A, 10.2.1926, in: a.a.O., Bl.202; Pollock an Polizeipräsidium Frankfurt a.M. vom 20.11.1925, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.146.
13 Vgl. Eduard Fuchs an Gesellschaft für Sozialforschung, 6.6.1924, in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.1. Zu diesen Vorgängen vgl. auch Ulrich Weitz, Salonkultur . . ., a.a.O., S.413f.
14 Vgl. Fuchs an Gesellschaft für Sozialforschung, 6.6.1924, in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.1f.
15 Vgl. Pollock an Fuchs, 10.6.1924, in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.4.
16 Vgl. Protokoll der Vernehmung Grünbergs am 15.12.1925 durch Untersuchungsrichter Vogt in Frankfurt a.M., in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.12, Bl.37.

Dokumente und Schriften sowie das Inventar des Archivs waren Eigentum der Gesellschaft für Sozialforschung. Solange jedoch das Material in Frankfurt nicht benötigt wurde, sollte es in Berlin „wissenschaftlich interessierten Kreisen" zugänglich gemacht werden. Fuchs sollte die Leitung des Archivs ehrenamtlich übernehmen und alle damit zusammenhängenden Rechtsgeschäfte tätigen (Anstellung von Arbeitskräften usw.). Zur Finanzierung überwies die Gesellschaft zunächst 5.000,00 Rentenmark, wollte jedoch keine weiteren Verpflichtungen für die Zukunft übernehmen. Fuchs sollte sich um weitere Geldgeber kümmern.[17] Tatsächlich wurde das Berliner Archiv von der Gesellschaft für Sozialforschung sowie von Fuchs selbst finanziert. Mit gleichem Datum vom 23.6.1924 bestätigte Grünberg in einem Schreiben an Fuchs im Namen des Instituts den Auftrag zur Errichtung des Archivs. Ausdrücklich wies er darauf hin, „daß das Institut für Sozialforschung berechtigt ist, auch das sogenannte illegale Quellenmaterial zu erwerben, z.B. verbotene Zeitungen, Zeitschriften, Plakate usw. und daß es von besonderer Wichtigkeit ist, dieses der Öffentlichkeit nicht zugängliche Material für die Wissenschaft sicherzustellen."[18]

Aufbau und Sammeltätigkeit des Berliner Archivs

Am 28.7.1924 meldete Fuchs nach Frankfurt, daß er in der Kochstr. 73, in einem großen Bürogebäude fünf Räume angemietet habe. Als Archivleiterin hatte er Frieda Schiff gewonnen, eine Schülerin Grünbergs, die in Berlin bei Heinrich Herkner promoviert hatte. Als weitere Mitarbeiter übernahm Fuchs zwei Kräfte „mit dem Erwerb der großen Bestände von Herrn P."[19] „Herr P." war der kommunistische Landtagsabgeordnete Wilhelm Pieck, mit dem Fuchs befreundet war und über den er für 2.500 Rentenmark einen Teil der KPD-Bibliothek gekauft hatte. Bedingung war, gleichzeitig mit den erworbenen Beständen ein bis zwei Angestellte der KPD-Bibliothek zu übernehmen, die sonst arbeitslos geworden wären. Außerdem sollten die Bestände weiterhin für kommunistische Abgeordnete und Funktionäre zugänglich gemacht werden.[20] Die übernommenen Materialien bestanden aus Büchern, Broschüren, Zeitungen, Zeitschriften und Protokollen aus dem Bereich der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung.[21] Bei der Anstellung der beiden KPD-Angestellten, Lotte Lemck und Ewald Blau, gab Fuchs jedoch ausdrücklich keine Garantie für einen Dauerarbeitsplatz. Die einzelnen Engagements sollten nur aufrechterhalten werden, wenn die „betreffenden Personen sich ihren Aufgaben gewachsen zeigen und die mir gegenüber übernommenen Pflichten gewissenhaft erfüllen."[22]

Das Berliner Archiv entfaltete eine sehr erfolgreiche Sammeltätigkeit. An alle möglichen politischen und wirtschaftlichen Organisationen des In- und Auslandes sowie an Firmen, Banken, Verlage etc. verschickte es Rundschreiben mit der Bitte um Übersendung von Material. In den Rundschreibenlisten des Berliner Archivs finden sich sämtliche Arbeiterorganisationen von der SPD bis zu den Syndikalisten, Reichsbanner, Gewerkschaften, Internationaler

17 Vgl. Pollock an Fuchs, 23.6.1924, in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.5f.
18 Vgl. Grünberg an Fuchs, 23.6.1924, in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.7.
19 Fuchs an Gesellschaft für Sozialforschung, 28.7.1924, in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.12.
20 Vgl. Fuchs an Pieck, 27.6.1924, in: IfGA/ZPA, NL 36/518, Bl.127; Durchschlag in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.12. Zur Freundschaft zwischen Fuchs und Pieck vgl. Aussage Fuchs' am 20.11.1925, in: BArch Potsdam ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.134; vgl. auch IfGA/ZPA, NL 36/520, Bl.108–114, Schriftwechsel Pieck — Fuchs, Feb. 1928–März 1929.
21 Eine Liste der erworbenen KPD-Bestände findet sich u.a. im Nachlaß Wilhelm Piecks: IfGA/ZPA, NL 36/518, Bl.129–157.
22 Vgl. Fuchs an Pieck, 27.6.1924, in: IfGA/ZPA, NL 36/518, Bl.127.

Gewerkschaftsbund und internationale Berufssekretariate, aber auch DNVP, Stahlhelm, Nationalsozialistische Freiheitsbewegung, Reichslandbund sowie Organisationen der Arbeitgeber wie Vereinigung der Arbeitgeberverbände und Reichsverband der deutschen Industrie und schließlich auch Firmen wie Borsig, Siemens, AEG, Deutsche Bank.[23] Von den angeschriebenen Organisationen und Firmen sind zahlreiche Schreiben überliefert, in denen die Übersendung von Jahresberichten, Druckschriften etc. zugesagt und überhaupt die Errichtung des Archivs begrüßt wurde.[24] Neben dieser gezielten Suche gelangte das Archiv auch durch Zufälle an sonst wohl schwer erhältliches Material. So berichtete Fuchs am 19. August 1924, vor zehn Tagen habe sich ein Vertreter der irischen Unabhängigkeitsbewegung im Archiv eingestellt und zugesagt, ,,Proklamationen, Flugblätter, Instruktionen usw., Dinge, die sehr oft nur handschriftlich hergestellt werden" zu sammeln, um sie dem Archiv zugänglich zu machen.[25] Außerdem bemühte sich das Archiv um den Ankauf von privaten Bibliotheken, so z. B. jener des kommunistischen Reichstagsabgeordneten Ernst Meyer.[26]
Im November 1924 hielt das Archiv insgesamt 122 Tageszeitungen, 120 Zeitschriften und allein 97 Gewerkschaftszeitungen.[27] Bis Oktober 1925 hatte das Archiv 15.000 bis 20.000 Dokumente gesammelt.[28] Außer der Materialsammlung für das Frankfurter Institut übernahm das Berliner Archiv auch selbst in bescheidenem Rahmen Aufgaben im Leihverkehr und in der Bereitstellung von Archivmaterial. Im November 1924 verlieh es insgesamt 51 Bücher und 36 Zeitschriften. Außerdem stellte das Archiv für Benutzer Mappen zu politischen und wirtschaftlichen Themen zusammen, so z.B. zu ,,Arbeiterinnenlöhne, Lage der Arbeiterinnen in Deutschland und Rußland", ,,Britische Faschisten", ,,Gewerkschaftsbund der Angestellten. Programm, Kongreß, Stellung zu den Parteien".[29]
Auch das Preußische Innenministerium interessierte sich für die Bestände des Archivs. Am 5. September 1925 fragte Ministerialdirektor Abegg bei Fuchs an, ob das Archiv nicht Material für eine geplante Polizeiausstellung in Berlin beisteuern könne. Abegg war besonders an verbotener, illegaler Literatur interessiert, die ja ein Sammlungsschwerpunkt des Archivs war. Fuchs selbst sollte an der Zusammenstellung derartigen Materials mitarbeiten.[30] Die folgenden Ereignisse im Oktober 1925 verhinderten jedoch eine solche Zusammenarbeit.

Durchsuchung, Beschlagnahme, Auflösung

Am 9. Oktober 1925, um 18[47] telgraphierte Frieda Schiff an die Gesellschaft für Sozialforschung: ,,Seit heute vormittag ohne angabe des grundes polizeiliche durchsuchung des archivs stop alle angestellten verhaftet stop sofort Rechtsanwalt Kurt Rosenfeld Berlin spandauerbrücke telegraphisch vollmacht für Rechtswahrung geben Brief folgt fuchs verreist — schiff".[31] Frieda Schiff entging der Verhaftung, da sie sich wegen der bevorstehenden Geburt ihres Kindes im Krankenhaus aufhielt. Eduard Fuchs weilte zur Kur in Karlsbad, und eine

23 Vgl. IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.98–100.
24 Vgl. z.B. Der Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten an Sozialwissenschaftliches Archiv, 6.4.1925, Abschrift in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.148; weitere Schreiben verschiedener Organisationen a.a.O., Bl.139ff, Bl.166ff.
25 Vgl. Fuchs an Gesellschaft für Sozialforschung, 19.8.1924, in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.27.
26 Vgl. Gesellschaft für Sozialforschung an Sozialwissenschaftliches Archiv, 1.5.1925, in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.184.
27 Vgl. IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.109.
28 Vgl. Fuchs an Untersuchungsrichter Vogt, 13.10.1925, in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.243.
29 Vgl. die Übersicht vom November 1924 in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.109.
30 Vgl. Abegg an Fuchs, 5.9.1925 (Abschrift), in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.235 sowie Abegg an Fuchs, 24.9.1925, in: a.a.O., Bl.236. Vgl. dazu auch Ulrich Weitz, Salonkultur . . ., a.a.O., S.415.
31 Vgl. IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.237.

weitere Mitarbeiterin, Valentine Adler, genoß als Ehefrau eines Mitarbeiters der sowjetischen Handelsmission diplomatischen Status.

Anlaß der Untersuchung war ein Bericht der politischen Polizei vom 30.9.1925. Darin wurde behauptet, in den Räumen Kochstr. 73 sei ein ,,illegales Büro der KPD" untergebracht. An der Tür befinde sich ein Schild ,,Sozialpolitisches Büro der Universität Frankfurt". Da in diesen Räumen ,,hier als Kommunisten bekannte Personen arbeiten, so ist anzunehmen, daß es sich um eine Zweigstelle der Zentrale [der KPD] handelt."[32] Aufgrund dieser Ermittlungen führte die Polizei auf Antrag des Untersuchungsrichters beim Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik, Vogt, am 9. und 10. Oktober 1925 eine Durchsuchung des Sozialwissenschaftlichen Archivs durch. Die anwesenden sechs Archivangestellten und zwei Benutzer wurden verhaftet sowie sogen. zersetzendes, illegales Material beschlagnahmt. Ebenfalls beschlagnahmt wurden Korrespondenzen, Durchschlagpapier und ähnliches, das den Verdacht, es handele sich um ein illegales KPD-Büro, erhärten sollte. Die politische Polizei kam in einem Bericht vom 10.10.1925 zum Ergebnis, das konfiszierte Material beweise, daß es sich ,,um das Geheimarchiv der KPD" handele.[33]

Der KPD lagen schon im August 1925 Mitteilungen vor, daß die Abteilung I A des Berliner Polizeipräsidiums der Meinung sei, in den Räumen des sozialwissenschaftlichen Archivs befinde sich ein Geheimarchiv der KPD und informierte Fuchs darüber. Dieser hatte sich nach Beratung mit seinem Rechtsanwalt Cohn jedoch dazu entschlossen, die Angelegenheit mit Stillschweigen zu übergehen. Cohn und Fuchs vermuteten, daß der Bericht an die KPD von der gleichen Person stammte, die auch die politische Polizei informiert hatte.[34]

Die ,,Rote Fahne" meldete in ihrer Ausgabe vom 10. Oktober 1925 den ,,unerhörten Polizeiüberfall auf ein wissenschaftliches Institut in Berlin".[35] Am folgenden Tage erschien ein längerer Artikel Piecks über die ,,Neue Aktion des Untersuchungsrichters Vogt", in dem er ausführlich auf die Durchsuchung des Archivs einging. Die Durchsuchung, die ohne die Gegenwart einer nach dem Gesetz vorgeschriebenen Zivilperson vorgenommen worden sei,[36] sei ein ungeheurer Skandal, ein Werk des ,,fanatischen Kommunistenfressers" Vogt, dem alle Mittel recht seien, Belastungsmaterial für die Kommunistenprozesse zu sammeln.[37]

Bei der Gesellschaft für Sozialforschung erregte dieses Engagement der KPD starkes Mißfallen. Pollock bat Fuchs am 15.10.1925, bei der Redaktion der ,,Roten Fahne" darauf hinzuwirken, eine derartige Einmischung zu unterlassen, denn: ,,Wie kommt eigentlich die ‚Rote Fahne' dazu, aus einer Sache, die sie gar nichts angeht, eine Haupt- und Staatsaktion zu machen?" Als ein Verein, ,,der rein wissenschaftlichen Zwecken dient", müsse man es unter

32 Vgl. Abschrift Abt. I A, Außendienst III. G. St., Berlin, den 30.9.1925, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.17/18.

33 Vgl. Bericht der Abt. I A, III. G. St., 10.10.1925, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.8. Von den Archivangestellten wurde nur die Hilfskraft Lotte Schönwälder nach ihrer Vernehmung wieder freigelassen. Die übrigen Personen blieben vorerst in Haft.

34 Vgl. RA Cohn an Untersuchungsrichter Vogt, 30.10.1925, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.8, Bl.95.

35 Vgl. Die Rote Fahne, Nr. 234, vom 10.10.1925.

36 Laut Bericht der politischen Polizei vom 10.10.1925 war bei der Durchsuchung der Hausmeister Wilhelm Peisker anwesend. Peisker stand mit dem Archiv jedoch in keinerlei Verhältnis; vgl. BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.8.

37 Vgl. Wilhelm Pieck, Die neue Aktion des Untersuchungsrichters Vogt, in: Die Rote Fahne, Nr. 235, vom 11.10.1925.

allen Umständen vermeiden, ,,in den politischen Tageskampf gezerrt zu werden."[38] Gerade angesichts der erhobenen Vorwürfe geheimer KPD-Aktivitäten legte die Gesellschaft für Sozialforschung keinen besonderen Wert auf eine allzu starke Solidarität der KPD. Die Reaktionen der Gesellschaft auf die Aktion der Polizei- und Justizorgane deckten sich jedoch durchaus mit der Kritik der ,,Roten Fahne". In internen Schreiben ließen sich Fuchs und die Gesellschaft für Sozialforschung über die Vorfälle in einer Schärfe aus, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Am 3. November 1925 schrieb Fuchs an Pollock, sein Anwalt Cohn habe nunmehr von Untersuchungsrichter Vogt Auskünfte über jenes Belastungsmaterial erhalten, daß die Justizbehörden veranlaßte, insgesamt fünf Angestellte des Archivs und zwei Besucher wegen des Verdachtes der Vorbereitung zum Hochverrat in Haft zu halten. Vogt habe Cohn Durchschläge von Briefen gezeigt, die in der Unterschriftenmappe des Archivs gelegen hätten, an den Roten Frontkämpferbund bzw. an die Agitprop-Zentrale der KPD gerichtet und unterzeichnet seien mit ,,Das Geheimarchiv der KPD". Vogt habe zu Cohn geäußert, daß wohl weder Fuchs noch die Gesellschaft für Sozialforschung diese Briefe decken würden. Darauf habe er, Fuchs, Cohn geantwortet: ,,Selbstverständlich decke ich solche Briefe nicht, denn ich hätte keinen Grund das zu decken, was die Spitzel der Abteilung I A in den Tagen auf unseren Schreibmaschinen geschrieben haben, während unsere Angestellten in Haft saßen." Für Fuchs war klar: ,,Im modernen Deutschland und vor allem in seiner Justiz ist wirklich die niedrigste Gemeinheit mit der größten Blödheit koaliert" — die deutsche Justiz ,,ein stinkender Kadaver".[39] Auch die Gesellschaft für Sozialforschung hielt alles für die Ausgeburt ,,eines polizeiwidrig blöden Spitzelhirns".[40]

Doch so einfach lag der Fall nicht. In der Tat wurden im Archiv Briefe aufgefunden, die, wie sich in den Vernehmungen der Angestellten herausstellte, keineswegs Fälschungen waren. So gab die Schreibkraft Irmgard Makower in ihrer Vernehmung vom 3.11.1925 durch Untersuchungsrichter Vogt zu, diverse Schreiben, die jeweils mit ,,Zentralarchiv der KPD" unterzeichnet waren, auf Diktat des Archivmitarbeiters Ewald Blau geschrieben zu haben.[41] Blau selbst gestand nach anfänglichem Leugnen, Schreiben der KPD ,,im Rahmen meiner privaten Parteitätigkeit außerhalb meiner eigentlichen Archivarbeiten geschrieben zu haben."[42] In den Vernehmungen wurden die Angestellten auch mit dem Ankauf der KPD-Bibliothek durch das Sozialwissenschaftliche Archiv konfrontiert. Angeblich hatte Pieck selbst angegeben, daß die Bibliothek der KPD in das Sozialwissenschaftliche Archiv gebracht worden sei, um sie vor eventueller Beschlagnahme zu bewahren.[43] Diesen Verdacht konnte Pollock in einem Schreiben an das Frankfurter Polizeipräsidium vom 20.11.1925 entkräften. Es habe sich bei den erworbenen Beständen ja gar nicht um verbotene, sondern um Materialien gehandelt, die auch in anderen Bibliotheken zu finden seien.[44]

38 Vgl. Pollock an Fuchs, 15.10.1925, in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.253. Die darauf erfolgende Intervention Fuchs' hinderte die Rote Fahne allerdings nicht, am 20.10.1925 nochmals auf die Ereignisse einzugehen, vgl. a.a.O., Bl.259.

39 Vgl. Fuchs an Pollock, 3.11.1925, in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.269.

40 Vgl. Gesellschaft für Sozialforschung an Fuchs, 4.11.1925, in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.272.

41 Vgl. Vernehmung Makowers am 3.11.1925, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.102.

42 Vgl. Vernehmung Blaus durch Vogt am 11. und 12.11.1925, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.109, und Bl.120; vgl. auch Vernehmung am 19.11.1925, in: a.a.O., Bl.132.

43 Ein Beleg für diese Aussage Piecks findet sich in den Akten nicht, vgl. BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.101.

44 Vgl. Pollock an Frankfurter Polizeipräsidium, 20.11.1925, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.148.

Es existierte jedoch weiteres Beweismaterial, das zumindest eines offen legte: Die im Berliner Archiv beschäftigten Personen, die mit zwei Ausnahmen Mitglieder, teils auch Funktionsträger der KPD waren, benutzten offenbar ohne Wissen ihrer Arbeitgeber das Archiv für ihre eigenen parteipolitischen Zwecke.[45] Vogt selbst vermutete in einem Schreiben vom 14.11.1925 an die Frankfurter Polizei, daß Fuchs und die Gesellschaft für Sozialforschung von den Archivangestellten getäuscht worden sein könnten.[46] Dies hinderte ihn jedoch nicht, das Verfahren weiterzutreiben. Allerdings wurden nach Zustimmung des Oberreichanwalts vom 13.11.1925 drei der Archivangestellten und ein Besucher freigelassen. Die übrigen blieben in Haft.[47]

Nachdem Fuchs mit den Haftentlassenen gesprochen hatte, tauchten bei ihm erste Zweifel auf. Ob der Vorwurf, daß die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter das Archiv zu Parteizwecken mißbraucht hätten, zu Recht oder zu Unrecht erhoben werde, könne er noch nicht entscheiden. Allerdings sei dies Sache der Gesellschaft für Sozialforschung und nicht der Gerichte, außer es liege eine strafbare Handlung vor. Dafür gebe es jedoch immer noch keine Beweise.[48]

Am 20. November 1925 wurde Fuchs vom Untersuchungsrichter Vogt vernommen. Dieser konfrontierte Fuchs mit jenen Schreiben, die die Mitarbeiter des Archivs im Rahmen ihrer KPD-Tätigkeit verfaßt hatten. Fuchs äußerte hierzu, falls Privatarbeiten für die KPD im Rahmen des Archivs geleistet worden seien, müsse er darin ,,einen unerhörten Vertrauensbruch" erblicken. Offiziell habe jedenfalls niemals ein Zusammenhang des Archivs mit der KPD bestanden.[49] Daß Fuchs von der Nebentätigkeit seiner Angestellten nichts ahnen konnte, wurde von deren Aussagen weitgehend untermauert. So sagte Ewald Blau am 10. November 1925 aus, Fuchs habe das Archiv ,,nur in gelegentlichen Kontrollgängen" aufgesucht und sei so über die Vorgänge im Archiv nicht im einzelnen orientiert gewesen.[50]

Nachdem Fuchs nun über die Realitäten informiert war, besprach er sich sofort mit Pollock, den er nach Berlin gebeten hatte, um ihm ,,diese überraschende Neuigkeit mündlich mitzuteilen."[51] Ähnlich wie Fuchs sah Pollock in den Handlungen der Angestellten zwar nichts Strafbares an sich, aber daß sie ,,sich offenbar mehr als Parteileute denn als unsere Angestellte gefühlt haben" und das Archiv für Parteizwecke mißbraucht hätten, stelle einen ,,großen Vertrauensbruch" dar.[52] Die Gesellschaft für Sozialforschung zog aus den Vorkommnissen Konsequenzen. Am 22. November 1925 beschloß sie die Entlassung aller Angestellten, die entgegen den Weisungen während der Dienstzeit außerdienstlich mit der KPD ,,irgendwie verkehrt" hätten, sowie die Auflösung des Archivs in Berlin. Angesichts der

45 So wurde eine Ausweiskarte der KPD, Abteilung Zentral-Agitprop für die Reichsagitpropkonferenz am 17.7.1925, ausgestellt auf den Namen ,,Frieda" aufgefunden. Als Funktion von ,,Frieda" wurde ,,Archiv" angegeben. Auch ein ,,Quartalsbericht für Mai–Juni 1925 des Zentralarchivs", gez. Zentralarchiv, Frieda, wurde beschlagnahmt, auf dem Bericht war der Name ,,Schneller" [= Ernst Schneller] notiert. Bei Frieda handelte es sich um Frieda Schiff. Vgl. BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.18, Bl.123/124 und Bl.126. Eine Liste der beschlagnahmten Materialien befindet sich in: a.a.O., Bd.4, Bl.20/21.

46 Vgl. Vogt an Polizeipräsidium Frankfurt a.M., 14.11.1925, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.129.

47 Vgl. BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.130.

48 Vgl. Fuchs an Pollock, 17.11.1925, in: IfGA/ZPA, V SUF/573, Bl.274/275.

49 Vgl. BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.135.

50 Vgl. a.a.O., Bd.4, Bl.107.

51 Vgl. Pollock an Fuchs, 23.11.1925, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.150/151.

52 Vgl. a.a.O., Bd.4, Bl.151.

vielversprechenden Entwicklung des Berliner Archivs wurde dieser Entschluß zwar außerordentlich bedauert, jedoch wollte man unter allen Umständen vermeiden, in den politischen Kampf hineingezogen zu werden. Es bleibe nichts anderes übrig, als ,,diesen Knoten zu durchhauen" und durch Auflösung des Archivs für die Zukunft jede Komplikation auszuschließen.[53]

Auch bei der Auflösung des Archivs achtete die Gesellschaft für Sozialforschung peinlich darauf, Distanz zur KPD zu wahren. Die Geschäftsräume sollten zwar bestmöglich verwertet, allerdings keinesfalls an die KPD abgegeben werden.[54] Schwierigkeiten gab es mit den von der KPD erworbenen Beständen. Die Gesellschaft für Sozialforschung wollte wegen der übernommenen Verpflichtungen (besonders was die Benutzung der Bibliothek durch KPD-Abgeordnete anbelangte) nicht in Konflikt mit der KPD geraten und war deshalb bereit, sämtliche Stücke unentgeltlich zurückzugeben, die in der Frankfurter Bibliothek bereits vorhanden waren. Ferner könnte Archivmaterial, auf das die KPD besonderen Wert lege und das in Frankfurt in absehbarer Zeit doch nicht bearbeitet werden könne, gegen Entschädigung überlassen werden.[55] Trotz dieses kulanten Angebots war Wilhelm Pieck über den Abtransport der Materialien nach Frankfurt verärgert und stellte in Aussicht, die Bibliothek eventuell wieder zurückzukaufen.[56] Schließlich akzeptierte er jedoch unter der Bedingung, ,,daß die Bibliothek wenigstens in Frankfurt den kommunistischen Abgeordneten und den Beauftragten des ZK zur Verfügung steht."[57]

Mit der Auflösung des Archivs war die Angelegenheit jedoch keinesfalls erledigt. Am 24. November 1925 schrieb Untersuchungsrichter Vogt an den Oberreichsanwalt beim Reichsgericht Leipzig, es sei weiter aufzuklären, ,,ob das Archiv tatsächlich das Zentralarchiv der KPD darstellt, in welchen Beziehungen es zu dem Frankfurter Institut steht und ob die in dem Archiv für die KPD geleisteten Arbeiten im Auftrage der Parteizentrale und mit Wissen der Archivleitung angefertigt sind oder nicht."[58] Wenn auch nicht zu leugnen war, daß die Archivangestellten Arbeiten im Auftrage und für die KPD erledigt hatten, so waren die verfaßten Schreiben ihrem Inhalt nach harmlos. Sie betrafen z. B. Fragen der Stadtverordnetenwahl, Materialien zu Parteikonferenzen und ähnliches. Eine illegale Tätigkeit oder gar die Vorbereitung zum Hochverrat konnte aus ihnen nicht abgeleitet werden. Zu diesem Schluß mußte schließlich auch der Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik in seiner nichtöffentlichen Sitzung am 11. März 1926 gelangen. Mit einem deutlich bedauernden Unterton mußte er zugestehen, daß das Beweismaterial ,,doch nicht völlig ausreichend" erscheine, um eine illegale Tätigkeit der Angeschuldigten beweisen zu können. Dennoch wurde in der Urteilsbegründung nochmals betont, daß der Verdacht ,,außerordentlich" naheliege, daß im Sozialwissenschaftlichen Archiv auch Tätigkeiten entfaltet wurden, die die von der KPD verfolgten illegalen Ziele fördern sollten.[59] Das Verfahren gegen ,,Fuchs und Genossen" wurde eingestellt.

53 Vgl. Pollock an Fuchs, 23.11.1925 (Abschrift), in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.152–154.
54 Vgl. a.a.O., Bd.4, Bl.152.
55 Vgl. a.a.O., Bl.152/153.
56 Vgl. Pieck an Fuchs, 8.12.1925, in: IfGA/ZPA, NL 36/518, Bl.158.
57 Vgl. Pieck an Fuchs, 22.12.1925, in: a.a.O., Bl.161.
58 Vgl. Vogt an ORA, 24.11.1925, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.157.
59 Vgl. BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.9, Bl.2–5.

Die beschlagnahmten Dokumente behielten die Justizorgane jedoch ein. Auf wiederholte Aufforderungen des Vertreters der Gesellschaft für Sozialforschung, Rechtsanwalt Cohn, nun nach Beendigung des Verfahrens doch endlich die Materialien freizugeben, beschied der Oberreichsanwalt stets ablehnend. Man benötige die Unterlagen noch für weitere Verfahren. Der letzte Vermerk in dieser Sache stammt vom 4. September 1931: ,,Ein weiterer Antrag auf Herausgabe des beschlagnahmten Materials kann abgewartet werden."[60]

Das Institut für Sozialforschung — von der KPD unterwandert?

Die Berliner Verhältnisse schienen zu bestätigen, was Kritiker des Frankfurter Instituts schon früher behauptet hatten, nämlich den parteipolitischen Mißbrauch des Instituts für Sozialforschung und seiner Einrichtungen.

Zu einem ersten Konflikt kam es, als die Gesellschaft für Sozialforschung 1924 durch ihre Vorsitzenden Felix Weil und Friedrich Pollock den Antrag stellte, an das Institut eine ,,Marx-Engels-Archiv-Verlagsgesellschaft" anzugliedern. In diesem Verlag sollte die Zeitschrift ,,Marx-Engels-Archiv" sowie die erste kritische Gesamtausgabe der Marx-Engels-Werke erscheinen.[61] Der Rektor der Frankfurter Universität verwies auf den ,,parteipolitischen Namen" des Verlags, der mit den Aufgaben eines Universitätsinstituts gänzlich unvereinbar sei. Der Antrag der Gesellschaft für Sozialforschung verstoße gegen die Universitätssatzung, nach der die Frankfurter Universität frei von ,,Einseitgkeit und unabhängig von Parteien" zu lehren habe.[62] Pollock und Weil zogen den Antrag zurück, richteten dann aber doch unter stillschweigender Duldung des Kultusministeriums die Verlagsgesellschaft in den Institutsräumen ein.[63]

Die Berliner Durchsuchungsaktion im Sozialwissenschaftlichen Archiv im Oktober 1925 zog auch eine Überprüfung der in Frankfurt tätigen Personen durch die politische Polizei nach sich. Vogt hatte am 20. Oktober 1925 beim Polizeipräsidenten in Berlin um Informationen zur politischen Tätigkeit der verhafteten Archivangestellten sowie der Frankfurter Mitarbeiter des Instituts gebeten.[64] Am 21. November des Jahres präsentierte die Berliner Behörde erste Ergebnisse ihrer Ermittlungen: Friedrich Pollock habe nach Mitteilung des Münchner Polizeipräsidiums vom 10. Oktober 1920 während des Münchner ,,Umsturzes" 1919 rege Beziehungen zum Kommunistenführer Karl Römer unterhalten und habe außerdem unter dem Namen ,,Fritz Rössler" erhebliche Geldbeträge ,,russischer Sendlinge" an die Führer der Münchner Umsturzbewegung vermittelt.[65] Die Münchner Polizeidirektion übermittelte Vogt am 17. Dezember 1925 außerdem, Pollock und Max Horkheimer seien nach dem Sturz der Münchner Räteregierung mit dem Wiederaufbau der Kommunistischen Partei betraut gewesen und hätten zu diesem Zweck in ihrer Wohnung eine Art Parteibüro mit Schreibkräften

60 Vgl. BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.9, Bl.30. Zu den diversen Schreiben Cohns vgl. a.a.O., Bl.14ff. Die beschlagnahmten Materialien bestanden nicht nur aus den erwähnten KPD-Korrespondenzen und -Schreiben, sondern auch aus gesammeltem Archivmaterial u.a. aus der englischen Arbeiterbewegung, besonders der kommunistischen ,,Minority Movement"; die Materialien befinden sich in BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.16 und Bd.18. Zur ,,Minority Movement" vgl. auch IfGA/ZPA V SUF/529–532; vgl. auch Detlev Brunner, Bestandsverzeichnis zur Geschichte der Gewerkschaftsbewegung, a.a.O., bes. Bestandsnr. 767–770.

61 Vgl. dazu Ulrike Migdal, a.a.O., S.98ff und S.105.

62 Vgl. Schreiben des Rektors an das Universitätskuratorium vom 10.12.1924, zitiert nach Ulrike Migdal, a.a.O., S.100.

63 Vgl. dazu Paul Kluke, a.a.O., S.500f. und Ulrike Migdal, a.a.O., S.105.

64 Vgl. Vogt an Polizeipräsidenten Berlin, Abt. I A, 20.10.1925, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.78.

65 Vgl. Polizeipräsidium Berlin, Abt. I A an Vogt, 21.11.1925, in: a.a.O., Bd.4, Bl.137.

unterhalten.[66] Pollock und Horkheimer hatten schon in einer Vernehmung am 21.12.1920 all diese Vorwürfe abgestritten,[67] Pollock bestritt diese Behauptungen auch in seiner Vernehmung vom 15.12.1925 durch Vogt in Frankfurt.[68] Auch der Bibliothekar am Frankfurter Institut, Karl Huber, bestätigte: ,,Ich glaube sicher zu wissen, daß er [Pollock] keiner Partei angehört."[69] Anders äußerte sich Huber über Felix Weil, der sich zur Zeit der Untersuchungen in Buenos Aires aufhielt, um sich um die dortigen Geschäfte seines Vaters zu kümmern. Weil sei, so Huber, ,,früher sicher Kommunist gewesen". Dafür spreche auch seine Dissertation, die er über Sozialisierung geschrieben habe. Später habe sich Weil in seinen Anschauungen wohl etwas gemäßigt.[70] Die Frankfurter Polizei wußte am 15.12.1925 über Weils politische Vergangenheit, daß er in der Revolutionszeit in Tübingen eine ,,politische, aufreizende Rede" gehalten habe. Am 16.12.1925 lieferten die Frankfurter Polizeibehörden noch folgende Informationen nach: Weil sei laut Bericht des Württembergischen Landespolizeiamtes vom 1.11.1919 eingeschriebenes Mitglied der KPD, sei am 24.10.1919 aus Württemberg und am 25.11.1919 aus Preußen ausgewiesen worden.[71] Von Interesse fanden die Behörden auch, daß Weil seine Ehefrau durch Clara Zetkin kennengelernt habe.[72] Auch bei anderen Mitarbeitern bzw. Studenten des Instituts war eine KPD-Mitgliedschaft nachweisbar, so bei Karl August Wittfogel (KP-Mitglied seit 1920), der durch seine Frau Rose Wittfogel, Hauptbibliothekarin des Instituts, zum Institut Kontakt bekam und dort seit 1925 beschäftigt war, ebenso bei Franz Borkenau (KP-Mitglied seit 1921)[73] und bei Richard Sorge (KP-Mitglied seit 1919). Sorge hatte als Assistent des verstorbenen Prof. Gerlach Verbindung zum Institut gewonnen und bis 1925 in der Institutsbibliothek gearbeitet. Wie Sorge 1944 nach seiner Enttarnung als Sowjetagent in Japan aussagte, hatte er, ähnlich wie jene Angestellten des Berliner Archivs, das Institut für Parteizwecke genutzt, indem er Propagandamaterial bzw. die Parteikasse entweder in seinem Büro oder in der Bibliothek des Instituts versteckt hatte.[74]

Eduard Fuchs war, wenngleich er in seiner Vernehmung am 20. November 1925 jegliche Parteizugehörigkeit leugnete, Gründungsmitglied der KPD und nach dem Ausschluß aus der KPD als sog. ,,Rechter" wichtiger Finanzier der KPO.[75]

Es traf also durchaus zu, daß ein großer Teil des Instituts- und Archivpersonals in der KPD organisiert war. Die Gesellschaft für Sozialforschung legte, wie gezeigt wurde, (vielleicht gerade deshalb) großen Wert darauf, das Institut aus der Parteipolitik herauszuhalten. Die Schließung des Berliner Archivs war ein nicht geringer Preis für diese Bemühungen. Für die politische Polizei war jedoch die KP-Mitgliedschaft allein Grund genug, weitreichende

66 Vgl. Polizeidirektion München an Vogt, 17.12.1925, in: a.a.O., Bd.12, Bl.66/67.
67 Vgl. a.a.O., Bl.66.
68 Vgl. Vernehmungsprotokoll vom 15.12.1925, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.12, Bl.30.
69 Vgl. a.a.O., Bl.31.
70 Vgl. ebda.
71 Vgl. P. St. Frankfurt a.M., 15.12.1925: ,,Betr. Ermittlungen über Dr. Felix Weil", in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.12, Bl.21/22; ,,Auszug aus den Akten des Polizeipräsidiums Frankfurt a. M. betr. Felix Weil, . . .", in: a.a.O., Bl.40.
72 Vgl. P. St. Frankfurt a.M. an Vogt, 23.12.1925, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.12, Bl.82/83.
73 Wittfogel (1896–1988) hatte 1928 bei Carl Grünberg zum Dr. phil. promoviert. Zu Wittfogel vgl. Ulrike Migdal, a.a.O., S.83ff; Biographisches Handbuch . . ., a.a.O., Bd.2, S.1253; zu Borkenau (1900–1957), der ab 1929 im Rahmen eines Forschungsauftrages am Institut arbeitete, vgl. Ulrike Migdal, a.a.O., S.104; Biographisches Handbuch . . ., a.a.O., Bd.1, S.80.
74 Vgl. Ulrike Migdal, a.a.O., S.92f.; Paul Kluke, a.a.O., S.510.
75 Vgl. BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.4, Bl.134; Thomas Huonker, Revolution . . ., a.a.O., S.153ff und S.191ff; Hartmut Pätzke, Eduard Fuchs, a.a.O., S.11ff und Ulrich Weitz, Salonkultur . . ., a.a.O., S.406ff und S.419f.

Verdächtigungen anzustellen. Dabei spielte es gar keine Rolle, ob eine Parteimitgliedschaft wirklich festzustellen war. So kam die Abteilung I A der Berliner Polizei in einem Bericht vom 30.11.1925 über die Archivangestellte Valentine Adler zu dem Ergebnis: ,,Frau Dr. Adler ist in der kommunistischen Bewegung tätig. Jedoch haben die Ermittlungen bisher nur ergeben, daß sie im sozialwissenschaftlichen Archiv tätig war." Den Behörden reichte schon aus, daß Frau Adler mit einem Mitarbeiter der russischen Handelsvertretung, ,,Julius Sass oder Schasch", verheiratet war.[76] Ähnlich verfuhren die Frankfurter Polizeibehörden im Falle von Henryk Grossmann, der von Grünberg Anfang 1926 als Assistent an das Institut berufen wurde. Der Frankfurter Polizeipräsident behauptete in einem Schreiben vom 7. April 1926 an den Oberpräsidenten in Kassel, es sei einwandfrei festgestellt worden, daß Grünbergs bisherige Assistenten, Pollock und Weil, ,,sowie sämtliche Mitarbeiter in dem Institut Kommunisten" seien. Auch Grünberg selbst sympathisiere mit linksradikalen Kreisen und unterstütze besonders Studenten, die in der kommunistischen Bewegung aktiv seien. Es sei deshalb anzunehmen, daß Grossmann, ,,den gleichen Bestrebungen huldigt und gerade deshalb von Prof. Grünberg protegiert" werde.[77] Im selben Schreiben wurde, obwohl zwischenzeitlich das Verfahren gegen ,,Fuchs und Genossen" eingestellt worden war, noch einmal behauptet, daß Weil und Pollock in ihrer Eigenschaft als Vorsitzende der Gesellschaft für Sozialforschung Beziehungen zu der Zentrale der KPD in Berlin besäßen. Dies habe die KPD veranlaßt, ,,ihr sozialwissenschaftliches Archiv in Berlin Kochstr. 73 (Zentral-Archiv der KPD) als Tochtergesellschaft des hiesigen Instituts für Sozialforschung zu bezeichnen."[78]
Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurden jene Behauptungen bereitwillig aufgenommen.
Am 13. März 1933 drang die Frankfurter Kriminalpolizei, Abteilung I A, in die Räume des Instituts, Victoria-Allee 17, ein und versiegelte sie. Am 30. März 1933 bat das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung den Oberreichsanwalt um Übersendung der Akten betr. ,,Fuchs und Genossen". Bei den Ermittlungen über das Institut für Sozialforschung sei man auf Geheimakten des Frankfurter Polizeipräsidenten gestoßen. Aus diesen Unterlagen gehe hervor, daß bereits 1925/26 eine Voruntersuchung stattgefunden habe, um klarzustellen, ob zwischen dem Frankfurter Institut und dem ,,Sozialwissenschaftlichen Archiv, Berlin, Kochstr. 73 (Zentrale der KPD)"[!] Beziehungen bestanden hätten.[79]
Am 26. Mai 1933 wurde das Gebäude einschließlich Inventar auf Grund des ,,Gesetzes über die Enteignung kommunistischen Eigentums" zugunsten des Landes Preußen enteignet. Neuer Hausherr war nun das Preußische Kultusministerium.[80]

76 Vgl. BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.17, Bl.2.
77 Polizeipräsident Frankfurt a.M. an den Oberpräsidenten in Kassel, 7.4.1926, zitiert nach Ulrike Migdal, a.a.O., S.103f. Henryk Grossmann (1881–1950) war Mitbegründer der jüdischen Sozialdemokratischen Partei in Galizien gewesen, seit 1908 Dr. jur., lehrte 1922–1925 Ökonomie an der Freien Polnischen Universität in Warschau, 1927 Habilitation; vgl. Biographisches Handbuch . . ., a.a.O., Bd.2, S.422.
78 Vgl. Ulrike Migdal, a.a.O., S.104. Migdal folgt unkritisch den Versionen der politischen Polizei bzw. des Kurators Gerlach in einem Schreiben an das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 14.12.1925, wenn sie schreibt, Pollocks und Weils Beziehungen zur KPD seien Anfang Dezember 1925 ,,aufgedeckt" worden, vgl. a.a.O., S.102. Jene sogen. Beziehungen konnten eben nicht ,,aufgedeckt" werden, da nichts aufzudecken war!
79 Vgl. Preußisches Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung an den ORA, 30.3.1933, in: BArch Potsdam, ORA/RG 14 a J 296/25, Bd.9, Bl.32.
80 Vgl. dazu Wolfgang Schivelbusch, Intellektuellendämmerung. Zur Lage der Frankfurter Intelligenz in den zwanziger Jahren, Frankfurt a. M. 1982, S.94 und S.101f.

Bestandsgeschichte nach 1933

In den folgenden Monaten und Jahren nutzten NS-Studentenschaft und Staatspolizei das Gebäude des Instituts. Die Bibliothek wurde des öfteren von der Polizei aufgesucht — eine Tatsache, die den Direktor der Gesamtverwaltung der Frankfurter Bibliotheken, Richard Oehler, veranlaßte, sich in einem Schreiben an das Kuratorium vom 14. Dezember 1934 über das Verhalten der Polizei zu beklagen. Am 12. Dezember seien wiederum ,,irgendwelche Leute aus dem Polizeipräsidium" in die Räume eingedrungen und hätten Bücher, ,,anscheinend Romane", mitgeschleppt. In einem weiteren Schreiben vom 15. März 1935 bat er darum, daß nach mittlerweile zwei Jahren ,,eine Entscheidung über diese wertvollen Bücherbestände herbeigeführt wird".[81] Am 27.5.1935 endlich erhielt Oehler als Repräsentant der Universität die Schlüssel zu den Bibliotheks- und Archivräumen. Oehler stellte für die Inventarisierung eine wissenschaftliche Hilfskraft, Hans W. Geisler ein, der am 1. Juli 1935 seinen Dienst antrat.

In seinem Abschlußbericht vom 15. Juli 1936 schrieb Geisler über die insgesamt 1.730 Archivmappen, die er durchgearbeitet hatte: ,,Die Materialien umfassen in länder- und sachgruppenweiser Anordnung eine Fülle von Flugschriften, Programmen, Wahlaufrufen und Plakaten, Denkschriften, Jahresberichten usw. der verschiedensten wirtschaftlichen und politischen Organisationen, von Berufsverbänden, Handelskammern usw. des In- und Auslandes, sie können als eine reiche Fundgrube von Veröffentlichungen gelten, die im allgemeinen in Bibliotheken überhaupt nicht, in Archiven in solcher Reichhaltigkeit wohl nur ausnahmsweise zu finden sein werden."[82] Geisler hatte trotz seiner Begeisterung die Aufgabe zu erfüllen, ,,Zersetzendes" von ,,Einwandfreiem" zu trennen. Obwohl er gegenüber einem Auseinanderreißen der Bestände Zweifel äußerte, kam er schließlich zum Ergebnis, daß ein Drittel des Materials als ,,zersetzend" einzustufen, der Rest dagegen ,,einwandfrei" sei.[83]

Am 30.10.1936 entschied das Kultusministerium, die ,,zersetzenden" Bestände der Preußischen Staatsbibliothek zu übergeben. Dort bestand der Plan, eine Zentralbibliothek für ,,zersetzendes" Schrifttum einzurichten. Im Januar 1937 wurden die Materialien (Bibliotheks- und Archivbestände), verpackt in 418 Pakete, auf Lastwagen nach Berlin geschafft und dort am Freitag, den 8. Januar 1937 bei der Staatsbibliothek abgeladen und in ,,einem naheliegenden Keller abgestellt".[84] Die politisch unbedenklichen Bestände der Bibliothek wurden unter den Institutsbibliotheken der Frankfurter Universität aufgeteilt.[85] Die eigentlichen Institutsakten übernahm das Reichsarchiv, Zweigstelle Frankfurt. Schivelbusch erwähnt ferner 930 ,,Materialmappen", die wahrscheinlich zum Archiv des Instituts gehört hätten und bei der Aufteilung von Bibliothek und Archiv ,,übrig geblieben" seien. Da Oehler daran nicht interessiert war, habe das Archiv der NSDAP-Gauleitung die Mappen erhalten, denn: ,,Die Stücke sind nicht eigentlich Bibliotheksgut und können zweifellos im Archiv der Gauleitung wirklich ausgewertet werden."[86]

81 Zitiert nach Wolfgang Schivelbusch, a.a.O., S.102.
82 A.a.O., S.103f.
83 Vgl. a.a.O., S.104.
84 So der Bericht des Transportbegleiters cand. phil. Hermann Schmitt, an Oehler am 13.1.1937, zitiert nach Wolfgang Schivelbusch, a.a.O., S.105; zur Übernahme der Bestände durch die Staatsbibliothek vgl. auch Werner Schochow, Die Preußische Staatsbibliothek 1918–1945, Köln und Wien 1989, S.43; Schochow verweist als Quelle auf die monatlichen Mitteilungen ,,Unsere Staatsbibliothek", Nr.5 (April 1939), S.2, in denen die Übernahme ,,sehr knapp, fast verstohlen" vermerkt worden sei.
85 Vgl. Wolfgang Schivelbusch, a.a.O., S.106.
86 A.a.O., S.107.

Nach 1945 wurden jene Bestände, die die Frankfurter Universitätsinstitute 1937 „übernommen" hatten, an das neu gegründete Institut für Sozialforschung zurückgegebenen. Das Schicksal der restlichen Bestände sei, so Schivelbusch, im Dunkeln geblieben. Dies gelte für die 930 Mappen des Gauarchivs ebenso wie für jene Akten, die ans Reichsarchiv gegangen seien.[87]

Die in der Berliner Staatsbibliothek gelagerten Bestände waren einem Bericht der Leitstelle der Staatsbibliothek vom 5. Juli 1944 zufolge noch unbearbeitet eingelagert. Sie sollten zusammen mit anderen unbearbeiteten Beständen, z. B. der Bibliothek des Preußischen Statistischen Landesamtes, in einem Transport nach Phillipstal an der Werra verbracht und dort in einer Schachtanlage des Kaliwerks Hattorf ausgelagert werden.[88] Diese Auslagerung wurde nicht mehr durchgeführt. Einem Schreiben der Nachfolgerin der Preußischen Staatsbibliothek, der „Öffentlichen Wissenschaftlichen Bibliothek, vormals Staatsbibliohek Berlin" an das Frankfurter Universitäts-Kuratorium vom 10.5.1947 zufolge waren „Teilbestände der Bibliothek für Sozialforschung [. . .] in den vergangenen Jahren hier eingelagert worden. Da es sich nach nazistischer Auffassung um verbotene Literatur handelte, wurden die Bände im Keller deponiert. Diese Keller wurden dann jedoch während der Kampftage von SS-Formationen als Aufenthaltsräume benutzt, so daß über den einmal hier eingelagerten Bestand nichts mehr ausgesagt werden kann."[89]

Wie die Restbestände des Frankfurter Archivs in das Berliner Zentrale Parteiarchiv gelangten, ist unklar. Im ZPA selbst sind zu jenen Vorgängen der unmittelbaren Nachkriegszeit keine Unterlagen mehr vorhanden. Zu vermuten wäre, daß die KPD nach dem Zweiten Weltkrieg gerade unter Hinweis darauf, daß ja ein Teil der Bestände aus der früheren KPD-Bibliothek stammte, einen Besitzanspruch geltend gemacht hatte. Auch befanden sich unter den sogenannten zersetzenden Schriften vielfach KPD-Materialien, die einen solchen Anspruch noch unterstreichen konnten. Die entsprechenden Jahresberichte der Ost-Berliner Staatsbibliothek bzw. der Westdeutschen Bibliothek Marburg geben über das Schicksal jener Bestände keine Auskunft.[90]

87 Vgl. Wolfgang Schivelbusch, a.a.O., S.109. Vgl. auch oben Anm. 11.
88 Vgl. Preußische Staatsbibliothek, Leitstelle, 5.7.1944, gez. Poewe, in: GStA, I. HA, Rep. 76/1251, Bl.123–125.
89 Zitiert nach Wolfgang Schivelbusch, a.a.O., S.109f.
90 Vgl. Zehnjahresbericht der Deutschen Staatsbibliothek, 1946–1955, Berlin [DDR] 1956; Westdeutsche Bibliothek (Sammlungen der ehem. Preußischen Staatsbibliothek), Aufbau und Entwicklung 1946–1949, Marburg/Lahn 1950.

CAUSA FINITA ODER VON PARIS DAZULERNEN? ÜBERLEGUNGEN ZU EINER KRITISCHEN GESAMTAUSGABE DER ,,GEFÄNGNISHEFTE" ANTONIO GRAMSCIS*

Von Christian Riechers

Wenn Klassiker-Editionen anstehen, vermindert sich für kurze Zeit unsere alltägliche Indifferenz gegenüber dem Geschriebenen allgemein. Unsere Aufmerksamkeit mag sich noch steigern, wenn Klassiker anderer Sprache uns adäquat übersetzt nahegebracht werden sollen. Zum Übersetzen reicht ja nicht aus, ehrlicher Makler sein zu wollen; Übersetzer stehen immer unter dem Verdacht, Verräter am zu Übersetzenden zu werden. Traduttore — traditore, Übersetzer — Verräter, heißt es eingängig in der Sprache Antonio Gramscis, eines italienischen Klassikers, von dem der erste Band seiner ins Deutsche übersetzten ,,Gefängnishefte" hier zu besprechen ist. Das größere Vorhaben der auf zehn Bände berechneten Edition lädt ein zu notwendigen Überlegungen, die über den unmittelbaren Anlaß, die Besprechung eines einzelnen Buches, hinausgehen; daher die Hinweise auf jüngst erschienene Gramsci-Literatur in Italien sowie auf die wertvolle französische Gramsci-Edition von Robert Paris.

Vor fast drei Jahrzehnten — allenthalben wurde ,,entstalinisiert", allen voran war die italienische KP — berichtete der Rezensent Wolf Haug, einem der jetzigen Herausgeber der deutschen Ausgabe der ,,Gefängnishefte", begeistert von seiner Gramsci-Lektüre, agitierte ihn geradezu; heute, dem Gramscismus fern, muß er sich den Spätfolgen stellen. Seiner Mühen mit Gramsci weitgehend ledig, befürchtet er, Haug habe sie noch vor sich: ,,Hier wird nun der ganze Kuchen aufgetischt, nicht nur die Rosinen", schreibt dieser und kündigt damit die ,,deutsche Gesamt-Ausgabe der Gefängnishefte" an (S.12).

Seit mehr als zehn Jahren wurde periodisch ihr Erscheinen als unmittelbar bevorstehend angekündigt, wurden renommierte Verlage genannt und Herausgebergremien, die nicht mit dem jetzigen (Wolfgang Fritz Haug, Berlin; Klaus Bochmann, Leipzig) identisch sind. Eine zügige ,,deutsch-deutsche" Zusammenarbeit und unversehens erschien der erste Band; neben beiden Herausgebern waren weitere Übersetzer aus Ost und West beteiligt. Mit Probeübersetzungen, Gegenlesen u.a. mehr (vgl. Editorische Vorbemerkung, S.15) ist eine bemerkenswerte Gruppenleistung zustandegekommen, die doch den einzelnen die Verantwortung für jeweils individuell Übersetztes beläßt (kenntlich gemacht im ,,Titelverzeichnis der Paragraphen"; S. A 91ff).

Die Initiative ist erfreulich, fortan werden mehr Interessierte als bisher mit dem als ,,Marxismus der Moderne" gepriesenen Denken Gramscis sich beschäftigen können. Solange nur Auswahlbände vorlagen, hatten die Parteigänger Gramscis es leicht, auf das an Auswahl und Übersetzung Unzureichende hinzuweisen; je mehr ,,Kuchen", desto schwieriger nunmehr die

* Sammelrezension von:
GRAMSCI, Antonio: Gefängnishefte Bd.1. Hrsg. von Klaus BOCHMANN, mit einem Vorwort von Wolfgang Fritz HAUG (= Kritische Gesamtausgabe auf Grundlage der von Valentino GERRATANA im Auftrag des Gramsci-Instituts besorgten Edition). — Hamburg: Argument Verlag 1991. 194 S. und 94 S. kritischer Apparat.
Bibliografia gramsciana 1922–1988. Hrsg. von John M. CAMMETT, Vorwort von Nicola BADALONI (= Annali 1989 Fondazione Istituto Gramsci). — Roma: Editori Riuniti 1991. 457 S.
SRAFFA, Piero: Lettere a Tania per Gramsci. Hrsg. und eingel. von Valentino GERRATANA. — Roma: Editori Riuniti 1991. 274 S.
GRAMSCI, Antonio: Cahiers de prison. Cahiers 6, 7, 8, 9. Avant-propos, notices et notes de Robert PARIS. — Paris: Editions Gallimard 1983. 770 S.
GRAMSCI, Antonio: Cahiers de prison. Cahiers 14, 15, 16, 17, 18. Avant-propos, notices et notes de Robert PARIS. — Paris: Editions Gallimard 1990. 424 S.

Hagiographie. Möge, was Gesamtausgabe sein soll, nicht auf der Strecke bleiben! Torsi von gut geplanten Gesamtausgaben gibt es die Menge. Nicht immer ist es angeraten, mit Seite eins einer anderssprachig vorliegenden Gesamtausgabe zu beginnen wie hier. Umsicht geböte, aus einem Gesamtwerk zunächst das Charakteristische auszuwählen, es könnte ja auf lange Zeit nichts mehr veröffentlicht werden. Eine derartige (Erst-)Auswahl aus dem Werk Gramscis wäre bei voller Respektierung der philologisch-kritischen italienischen Ausgabe von Valentino Gerratana möglich. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Der ,,ganze Kuchen" Haugs ist mitnichten schon der ganze Gramsci: ,,Die beste Propädeutik zu diesen Heften liegt in der Lektüre der ‚Briefe aus dem Gefängnis'" (Robert Paris), denn sie setzen uns in den Stand, die ,,allmähliche Verfertigung der Gedanken" — beim Briefeschreiben parallel zu den Heftaufzeichnungen zur Kenntnis zu nehmen. Die Briefe liegen seit 1965 in einer mustergültigen italienischen Edition vor und wurden deshalb in Italien nicht eigens einer Ausgabe sämtlicher Schriften der Haftzeit zugeordnet. Dies ist unbedingt notwendig gegenüber einem Lesepublikum wie dem deutschsprachigen; beide Herausgeber versäumen leider jeden Hinweis darauf. Unverzichtbar gehören die Gefängnisbriefe zum ,,ganzen Kuchen" — und Gramscis ,,Brot der frühen Jahre"? Wieder kein Hinweis. Es sind dies die journalistischen Arbeiten der Jahre 1914–22, 1924–26, die letzteren zuzuordnenden parteiamtlichen Verlautbarungen und Programme des ,,Bolschewisierers" Gramsci, die den im Theoretiker der Gefängnisperiode fortlebenden Politiker in seiner Entwicklung innerhalb seiner, auch selbstgesetzten, Schranken erkennbar machen — bei näheren Hinsehen eher ein heterodoxer Gründervater ,,realsozialistischer" Ideologie denn ihr Überwinder.

Deutsche Übersetzungen einer Reihe dieser Texte gibt es, nur werden viele der heute noch greifbaren häufig in gemäßigt stalinoleninistischer Manier erläutert; das erschwert den Blick auf sehr diffizile Zusammenhänge. Noch immer mustergültig in Auswahl und Kommentierung bleibt die französische Ausgabe der politischen Schriften Gramscis (,,Écrits politiques") die Robert Paris besorgt hat. Vor Jahren wurde bereits in der IWK darauf verwiesen [vgl. Christian Riechers, Antonio Gramsci: ultramontan, in: IWK, Jg.19 (1983), H.3, S.397–410, hier: S.404].

Die ,,Chronologie des Lebens von Antonio Gramsci" (S.47–65 dieser deutschen Ausgabe), 1965 zuerst veröffentlicht (Antonio Gramsci, ,,Lettere dal carcere". A cura di Sergio Caprioglio e Elsa Fubini. Torino: Einaudi editore 1965, S.XXI–XLVIII), nur unwesentlich ergänzt in der Edition der ,,Quaderni del carcere" 1975, berücksichtigt nicht spätere Forschungen über Gramsci und die Geschichte der italienischen KP. Gerratana unterstreicht in seiner Einleitung (S.22) die Unbekanntheit Gramscis (zu seinen Lebzeiten) innerhalb seiner eigenen Partei, doch laut Haug (S.7) soll er ,,einer der bedeutendsten Führer des revolutionären Flügels der modernen Arbeiterbewegung" gewesen sein. Erwirbt man Führerschaft post mortem, ist anachronistisches Nachholenwollen der bürgerlichen Revolution in einem von bürgerlicher Herrschaft verschiedener Formen durch und durch geprägten Land Ausweis der Zugehörigkeit zum revolutionären Flügel? Seit langem hat sich eine Schere aufgetan zwischen den historischen Forschungen und den Legendenbildungen um Gramsci; dem Publikum kommt zu letzteren immer mehr die Bereitschaft zur Gutgläubigkeit abhanden, freilich ohne daß die zu kritischer Kenntnisnahme umgekehrt unbedingt zunehmen müßte.

Die Übersetzungsschwierigkeiten spezifischer Termini Gramscis werden erläutert (S.18f.) und die meisten der vorgeschlagenen Lösungen leuchten ein. Nur ,,società civile", (laut Marx Einleitung zur Kritik der Politischen Ökonomie ,,bürgerlicher Gesellschaft") soll nun partout

,,Zivilgesellschaft" heißen. Warum nicht den wenig trostspendenden Terminus ,,bürgerliche Gesellschaft" weiter verwenden? Ungeschützt gesteht der Rezensent, daß er dies aus reiner Abwehr weiter tun wird. Die erklärten Gramscianer scheinen in die, aus der Not intellektueller Isoliertheit resultierenden démarches de pensée ihres Meisters hineinzugeheimnissen, was beim besten Willen nicht herauszulesen ist. Was die Theorie betrifft, hat der Rezensent dafür kein Verständnis, wohl aber für die massenpsychologischen Konditionierungen intellektueller Produktion; daß nämlich ,,Zivilgesellschaft" eine Art Deleuze-Guattarische ,,Wunschmaschine" geworden ist: Äußerlich veränderte, in ihrem Wesen identisch gebliebene Verhältnisse (immer noch ist ,,die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Ökonomie zu suchen") möchten zum Besseren sich wenden, sich entmilitarisieren, humanere Aspekte sich abgewinnen lassen. Ein neues credo quia absurdum est? (Vgl. auch Reinhard Bendix, ,,Staat, Legitimierung, ‚Zivilgesellschaft'", in: Berliner Journal für Soziologie, H.1/1991, S.7).

Viele Anhänger gegenwärtig virulenter zivilgesellschaftlicher Diesseitsreligionen eint, daß sie Gramsci verehren, einem Heiligen traditioneller Religionen nicht unähnlich. Stark hagiographische Tendenzen der Gramsci-Literatur beweisen: Zu reiner Erbauung läßt er sich gewiß auch lesen. Ihm kongenial hingegen, nämlich kritisch-zweiflerisch, ist das nur möglich mit Hilfe eines verläßlichen wissenschaftlichen Apparats. Der von Gerratana, in diesem Band unverändert übernommen, soll auch für die folgenden Bände ausreichen. Wie wenig angemessen, tm nicht zu sagen unglücklich, diese Lösung ist, können auch die Herausgeber nicht verhehlen: ,,Viele Sacherklärungen, die vor allem der mit der italienischen Geschichte und Kultur nicht vertraute Leser vermißt, bleibt er uns schuldig. Diese Lücke unsererseits auszufülldn, hätte bedeutet, die Ausgabe über die Maßen aufzublähen, worunter für ihre Handhabbarkeit nichts gewonnen worden wäre. Der an den betreffenden Fakten interessierte Leser wird daher zu Sachlexika greifen müssen" (S.20). Eine Chuzpe erlesener Art soll sich eine DFG-Kommission geleistet haben, die dieser Gramsci-Ausgabe einen Zuschuß verweigerte: ,,Wer sich für Gramsci interessiere, solle ihn eben auf italienisch lesen" (S.12). Dieser aparten Logik haben wohl auch die Herausgeber nicht ganz entraten können. Wo finden interessierte Leser Sachlexika, wann haben Sie hinreichende Italienischkenntnisse erworben, diese zu lesen, wieviel länger als eine Zehntagewanderung durch die Toscana dauert es, mit den Seiten italienischer Geschichte und Kultur vertraut zu werden, die ihnen den Zugang zu Gramsci öffnen? Gramsci richtig zu lesen mutet schon Lesern nicht wenig zu, die mit seinen Texten bereits eine gewisse Vertrautheit erworben zu haben glauben. Wer über einige Jahre hinweg recherchiert hat, wo welche Passagen der von Gramsci nur genannten, aber nicht wörtlich zitierten Autoren stehen, weiß das. Noch immer stößt er auf Konstellationen in den Texten, wo rein philologisches Vorgehen vergebens ist, wohl aber geduldiges Studium wenig erforschten historischen Terrains, etwa der frühen Komintern bis 1926, zu überraschenden Erkenntnissen verhelfen kann — wenn einen das pedantisch-nützliche Institut periodischer ,,Wiedervorlage" nicht geniert.

Das Fehlen eines, dem Arno-Schmidt-Dechiffriersyndikat analogen, internationalen Unternehmens für Gramsci wurde schon vor Zeiten bedauert, immerhin gleichzeitig darauf hingewiesen, daß — unvereinigt — Einzelne dergleichen in verschiedenen Ländern gleichzeitig betrieben haben (vgl. IWK, Jg.19 (1983), H.3, S.403). Sind sie, deren ,,kritische Informationen zu Leben und Werk [. . .] den Projektionen der Gramsci-Enthusiasten störend im Wege gestanden haben" mögen, noch immer — wie damals vermutet — ,,den Gramscianern nur lästige

Störenfriede"? Die weltweite Gramsci-Ökumene, die von Trotzkisten und Altstalinoleninisten auf der Linken über ein stark besetztes demokratisches Mittelfeld bis hin zur ,,Neuen Rechten" sich erstreckt, ist nicht zu übersehen und noch schwieriger zu überschauen. Wer dort was mit welchem wissenschaftlichen Impetus betreibt, können Außenstehende nur über die Durchsicht einer inflationär anwachsenden Literatur äußerst mühsam sich erschließen. Eine jüngst unter den Auspizien der ,,Fondazione Antonio Gramsci" erschienene ,,Bibliografia gramsciana 1922–1988" hilft da streckenweise weiter. Aus Anlaß des 40. Todesjahres Gramscis (1977) und des 50. (1987) werden 1.275 Veröffentlichungen = 20% der gesamten Bibliographie verzeichnet (Bibliografia . . .", S.IX) und — im eigenen Netzwerk und der Borniertheit ihrer Bediener eingefangen, spucken die Computer auch weitere nützliche quantitative Daten aus, neben den überflüssigen: in welchen Sprachen (außer dem Italienischen) wieviele Titel über Gramsci registriert sind, wieviele Veröffentlichungen weltweit, zu welchen Sachgebieten und ausgewählten Personen (von ,,Americanism-fordism" bis ,,Youth"; ,,Bibliografia . . .", S.437–451). Dieses Register wird den mit der Materie Vertrauten sehr nützlich sein. Was aber haben sich Computer und Bediener beim Verzeichnis der Herausgeber und Übersetzer (S.455f.) zusammengerechnet? Wer daraus Aufschlüsse erwartet über die Geschichte der Gramsci-Ausgaben in Italien und außerhalb, wird nichts darüber erfahren können. Eigene Stichproben unter den verzeichneten Namen haben ergeben, daß nur sehr wenige mit Texteditionen Gramscis zu tun haben. Die Namen von Felice Platone und Valentino Gerratana für die beiden bisher repräsentativen Gramsci-Ausgaben sucht man hier ebenso vergebens wie die der bisherigen englischsprachigen, französischen und deutschen Herausgeber und Übersetzer. In der 7.061 Titel zählenden Bibliographie sind sie größtenteils an anderer Stelle verzeichnet, sofern sie Herausgeber, nicht immer, wenn sie zugleich, oder getrennt davon, Übersetzer sind — gerade erkennbar dem Insider, weiterhin unerkannt allen, die sich als zunächst ignorant Außenstehende einen Überblick über die Geschichte der Gramsci-Rezeption verschaffen möchten. Das Dilemma des internationalen Gramscismus liegt hier offen zutage: Die Bibliographie ist von einer Gruppe von US-Amerikanern auf diesen Stand gebracht worden, die noch immer unverminderten Enthusiasmus für die theoretischen Entwürfe Gramscis aufbringen, die die ,,Partei Gramscis und Togliattis" lange vor ihrer Umgründung bereits endgültig ad acta gelegt hat.

Der Eurokommunismus war kurzlebig, und mit der bis zur Kenntlichkeit vollzogenen Transformation seiner Residuen in Elemente der vorherrschenden bürgerlichen Demokratie des business as usual wird auch Gramsci langsam das aparte ideologische Aroma abhanden kommen, das er dem einst heftig diskutierten Sowohl-als-auch seiner unvollendeten theoretischen Entwürfe verdankte: Radikaldemokratischer Jakobinismus und (Gramsci 1924) ,,in historische italienische Sprache übersetzter" Leninismus der Bolschewisierungsperiode der Komintern koexistieren weiter in den ,,Gefängnisheften", doch die eine Seite dieses nur scheinbaren Widerspruchs hat seit 1989 ihren Rückhalt in einst mächtig scheinenden Staatsapparaten eingebüßt, in politischen Parteien und Verbänden ebenfalls — und einst stramm leninistelnde Intellektuelle wären keine, wenn sie auch ohne Einhalten von Schamfristen vom ,,Marxismus der Moderne" Gramscis offen oder klammheimlich sich verabschiedeten. Das Interesse am Werk Gramscis soll im Augenblick in Deutschland noch groß sein: Viele in der DDR aufgewachsene Intellektuelle sind neugierig zu erfahren, in welcher Formenvielfalt sich der Leninismus vor dem später ihn abtötenden Stalinoleninismus entwickelt hat; letzterer lastet ja weiter ,,wie ein Alp auf dem Gehirn der Lebenden" unter ihnen. Um sich davon zu befreien,

könnte sich ihnen der Leninist sui generis nützlich erweisen — als möglicher ,,Durchweg des Wissens" (Nietzsche) zu Gedankenverbindungen, die außerhalb seiner liegen mögen, zu Marx hin- wie auch von ihm wegführen können. Die Wege des Herrn mögen unendlich sein, die der abendländischen Gedankenzirkulation sind endlich und überschaubar. Ideengeschichtler wird reizen, daß an Gramsci so wenig ,,neu" ist beim Bemühen, als ,,Sohn seiner Zeit" diese ,,in Gedanken gefaßt" (Hegel) sich anzueignen.

Die deutschen Gramsci-Herausgeber scheinen einem Kult der Authentizität des Textes zu huldigen; dies mag ein Grund sein, nicht anderswo als mit dem ersten Wort des ersten Gefängnisheftes zu beginnen. Die bis 1975 verfügbare italienische Ausgabe sei ,,unzuverlässig" gewesen, redaktionelle Eingriffe hätten gar zu einer ,,Verfälschung des Gramsci'schen Werkes" geführt: ,,Es wird Fertiges, Endgültiges vorgetäuscht, wo es sich manchmal nur um Selbstverständigungen, Entwürfe und Materialanalysen handelt" (S.16). Den gegenteiligen Eindruck der aus langen Lesejahren wohlvertrauten ersten Gramsci-Werkausgabe noch gut im Gedächtnis, wollte der Rezensent zunächst nur verhalten gegen diesen Vorwurf einwenden, daß ebenderselbe auch einem Engels hätte gemacht werden können, dessen sehr massiven redaktionellen Eingriffen allein wir den zweiten und dritten Band des ,,Kapital" verdanken und überhaupt — daß es Erstherausgeber posthumer Werke nie ganz einfach haben. Doch das Vertrauen ins eigene, zuweilen recht zuverlässige Gedächtnis ist eine Sache, die Kontrolle der erinnerten Texte allzumal besser: ,,Diesem konstanten Skrupel wissenschaftlicher Seriosität ist zuzuschreiben, wenn viele seiner Noten einen Charakter des Fragmentarischen haben und nicht den von organischen Essays; dem ist zuzuschreiben, wenn er im Verlauf seiner Arbeit wegen ungenügender Dokumentation einige Punkte des sich vorgenommenen Programms fallenläßt", heißt es in der — nicht gezeichneten — Einleitung von Januar 1948 des damaligen Herausgebers Felice Platone zur ersten Werkausgabe (vgl. Antonio Gramsci, ,,Il materialismo storico e la filosofia di Benedetto Croce". Torino: Einaudi editore (1949) 1955. Prefazione, S.XVIII). Explizit am Kriterium der Werktreue orientiert, erläutert der Herausgeber, wo er sich zu welchen editorischen Eingriffen genötigt sieht: ,,Die Redaktion hat auch jene Veränderungen am Text vermieden, die in anderen Fällen ratsam und nützlich gewesen wären, indem sie sich auf strikt unumgängliche Änderungen beschränkt hat" (a.a.O., S.XXIf.). Er werde bei Herausgabe der Gefängnisschriften nicht der Chronologie folgen, sondern diese entsprechend den Themenschwerpunkten gruppieren.

Ist dies unzuverlässig, verfälschend, Fertiges, Endgültiges vortäuschend? Es sind einige explizit die Orthodoxie Engels' problematisierende wie das innere Regime von Partei und Staat der Sowjetunion scharfsinnig kritisierende Textstellen damals nicht veröffentlicht worden, immerhin erlaubte diese alte Ausgabe aufmerksam Lesenden genügend Rückschlüsse auf Gramscis sperrige Art des Denkens. (In einer älteren Arbeit: Christian Riechers, ,,Antonio Gramsci. Marxismus in Italien", Frankfurt a.M., EVA 1970, S.104ff, werden eine Reihe wenig genehmer Topoi der Theorie Gramscis diskutiert). Der einzig relevante Vorwurf gegen die alte Werkausgabe: Sie ist nicht ähnlich der 1975er; ja wäre Anfang der 1950er Jahre bereits bekannt gewesen, was im darauffolgenden Vierteljahrhundert erst erforscht wurde, beginnend mit der sowohl chronologischen wie sachlogischen Zuordnung der Hefte, die sich aus dem Kontext des äußerst diskontinuierlichen Arbeitsprozesses Gramscis nur mühsam hat erschließen lassen. Dieser einmal erforscht, gewinnt das Umfeld erst jetzt stärkere Konturen.

Gramscis Vorhaben, im Gefängnis etwas den Tag Überdauerndes zu verfassen, wäre ohne eine verläßliche externe Logistik schon in den Anfängen gescheitert gewesen. Die Anregungen

dazu erfuhr er nicht allein aus den ihm zugesandten Zeitungen, Zeitschriften und Büchern, sondern auch aus den Hinweisen der Personen, die sie ihm zukommen ließen. Eine jüngst erschienene Ausgabe von Briefen des Cambridger Herausgebers der Werke David Ricardos, Piero Sraffa (1898–1983) an Gramscis Schwägerin Tania Schucht, von dieser in wesentlichen Teilen in ihren eigenen Briefen an Gramsci diesem mitgeteilt, bezeugen Sraffas unaufhörliches Bemühen, den politischen Gefangenen aus seiner intellektuellen Vereinsamung herauszulocken. Mit Gramsci seit gemeinsamen Turiner Zeiten befreundet und ihn umsichtig während der Haftperiode unterstützend, versucht Sraffa, ihn zu Essays und Rezensionen über Benedetto Croce zu ermuntern, die — in Briefform aus dem Gefängnis abgesandt — außerhalb dann entsprechend redigiert veröffentlicht werden könnten. Es kommt dazu nicht; Gramscis Gesundheitszustand verschlechtert sich, zusätzlich erschwert die Gefängnisleitung dessen Arbeitsbedingungen.

Wer Gramsci liest, tut gut daran, sich diese Zusammenhänge zu vergegenwärtigen. Den hohen Ansprüchen unseres Autors an seine eigene Arbeit steht die Forderung des nicht minder anspruchsvollen und Antigraphomanen par excellence Sraffa gegenüber, sich doch endlich zu entäußern, die konzentrierte intellektuelle Kommunikation noch stärker überlebensstrategisch einzusetzen, die Außenwelt soweit zu sich hereinzuholen, wie es die unberechenbare Haftsituation erlaubt. Die Publikationen für die Außenwelt kommen nicht zustande, aber nichts spricht dagegen, daß sie nicht doch in aller Improvisiertheit, Unabgeschlossenheit, Vorläufigkeit von Gramsci selbst auf den Weg gebracht werden; dies keineswegs unabhängig von den Ermunterungen des Freundes Sraffa. Im Heft 10 mit Eintragungen der Jahre 1932 bis 1935 faßt er verstreute Vorarbeiten früherer Hefte zusammen, die ganz der Auseinandersetzung mit den philosophischen und historiographischen Auffassungen Croces gewidmet sind: Eine Reihe weiterer Hefte hat ebenfalls — im Gegensatz zu früheren Heften — ausgesprochen monographische Tendenz, behandelt Themen, die — fortlaufend modifiziert — in den verschiedenen Arbeitsplänen aufscheinen, die in den Heften selbst wie in den Briefen an die Schwägerin (und damit an Sraffa) enthalten sind.

Die längste Schrift Gramscis aus der Zeit vor der Haft, das Fragment ,,Die süditalienische Frage" (1926), bricht bei 25 Druckseiten ab. Vermutlich wäre Gramsci auch unter ,,normalen" Arbeitsbedingungen und bei guter Gesundheit nie zum Verfasser kilometrischer Traktate geworden; wahrscheinlich hätte er zu einer Form des stilistisch gefällig geschriebenen theoretischen Essays gefunden, der je nach Anlaß eine Obergrenze von 20 bis 50 Seiten nicht überschritten hätte. Die Tendenz ist jedenfalls erkennbar: kein Verfasser überlanger Abhandlungen, aber auch kein Aphoristiker.

Warum dies alles? Es geht um ,,Authentizität". Dem ,,authentischen" Gramsci der ersten Gefängnishefte steht ein ebenso authentischer in den mehr monographisch angelegten gegenüber; dieser ist der uns seit den fünfziger Jahren durch das ,,Fertiggericht der Auswahlbände" (Haug) vertraute, jener bleibt geheimnisvoll, ,,gibt viele Rätsel auf", hat ein ,,Anti-Werk" verfaßt, ,,in mancher Hinsicht [. . .] mit Benjamins *Passagenwerk* vergleichbar" (S.8). Gilt es, den ,,Marxismus der Moderne" Gramscis postmodern und trendgerecht einzubetten? Der Herausgeber einer seit 1991 erscheinenden US-amerikanischen Gramsci-Ausgabe und seinem Bekunden nach im engen Arbeitskontakt mit den deutschen Herausgebern, gibt entsprechende Lesehinweise: ,,Ich möchte zeigen, warum es wichtig ist, sorgfältig auf die Rhythmen von Gramscis Denken zu achten, auf die chronologische Folge seiner Eintragungen, auf seine Prozeduren und Wendungen, denen sein Projekt unterliegt, auf die geringfügigen ebenso wie

auf die größeren Veränderungen, die er vornimmt, auf seine Anordnung und Umordnung von Materialien, ja selbst auf das Fragmentarische seines gesamten Arbeitsvorhabens" (Joseph A. Buttigieg, ,,Gramscis Methode", in: Das Argument, Nr.185/1991, S.9)

Von wegen Denkrhythmen: Gramsci ist nicht Zarathustra, und Buttigiegs denkrhythmisch enthusiasmierte Vordenkerin Buci-Glucksmann ist bereits vor Jahren auf das Unziemliche ihrer Auslassungen aufmerksam gemacht worden (vgl. IWK, Jg.19 (1983), H.3, S.405f.). Je weniger die Leute untereinander über notwendige gesellschaftliche Veränderungen noch Verständigung suchen, desto größer scheint ihre Bereitschaft, auch noch von dem, zugegeben Unzureichenden, abzulenken, was dazu der mit klarem Verstand denkende Gramsci niederschrieb.

Das ,,Fertiggericht der Auswahlbände" hat die Schriften Gramscis erst bekanntgemacht. Wer sich mit ihm gut auskennt, kann als Herausgeber diese Tradition getrost fortsetzen und muß damit auch nicht den Editionskriterien der 1975er Ausgabe Gewalt antun, würde doch nur die Reihenfolge des Erscheinens dadurch verändert. Der Rezensent hat keinen vollständigen Überblick über die Vielzahl der außeritalienischen Gramsci-Ausgaben und die diesen jeweils zugrundeliegenden Kriterien. Er hat aber bereits vor Jahren in dieser Zeitschrift auf die von Robert Paris besorgte französische Ausgabe hingewiesen und möchte hier noch etliches präzisieren. Bereits drei Jahre nach der neuen italienischen Ausgabe erschien 1978 als erster ein Band, der die Gefängnishefte 10, 11, 12 und 13 umfaßte. Vorher waren bereits unter der Herausgeberschaft von Robert Paris die ,,Briefe aus dem Gefängnis" erschienen sowie zwei der dreibändigen Anthologie der politischen Schriften (,,Écrits politiques", Bd.1: 1914–1920: 1977; Bd.2: 1921–1922: 1975; Bd.3: 1923–1926: 1980) mit jeweils präzisen einleitenden Essays über die verschiedenen Phasen der Gramsci-Rezeption und der sie begleitenden Dispute innerhalb der aus der Arbeiterbewegung sich ableitenden Parteien sowie verläßlichen Kommentierungen im Anmerkungsapparat, sowohl global wie detailliert informativer als entsprechende italienische Ausgaben.

Dem 1978er Band der Gefängnishefte folgten lange Zeit keine anderen Bände; er blieb quasi ein ,,Auswahlband", berücksichtigte allerdings die textkritische Ausgabe von 1975 nicht allein, denn der Herausgeber hatte zur Kontrolle nochmals die Originale selbst in Augenschein genommen. Mit Übersetzung und Herausgabe dieser Hefte beginnend, knüpft Robert Paris scheinbar an die bekanntesten der Auswahlbände der frühen Einaudi-Ausgabe an (,,Filosofia di Benedetto Croce", ,,Note sul Machiavelli" etc.), doch auch diese haben sich ja an die späteren elaborierten Texte Gramscis gehalten, die bei aller Unabgeschlossenheit doch weniger fragmentarisch bleiben als die kurzen Notate der ersten Hefte. Das ganze Geraune und Gerätsele um den Schreibrhythmus Gramscis ist, kurz gesagt, Humbug. Gramsci will mit seiner eigenen philosophischen Vergangenheit ins Reine kommen, die zum Teil vom ,,Laienpapst" der italienischen Bourgeoisie, Croce, repräsentiert wird. Sein Wunsch, einen ,,Anti-Croce" zu schreiben, ist ein klares politisches Programm; wenig interessiert hier, ob und wie er damit fertig wird.

Inzwischen liegen zwei weitere Bände vor; der eine enthält die Hefte 6–9, der andere die Hefte 14–18 (1990 erschienen). Für beide gilt, wie bereits beim vorhergehenden Band, daß der Herausgeber neben dem Überprüfen der Originale für jeden Band entsprechende eigene editorische Angaben macht, welche die von 1975 berücksichtigen, sie häufig noch übertreffen. Die Heftebeschreibung allein ist erst erwähnenswert im Zusammenhang der gesamten editorischen Tätigkeit von Robert Paris. Dieser hat gut drei Jahrzehnte seines Gelehrtenlebens

darauf verwendet, zu den Schriften Gramscis zugleich die gesamte von ihm verwendete Literatur zu lesen und in ihren äußerst verwickelten Bezügen wissenschaftlich zu erschließen, die der von einem pantagruelischen Appetit aufs Geschriebene besessene gedächtnismächtige Vielleser und (bereits vor der Gefängniszeit!) notorische Zitierfaulpelz Gramsci in sich eingesogen hatte.

Die Kenntnis dieser zyklopischen Arbeit am Werk Gramscis ist notwendig. So gewissenhaft die Editionsarbeit Gerratanas und seiner Mitarbeiter gewesen ist, sie reicht nicht aus. Paris hat auch in den drei Lustren nach Erscheinen jener Ausgabe weitergeforscht. Sein Anmerkungsapparat kann und sollte für seit langem initiierte Gramsci-Leser die Kenntnis des 1975er italienischen nicht obsolet machen. Er erfüllt aber voll einen doppelten Zweck: die nichtitalienischen Leser (und nicht nur sie) mit erhellenden Informationen zum Verstehen der anspielungsgesättigten Texte Gramscis zu versehen und gleichzeitig die Spezialisten auf noch wenig Geklärtes mancher Passagen aufmerksam zu machen und entsprechende weiterführende Hinweise zu vermitteln.

Einen klaren Vorzug gegenüber der italienischen hat diese französische Ausgabe: Eingehender als in jener wird eine Vielzahl von Passagen, sei es als Selbstzitate Gramscis aus der Zeit vor 1927 nachgewiesen, sei es als bereits damals assimilierte Bildungselemente. Nachweise dafür enthält der Anmerkungsapparat nicht allein; in diesem wird auf die entsprechenden Texte selbst von vor 1927 verwiesen, und diese sind in der Regel in der dreibändigen Anthologie der „Écrits politiques" enthalten. Die Textauswahl dort ist bewußt in Funktion der besseren Entschlüsselung der „Gefängnishefte" erfolgt. Einige Beispiele dafür.

Im Band I der „Gefängnishefte" (deutsche Ausgabe) stehen am Ende von „§ 1 Über die Armut, den Katholizismus und das Papsttum" in einer Klammer „Siehe *Codice sociale* und *Sillabo*" (S.68). Beide nichtübersetzten Termini (ersterer könnte „Sozialgesetzgebung" bedeuten, der zweite ist „Syllabus") werden nicht erläutert, denn deutschen Lesern werden in diesem Fall ja „Sachlexika" zum Weiterarbeiten empfohlen. Diese konsultiert, bleiben noch weitere Fragen offen. Dem Band IV (Hefte 14–18) der französischen Ausgabe entnehmen wir (Anm. 4 zu S.36, S.321), daß Gramsci sehr zeitig mit den unter der Bezeichnung Syllabus verkündeten päpstlichen Enzykliken vertraut war und bereits 1916 einen Artikel „Der Syllabus und Hegel" (in: „Écrits politiques", I, S.70–74) veröffentlicht hat. Die teilweise politische Indifferenz der italienischen Herausgeber findet bei Robert Paris keine Entsprechung. Gramsci schätzt den Terminus „Cäsarismus" über die Maßen und Paris zitiert die Passage von Marx' Vorwort von 1869 zum „18. Brumaire des Louis Napoleon", wo er die „oberflächliche geschichtliche Analogie" kritisiert, die historische Spezifizierungen gerade verhindere (franz. Ausgabe, Bd.IV, S.323). Noch deutlicher wird dieses Insistieren von Paris anläßlich von erstmals 1975 veröffentlichten, zuvor nicht publizierten Äußerungen zum inneren Regime der KPdSU und dem System politischer Repräsentation in der Sowjetunion. Wo der italienische Herausgeber nur undeutlich Bezüge zu anderen Texten herstellt, die bereits Jahre vor den Niederschriften Gramscis veröffentlicht waren, da stellt Paris den Umkreis der damaligen Konfliktsituationen zur Diskussion. Was für die politische Geschichte hier hervorgehoben wurde, gilt für alle anderen Gebiete. Kurz, diese Ausgabe ermöglicht Außenstehenden den Zugang zu den Texten Gramscis, die deutsche leistet das nur bedingt. „Sachlexika" helfen den Lesern nicht, die die in der Regel beschwerliche Selbsttätigkeit kaum auf sich nehmen werden.

Bibliographieren ist häufig Glückssache; den deutschen Herausgebern werden die in IWK, Jg.19 (1983), H.3, veröffentlichten deutlichen Hinweise unbekannt geblieben sein. Mittlerweile dürften sie erfahren haben, daß diese nützliche französische Ausgabe existiert; die erklärte Bereitschaft ihres Herausgebers, sie kollegial bei diffizilen Editionsfragen zu beraten, soll bislang noch nicht gewürdigt worden sein. Auf anderen Gebieten hat Verlag und Herausgeber der deutschen Gramsci-Ausgabe internationale Kooperation immer ausgezeichnet, kein Grund also, die hier angebotene auszuschlagen.

Robert Paris' Essays in den drei Bänden der „Écrits politiques" informieren gründlich, aus welchen politischen Beweggründen Schriften Gramscis zu verschiedenen Zeiten diskutiert wurden. Ein beachtliches Kapitel Rezeptionsgeschichte liegt also schon geschrieben vor. Bis heute fortgesetzt, könnte sich dies zeigen: Die Widersprüche in der Theorie Gramscis — „leninistisch"-politisches Engagement für eine die Lohnarbeiterklasse übergreifende Volksbewegung auf der einen, geläutert kosmopolitisch-kulturelles der Intellektuellen auf der anderen Seite — diesen Widersprüchen in der Theorie hat jahrzehntelang eine entsprechende politische Disponibilität unter den europäischen Intellektuellen entsprochen. In den letzten Jahren hat sie sich verflüchtigt. So kann es geschehen, daß Gramsci nicht als „Marxist der Moderne", sondern als Modeerscheinung, gewissermaßen modisch „gewendeter" Sowohl-alsauch-Marxist ubiquitär verwendet wird, um dann — Moden bleiben Moden — von heurigen Yuppie-Tuis zum „Auslaufmodell" deklariert zu werden; wie schon seit langem in Italien. — Wird es bei uns anders sein? Solange Moden und nicht Erfordernisse sozialer Bewegungen das Interesse an Theoretikern bestimmen, ist ungewiß, wie lange dieses andauern wird.

Sollte es irgendwann wieder anders werden und mit dem Drängen nach gesellschaftlichen Veränderungen das Interesse an Marx, Engels und dem Marxrevisorentum erneut erwachen, dann werden Jüngere das an Theorien auf Hinweise durchsehen, was ihre Verfertiger (und deren Kommentatoren) zur Geschichte unterlegener Bewegungen vermerkt haben. Das wird nicht gleich morgen sein, dennoch: Die deutschen Gramsci-Herausgeber sollten fortan auch das „Übermorgen" mitbedenken; auch die kleine, scheinbar unscheinbare Alltagsgeschichte von Texteditionen hängt mit der großgeschriebenen Geschichte zusammen, kann zu ihrer Dechiffrierung wirksam beitragen.

SOZIALE BEWEGUNGEN UND SOZIALISMUS IM 20. JAHRHUNDERT. EINE INTERNATIONALE TAGUNG DER HAMBURGER STIFTUNG FÜR SOZIALGESCHICHTE DES 20. JAHRHUNDERTS

Von Klaus Weinhauer

Die in Kooperation mit buntstift e.V. (Göttingen) durchgeführte sozialgeschichtliche Tagung fand am Samstag, den 23. und am Sonntag, den 24. November 1991 in der Hamburger Hochschule für Wirtschaft und Politik statt. Mit ca. 250–300 Teilnehmenden fand die Veranstaltung in etwa den von den Ausrichtern erhofften Zuspruch. Anwesend war ein breites Spektrum aus interessierter Öffentlichkeit, Menschen, die in sozialen Bewegungen oder politischen Organisationen aktiv sind bzw. waren sowie Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus vielen Ländern. Diese für wissenschaftliche Tagungen außergewöhnlich breit gefächerte Zusammensetzung prägte die Diskussionen auf der gesamten Veranstaltung.

Angeregt durch die spannungsgeladenen Auflösungserscheinungen in den Staaten des realexistierenden Sozialismus, sollte versucht werden, Charakteristika und Grenzen ausgewählter internationaler sozialer Bewegungen näher zu bestimmen. Die Absicht der Tagung, sich aus der sozialhistorisch orientierten Perspektive „von unten" den verschiedenen Themen zu nähern, erwies sich insgesamt gesehen als ein fruchtbarer Ansatz für die inhaltliche Diskussion. Dabei half die internationale Sichtweise, nationale Besonderheiten einzuordnen und Engstirnigkeiten zu vermeiden.

Die Veranstaltung wurde durch zwei Grundsatzreferate eröffnet. Manfred KOSSOK (Leipzig) beleuchtete die methodischen Probleme vergleichender Revolutionsforschung im 20. Jahrhundert. Es folgte ein auf eine konkrete Zeitphase ausgerichtetes Statement von Helmut KONRAD (Graz) über internationale Protestbewegungen der Jahre 1916–1921/23. Die lebhafte Diskussion kreiste vor allem um drei Punkte. Zum ersten warnten viele Teilnehmer und Teilnehmerinnen davor, die sozialgeschichtliche Forschung aus einer eurozentristischen Sichtweise zu betreiben. Zum zweiten wurde der Geschlechterfrage eine wichtige Bedeutung in der zukünftigen Forschung zugewiesen. Drittens — und dieses Problem begleitete die gesamte Tagung — gelte es zu beachten, daß soziale (Protest-)Bewegungen nicht vorrangig durch theoretische Impulse oder durch den zentralen Einfluß einer Organisation ausgelöst und vorangetrieben wurden, sondern daß sie ihre Triebkraft vielmehr durch die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Handelnden erhalten.

Den Schwerpunkt der Veranstaltung bildeten vier thematisch abgegrenzte Workshops. Workshop I stand unter dem Thema „Soziale Bewegungen im realexistierenden Sozialismus: das Beispiel Sowjetunion". Unter der Leitung von Richard LORENZ (Kassel) behandelten drei Referenten den Zeitraum der 1920/30er Jahre. Thomas HELD (Freiburg) berichtete über den betrieblichen Alltag der Leningrader Metallarbeiter in den 1920er Jahren. Er konnte zum einen sehr plastisch die ablehnende Haltung skizzieren, die ein Großteil der Metallarbeiter gegenüber der Rationalisierung an den Tag legte. Zum anderen beschrieb er, mit welchen Mitteln diese alteingesessenen Arbeiter gegen die seit Mitte der zwanziger Jahre vermehrt in die Betriebe eindringenden neuen Arbeiterschichten — vor allem die politisierten Jungarbeiter aus den Stoßbrigaden — vorgingen.

Diese Perspektive „from the bottom up" wurde auf sehr anregende Weise durch einen Beitrag von Angelika EBBINGHAUS (Hamburg) ergänzt, in dem sie die unter dem Leitmotiv die

„Gesamtgesellschaftliche Fabrik" zusammenzufassenden Rationalisierungs- und Fortschrittskonzepte skizzierte. Ihr Referat zeigte deutlich, wie eng die Bolschewiki den Taylorismus mit gesellschaftlichem Fortschritt und somit Sozialismus verknüpften. Auf der anderen Seite — und dies unterstützte auch Thomas Held — war der betriebliche Alltag der zwanziger Jahre durch die wissenschaftliche Betriebsführung mit ihrem hohen Anspruch an Arbeitsdisziplin und -leistung weit weniger geprägt, als dies die bloße Analyse der theoretischen Debatten vermuten ließe.

Angesichts der zentralen Rolle, die der Landwirtschaft in der Sowjetunion zukam — so beruhte ein Großteil der o.g. betrieblichen Konflikte auf der überwiegend ländlichen Herkunft der alteingesessenen Arbeiter —, untersuchte Stephan MERL (Gießen) die verschiedenen Wellen der Bauernproteste der 1920/30er Jahre. Diese Proteste stellten das Herrschaftssystem nicht grundsätzlich in Frage, sondern waren Abwehrformen gegen die Unterdrückung durch die Staats- und Parteiorgane. Merl rückte besonders den während der Zwangskollektivierung dominanten „Weiberaufruhr" (Hochphase Anfang/Mitte 1930) in den Mittelpunkt. Er hob hervor, die Proteste hätten den Bauern Freiräume, wie z.B. Duldung privater Hoflandwirtschaften, gesichert und weitergehende Pläne der Bolschewiki durchkreuzt.

Don FILTZER (London) analysierte die Beziehungen zwischen Arbeitern und staatlichen Instanzen von den 1930er Jahren bis zur Perestroika. Er verwies auf das Spannungsverhältnis zwischen relativer politischer Machtlosigkeit der Arbeiter auf der einen und ihrer ausgeprägten Kontrolle der innerbetrieblichen Arbeitsverhältnisse auf der anderen Seite. In der Diskussion betonte Filtzer, diese komplexen informellen Aktions- und Organisationsmuster — besonders markant ausgeprägt unter den Bergarbeitern des Kuzbaz — hätten die Arbeiter auch während des Putsches im August 1991 sehr effektiv eingesetzt. Weiterhin warnte er davor, die Arbeiterbewegungen, wie sie zur Zeit in der Sowjetunion entstehen, mit westeuropäischen Kategorien zu klassifizieren. Das Beispiel der Bergarbeiter des Kuzbaz zeige nämlich, daß diese betrieblich sehr radikalen Arbeiter auf politisch/ökonomischer Ebene in die Marktwirtschaft weit mehr Hoffnung setzen als viele ihrer weniger radikalen Kollegen und Kolleginnen.

In ihrem abschließenden Statement über politische Bewegungen und Parteien in Rußland während der Perestroika zeichnete Galina LUCHTERHANDT (Moskau/Köln) ein eindrucksvolles Bild der komplexen und zerstrittenen Organisationslandschaft, bei deren Ausgestaltung Führungspersönlichkeiten und Diskussionsklubs eine zentrale Rolle spielten. Die beiden Pole dieses Spektrums bilden einerseits die demokratischen Parteien, deren Programme von demokratisch-sozialistischen bis zu Marktwirtschaftspositionen reichen, sowie andererseits die antidemokratischen Parteien mit starkem nationalistischen, antisemitischen aber auch stalinistischen Profil.

Workshop II, den Karl Heinz ROTH (Hamburg) für den erkrankten Sergio BOLOGNA (Mailand) leitete, widmete sich internationalen sozialen Bewegungen seit den 1960er Jahren. Ferruccio GAMBINO (Padua) berichtete in vergleichender Perspektive über die Anti-Rassismusbewegung in den USA der 1960/70er Jahre. Er präsentierte hierbei einen Teil seiner vergleichenden Studien über rassistische und patriarchalische Zyklen der Nachkriegszeit. Gambino verwies auf die identitätsstiftende historische Rolle der Antimilitarismusbewegung in den USA, die den Charakter einer breiten antikolonialistischen und antirassistischen Bewegung annahm. Demgegenüber kam es zu dieser Zeit in Ländern der Zweiten und Dritten Welt, in denen sich der Nationalismus nicht in der Krise befand, zu keiner Aufhebung der

Rassentrennung. Zudem verglich Gambino die US-amerikanische Antirassismusbewegung der 1960/70er Jahre mit der Bewegung gegen den Golfkrieg. Neben dem schlechteren politischen Klima der Gegenwart sah Gambino die Ursache für die weit geringere antirassistische Kraft dieser Bewegung darin, daß es ihr nicht gelang, die Opfer des Golfkrieges als Menschen zur Kenntnis zu nehmen, die Fremdheit blieb unüberbrückbar.

Anschließend berichtete Jürgen HEISER (Bremen) über die puertoricanische Unabhängigkeitsbewegung in den Ghettos der USA. Er sah den Ursprung dieser breiten Bewegung in den Großstadtghettos der 1960er Jahre. Entstanden aus der Politisierung großer Street Gangs, entwickelte die Young Lords Party (YLP) eine intensive Kampagne zur Freilassung der puertoricanischen politischen Gefangenen. Dieser Metropolen-Bewegung gelang es erstmals, an die historischen Stränge des puertoricanischen Unabhängigkeitskampfes anzuknüpfen. Auf diese Weise entwickelte sich eine nationalistische zu einer nationalen Befreiungsbewegung, die mit der Parole antrat „Für Sozialismus und Unabhängigkeit Puerto Ricos".

Die größte Resonanz fand der Beitrag Ingrid STROBLS (Köln). Sie referierte über Feminismus und Internationalismus. Die Referentin hob hervor, der Rassismus sei nicht nur ein zentrales Element politischer Herrschaft, sondern ebenso ein fester Bestandteil der menschlichen (also auch der eigenen) Persönlichkeit. Somit seien Rassismus/Sexismus keine reinen Erscheinungsformen eines wie auch immer gearteten Überbaus, sondern aufgrund der Sozialisationsbedingungen eine „zweite Natur" der Menschen. Gekoppelt mit einem historischen Rückblick auf verschiedene Formen von Frauenbewegungen seit den 1960er Jahren wies Ingrid Strobl dem Begriff der Triple Opression einen zentralen Stellenwert zu. Im Kampf gegen das Patriarchat müßten nicht nur die gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern auch der eigene Rassismus und Sexismus angegangen werden.

Workshop III, geleitet von Gaby GOTTWALD (Hamburg), behandelte soziale Bewegungen zwischen Nationalismus, Revolution und Resignation. Hier berichtete Dieter DRÜSSEL (Zürich) über die Befreiungsbewegung in El Salvador seit den 1960er Jahren. Er verwies darauf, daß einerseits die revolutionäre Perspektive vielen Menschen in El Salvador durchaus bewußt sei, andererseits aber die Fragen einer reformistischen Tagespolitik weit gelassener behandelt würden als es in Europa üblich sei. Die Ursache dieser breiten Politisierung sah er in der Zerstörung ländlicher Milieus, wie sie im Gefolge der von US-amerikanischer Seite forcierten „Allianz für den Fortschritt" seit Mitte der 1960er Jahre aufgetreten sei. Weiterhin betonte er, die Theologie der Befreiung sei nicht der Auslöser, sondern Ausdruck der verschiedenen Radikalisierungsschübe in der Bevölkerung gewesen, auch wenn dies durch die herrschende katholische Kirche immer anders gesehen werde. Drüssel schilderte zuletzt noch die Schwierigkeiten der Farabundo Marti Liberacion Nacional (FMLN), die städtische Elendsbevölkerung zu gewinnen, da sie deren Lebensweise lange falsch eingeschätzt habe.

Alexander FLORES (Erlangen) referierte über soziale Basis und Aktionsformen der Intifada vor dem Hintergrund des Nahostkonfliktes. Flores betonte, die Intifada sei keine revolutionäre Bewegung, sondern darauf ausgerichtet, die israelische Besatzungsherrschaft abzuschütteln. Auch wenn Jugendliche eine große Rolle spielten, so sei die Intifada eine breite Bewegung, die keiner speziellen Bevölkerungsschicht zuzuordnen sei. Der emanzipative Charakter für die Frauen — das aus dem Haus Kommen und aktiv in die Politik Eingreifen — sei bereits nach einem halben Jahr durch die Zerschlagung der Volkskomitees stark beeinträchtigt worden. Die Intifada, so Flores, habe ihre frühere Dynamik heutzutage verloren. Neben den brutalen und effizienten Gegenmaßnahmen der Besatzer habe auch die Gewöhnung der

israelischen Öffentlichkeit an den höheren Gewaltpegel — die „Belfastisierung" — dazu entscheidend beigetragen.

In seinem Statement über die Irish Republican Army (IRA) wies Ralf SOTSCHECK (Dublin) dem Jahr 1991 eine entscheidende Rolle im Nordirlandkonflikt zu. Neben einer gewissen Kriegsmüdigkeit blockiere die fehlende Perspektive einer breiten republikanischen Bewegung weitere Erfolge im Kampf gegen die britische Besatzung. Zudem wehre sich der politische Flügel der IRA — Sinn Fein — immer noch gegen linke Bewegungen, die eine nicht kontrollierbare Eigendynamik entwickelten. Sotscheck betrachtete den Bürgerkrieg nicht primär als einen religiösen Konflikt, sondern als eine Konsequenz der britischen Politik des Teile-und-Herrsche der letzten vierhundert Jahre. Sotscheck sah die IRA — vor allem seit ihrer Spaltung im Jahre 1970 — als eine im Kern proletarische Bewegung der nordirischen Ghettos, die in den Gewerkschaften wenig Rückhalt habe. Bedingt durch die massiven Inhaftierungs- und Internierungswellen zu Beginn der siebziger Jahre haben sich IRA und Sinn Fein nach links entwickelt. Auf diesem Weg lösten junge Militante die „alte Garde" aus Dublin ab und übernehmen vor allem seit Mitte der achtziger mehr und mehr die Führung.

Das abschließende Referat von Enno BRAND (Göttingen) galt der Anti-Atomkraftwerk-Bewegung in der BRD. Brand maß der Bauplatzbesetzung in Wyhl 1975 einen breiten mobilisierenden Effekt zu (Mythos Wyhl), der jedoch mitten im Deutschen Herbst 1977/78 durch den massiven Gegenschlag der Polizeikräfte, gekoppelt mit verschärften Repressionsgesetzen endgültig seine Integrationskraft verloren habe. Zudem sei mit den Grünen eine Partei entstanden, über die viele Aktivisten und Aktivistinnen in den Staat reintegriert worden seien. Die soziale Basis der Anti-AKW-Bewegung unterteilte Brand in zwei Kategorien. Während die Standortinitiativen sich zumeist aus breiten Bevölkerungsschichten zusammensetzen, rekrutierten sich sowohl die Gruppen in der ländlichen Provinz, vor allem aber in den Metropolen, vorwiegend aus Jugendlichen, Studenten und Studentinnen und Akademikern und Akademikerinnen zumeist aus bürgerlichen Schichten. Waren die Diskussionen in diesem Workshop ansonsten sehr produktiv, zeigte sich bei dieser Thematik eine deutliche Sprachlosigkeit im Umgang mit der eigenen Geschichte. So wurden z.B. Schwächen und innere Spannungen der verschiedenen Anti-AKW-Bewegungen nicht diskutiert, auch gelang es nicht, etwa durch einen Vergleich mit ähnlichen Protestbewegungen (auch in anderen Ländern), eine breitere Debatte über Ursachen des Scheiterns oder über neue Perspektiven solcher Protestbewegungen anzuregen.

Workshop IV, der unter der Leitung von Marcel van der LINDEN (Amsterdam) stand, behandelte in sozialgeschichtlicher Perspektive internationale Arbeiterbewegungen des 20. Jahrhunderts.

Zwei Statements bewegten sich dezidiert außerhalb der alten Pfade organisationsgeschichtlicher Darstellung. So untersuchte Thomas LINDENBERGER (Berlin) die Frage nach Sinn und Eigen-Sinn direkter Straßenaktionen — „Streikexzesse" — im Berlin der Jahre 1900-1914. Diese Zusammenstöße, die auf öffentlichen Straßen und Plätzen abliefen, entwickelten sich vor allem bei Arbeitskämpfen in kleineren und mittleren Betrieben, wenn Streikposten, Streikbrecher, Polizei sowie manchmal auch Passanten aneinander gerieten. Die zentrale Bedeutung dieser Streikexzesse sah er auf der moralischen Ebene angesiedelt. Die Streikenden grenzten sich auf diese Weise nach unten ab, d.h. sie verdammten das Verhalten der Streikbrecher mit bisweilen deutlich fremdenfeindlichen Stereotypen. Ein zweiter Konflikt durchzog die Straßenaktionen. Zwar gelang es der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung,

an die männlich-soldatischen Tugenden (Disziplin, Ordnung, Gehorsam) ihrer Anhänger anzuknüpfen, doch stieß die gewaltfreie, auf verbale Auseinandersetzung beschränkte Konfliktaustragung auf sehr große Hindernisse in den eigenen Reihen.

Alf LÜDTKE (Göttingen) behandelte Probleme der Organisierung von Arbeiter- und Arbeiterinneninteressen und -bedürfnissen zwischen 1890 und 1940. Er verwies auf das distanzierte Verhältnis vieler Arbeiter gegenüber formaler/organisierter Politik. Vielmehr dominiere die Sicherung des eigenen Überlebens sowie eine abwartende Skepsis gegenüber „denen-da-oben". Lüdtke bevorzugte den Begriff des „Eigen-Sinns". Dies bedeute aber keine Heroisierung proletarischer Unerschütterlichkeit, sondern verweise auf eine Distanz sowohl gegenüber den Erwartungen der Kollegen als auch von außen/oben (seien es NS-Machthaber oder Arbeiterorganisationen). Ziel der Arbeiter sei es gewesen, sich selbst Freiräume für sich zu verschaffen. In diesem Spannungsfeld wies er den „Gemengelagen" zwischen Kooperation und Eigen-Sinn ein wichtige Rolle zu.

Walther L. BERNECKER (Bern) schilderte die Spannungen innerhalb der verschiedenen Strömungen der spanischen Confederacion Nacional del Trabajo (CNT) und behandelte auf diese Weise zentrale Elemente des Aufstiegs und Niedergangs des revolutionären Syndikalismus in Spanien bis zum Ende des Bürgerkrieges. In der CNT rivalisierten — mehr oder weniger latent — die aus dem Süden des Landes stammenden Konzepte des Anarchokommunismus der agrarisch geprägten Landarbeiter sowie die stärker syndikalistisch ausgerichteten Ideen der katalanischen Industriearbeiter. Den Niedergang der CNT in den Jahren 1936–39 sah Bernecker sowohl durch interne Faktoren (starke Bürokratisierung, Aufbau von Hierarchien) als auch externe Einflüsse (Kriegsniederlage, Verfolgung durch die stalinisierten Kommunisten) bedingt. Darüber hinaus verwies er auf zwei weitere Schwachpunkte der CNT. Zum einen sei die Gewerkschaft stark männlich dominiert gewesen, Frauen waren kaum vertreten. Zum anderen sei keine Theorie entwickelt worden, wie mit der Macht im Staate umzugehen sei. Dieses Defizit habe während des Bürgerkrieges dazu geführt, den staatlichen Machtapparat zu restaurieren und somit mittelbar die Revolution geschwächt.

Den Vortragsblock beendeten die Referate von Melanie TATUR (Warschau) über den Weg der Solidarność zur Macht sowie von Peer ZICKGRAF und Dieter BORIS (Marburg) über Arbeiterbewegungen in Lateinamerika zwischen Korporativismus und neoliberaler Deregulierungspolitik in den 1980er Jahren. Melanie Tatur schilderte die Entwicklung der Solidarność von einer breiten Bewegung, die Anfang der 1980er Jahre Arbeiter, Intellektuelle und breite Mittelschichten umfaßte, hin zu einer Repräsentanz demokratischer Eliten Ende dieses Jahrzehnts. Vor allem das Kriegsrecht habe entscheidend dazu beigetragen, die Arbeiterstrukturen zu zerschlagen, da die Staatsmacht rigoroser gegen diese Gruppe vorging als z.B. gegen die Intelligenz.

Anhand der Pole Argentinien und Brasilien entwickelten Zickgraf/Boris ihre These, eine enge Anbindung der Gewerkschaften an die Regierung fördere in Krisenzeiten die Entwicklung radikaler Bewegungen (Brasilien), wohingegen eine größere Distanz der Gewerkschaften zu den Regimen in Umbruchszeiten eher flexible, reformistische Lösungsmuster (Argentinien) enstehen ließe. Die Diskusssion kreiste vor allem darum, ob die spanische Entwicklung diese These nicht eher widerlege, da der Übergang zur Demokratie durch eine enge Zusammenarbeit zwischen Gewerkschaften, Staat und Unternehmern geprägt gewesen sei, die sich erst in der heutigen Zeit auflöse.

Die Abschlußdiskussion in diesem Workshop griff leider kaum die sozialgeschichtlichen Impulse auf, sondern widmete sich der Frage, warum es in keinem industrialisierten Land zu einer echten Revolution gekommen sei. Alf Lüdtke warnte — angesichts des rudimentären sozialgeschichtlichen Forschungsstandes durchaus zutreffend — vor einer ,,Emphase für Revolution" und einer ,,Sehnsucht nach dem großen Sprung". Er plädierte statt dessen dafür, die sozialen Bewegungen mit ihren eigenen Bedürfnissen ernst zu nehmen und nicht an dem zu messen, was Intellektuelle als revolutionär ansehen.

Nachdem am Sonntagmorgen die zentralen Diskussionslinien und Problemebenen der vier Workshops dem Gesamtplenum vorgestellt worden waren, blieb der Sonntagnachmittag einer Abschlußdiskussion vorbehalten. Den Einstieg in die Debatte lieferte Karl Heinz Roth (Hamburg) mit einem Statement über sozialgeschichtliche Forschungsprobleme im Spannungsfeld zwischen Herrschaftsstrategie und gesellschaftlichem Widerstand. Als Beispiel bezog er sich auf den nationalsozialistischen Generalplan-Ost der Jahre 1941–1944. Er konnte sehr anschaulich die spezifischen Reaktionsmuster nachzeichnen, wie z.B. Widerstandsbewegungen in der Sowjetunion und Jugoslawien auf das Vorgehen der deutschen Besatzungstruppen reagierten und spezielle Aktions- und Lebensformen entwickelten.

Die Hauptkritikpunkte auf der Abschlußdiskussion bezogen sich auf das Spannungsfeld von wissenschaftlicher Forschung sowie Ansprüchen politisch Handelnder. Bereits in den einzelnen Workshops hatte sich gezeigt, was hier noch deutlicher wurde: Einerseits fiel es einigen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen nicht leicht, ihr in jahrelanger Forschung gewonnenes spezialisiertes Fachwissen so zu formulieren, daß die Zuhörenden nicht überfordert wurden. Andererseits waren manche Teilnehmer und Teilnehmerinnen wenig geneigt, die eigene Aufmerksamkeit längere Zeit auf ein Thema zu konzentrieren, vor allem dann, wenn hier mißliebige Erkenntnisse präsentiert wurden. Die Enttäuschung war anscheinend umso größer, wenn statt eindeutiger Lösungsmuster differenzierte Analysen geboten wurden. Insgesamt schimmerte auf der Tagung immer wieder das gewiß schwierige aber durchaus reizvolle Problem durch, wie es möglich ist, Wissen und Erfahrungen — aus unterschiedlichen Herangehensweisen gewonnen und in den jeweils eigenen (oft nach außen wenig durchlässigen) Zusammenhängen diskutiert — über diese Grenzen hinweg weiter zu vermitteln.

Es ist geplant, die Tagungsreferate in überarbeiteter Form zu publizieren. Dies wird entweder in der Zeitschrift ,,1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts" oder in der ebenfalls von der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte herausgegebenen Reihe ,,Arbeitspapiere-Atti-Proceedings" erfolgen.

„WEISSE FLECKEN" IN DER GESCHICHTE DES WELTKOMMUNISMUS — STALINISTISCHER TERROR UND „SÄUBERUNGEN" IN DEN KOMMUNISTISCHEN PARTEIEN EUROPAS SEIT DEN DREISSIGER JAHREN. TAGUNGSBERICHT ZUM INTERNATIONALEN WISSENSCHAFTLICHEN SYMPOSION AN DER UNIVERSITÄT MANNHEIM VOM 22. BIS 25. FEBRUAR 1992

Von Markus Wehner

Die Verfolgung der Kommunisten im Stalinismus ist ein Thema, das in der historischen Forschung bisher in starkem Maße von den Erinnerungen der Zeitzeugen bestimmt wurde und bei dem aufgrund der Unzugänglichkeit anderer Quellen entsprechend große Kenntnislücken zu verzeichnen waren. Mit dem Zusammenbruch der nachstalinistischen Systeme in Osteuropa und der Öffnung der Archive in den postkommunistischen Ländern beginnt in jüngster Zeit eine neue Phase der Aufarbeitung dieses Kapitels der Geschichte des Weltkommunismus, das sich von den 1920er/30er Jahren bis in die 1950er Jahre erstreckt.

Der Zeitpunkt für eine wissenschaftliche Konferenz zum Thema stalinistische „Säuberungen" in den kommunistischen Parteien Europas war insofern gut gewählt. Über achtzig Teilnehmer aus einem Dutzend Ländern West- und Osteuropas und den USA (die englischsprachige Forschung schien allerdings etwas unterrepräsentiert) hatten sich in Mannheim getroffen, um Dimensionen und Spezifika der Repressionen innerhalb der europäischen Kommunistischen Parteien näher zu bestimmen. Diese Beschränkung auf einen Teilaspekt der stalinistischen Verfolgungen sei insofern angebracht, da die kommunistische Bewegung wie keine andere Massenbewegung des 20. Jahrhunderts durch die Ausmerzung der inneren „Feinde mit Parteibuch" hervorsteche, wie der Einladende, Hermann WEBER (Mannheim), betonte. In zehn Kurzvorträgen und über 30 schon vor Beginn der Tagung versandten schriftlichen Beiträgen wurden z.T. sehr detailliert verschiedene Facetten der Thematik beleuchtet (eine Liste der Beiträge ist als Anhang abgedruckt).

Den Eröffnungsvortrag über die „ideologischen Wurzeln des Terrors" hielt der junge Moskauer Historiker Alexander WATLIN: Er sieht diese Wurzeln in der Ideologie des Bolschewismus selbst, der sich als „Antithese" gegen das „totale System der zaristischen Alleinherrschaft" gebildet habe und so von Anfang an entsprechende totalitäre Züge aufwies. Ohne Unterschiede zwischen der kommunistischen Herrschaft in den ersten Jahren der Sowjetmacht und den 30er Jahren zu negieren, hält Watlin den Stalinismus für die Variante des Bolschewismus, die sich schließlich durchsetzte, dabei immer „ein Teil des Bolschewismus blieb".

Während einige Tagungsteilnehmer wie Richard LORENZ (Kassel) die Interpretation Watlins mit dem Hinweis auf die Verfolgungen der Menschewiki und Sozialrevolutionäre und die „Maßregelung" innerparteilicher Opposition (Arbeiteropposition, Fall Sultan Galiev u.a.) nach dem Oktoberumsturz und in den frühen 20er Jahren stützten, vermißten andere hier eine differenziertere Sichtweise. Es sei kaum möglich, eine ansteigende Kontinuität des bolschewistischen Terrors von 1917 bis 1937 zu konstruieren — vielmehr sei der Machtkampf innerhalb der bolschewistischen Partei komplizierter verlaufen; die Partei habe neben den totalitären auch gewisse pluralistische Tendenzen aufzuweisen, gab Monty JOHNSTONE (London) zu bedenken. Vehement wandte sich auch Pierre BROUÉ (Grenoble) gegen die Kontinuitätsthese von Leninscher und Stalinscher Politik, die er als „unhistorisch" und als typisch für die „neue konservative Sicht" in den postkommunistischen Staaten bezeichnete. 1917 sei

nicht denkbar ohne 1914, der Terror der Lenin-Zeit müsse im Kontext von Weltkrieg, Entente und Intervention, von Revolution und Gegenrevolution gesehen werden.
Eine Kontinuität in der sozialen Ausrichtung des ,,Terrors" in der Sowjetunion sieht die Moskauer Journalistin und Vertreterin der ,,oral history" Irina STSCHERBAKOWA, die vor kurzem die Möglichkeit hatte, das Schicksal einiger von der NKWD zum ,,Austausch" mit der Gestapo bestimmter deutscher Emigranten anhand von KGB-Archivakten zu studieren. Nach Meinung Stscherbakowas zielte die bolschewistische Politik auf eine Nivellierung und ,,Verlumpung" von Partei und Gesellschaft, durch welche die besten jeder sozialen Gruppe beseitigt wurden. Das Ergebnis dieser Politik sei die Herausbildung des unmündigen *homo sovieticus* gewesen, dessen Mangel an Eigeninitiative und Selbstverantwortung sich in der Krisensituation nach Hitlers Überfall auf die Sowjetunion als großes Problem dargestellt habe.
Betraf der ,,Terror" also wirklich die ,,Besten", die (potentiellen) Oppositionellen in den kommunistischen Parteien, in der Komintern? Läßt sich der ,,Dissens" mit der stalinistischen Parteiführung als durchgängiges Motiv für die Verfolgung nachweisen, wie Bernhard BAYERLEIN (Aachen) formulierte? Wie ist es aber dann zu erklären, daß der Terror auch die ,,treuesten Stalinisten" traf? Wie soll man das Verhältnis von Planung und Eigendynamik der Verfolgung beurteilen? Und in welchem Zusammenhang standen die ,,Säuberungen" in den kommunistischen Parteien zu den Verfolgungen anderer gesellschaftlicher Gruppen? War die sowjetische Gesellschaft durch den Terror wirklich paralysiert oder wurden größere Schichten (z.B. die Industriearbeiterschaft) von den Repressionen gar nicht oder kaum betroffen? Viele dieser Fragen blieben in Mannheim unbeantwortet, wie sich die Historiker trotz aller Fachkompetenz überhaupt schwer taten, gemeinsame Fragestellungen zu entwickeln. Die Darstellung der Fakten, die Benennung und teilweise Aufarbeitung der vielen Forschungslücken steht bis jetzt im Vordergrund der Diskussion. Hier konnten einige neue Kenntnisse vermittelt werden.
Fridrich I. FIRSOV (Moskau) berichtete aufgrund sowjetischer Archivmaterialien, daß ein weiterer großer Schauprozeß, in diesem Falle gegen führende Funktionäre der Komintern, geplant gewesen sei. Parallel dazu habe man an große internationale Prozesse in den europäischen Hauptstädten gedacht, bei deren Organisierung sich jedoch bald größere Schwierigkeiten einstellten. Firsov konnte aus den Archiven auch interessante Daten über die Finanzierung der Kommunistischen Parteien durch die Komintern seit deren Gründung 1919 zitieren und die dadurch entstandenen Abhängigkeitsstrukturen der Parteien von der Moskauer Zentrale erläutern. Auch in einigen anderen der eingereichten Beiträge (Carola Tischler, Reinhard Müller, Hermann Weber u.a.) konnten bereits Materialien aus den nun zugänglichen Moskauer und Berliner Archiven verwertet werden. Allerdings warnten gerade die Teilnehmer mit einschlägiger Archiverfahrung vor einem ,,Archivfetischismus": Es bestehe die Gefahr, im Falle der Verfolgungen aufgrund der neuen Materialien eine Rationalität zu konstruieren, die es als solche gar nicht gegeben habe. Auch sei die Logik der Verfolgung, die man aus den Archivakten herauslesen könne, immer noch die ,,Logik der Verfolger", gab Reinhard MÜLLER (Hamburg) zu bedenken.
Die Funktion, die die Schauprozesse der Jahre 1936–38 in der Sowjetunion für die politische Führung besaßen, wurde sehr kontrovers diskutiert. Während einige Referenten die Bedeutung der Prozesse für die internationale Politik hervorhoben und Bayerlein im ersten Schauprozeß gar eine ,,gigantische kollektive Bestrafungsaktion des deutschen Kommunismus"

auszumachen glaubte, wurde von anderen die innenpolitische Ablenkungsfunktion der Prozesse — nicht zuletzt aufgrund des ,,Desasters in der Ökonomie" — in den Vordergrund gerückt. Diesem Argument wurde allerdings entgegengehalten, daß das Einsetzen der verstärkten Verfolgung in der Sowjetunion gerade mit einer Entspannung der ökonomischen Lage zusammengefallen sei — anstatt in ,,Ökonomismen" steckenzubleiben, gelte es, für die Schauprozesse, wie für die Repressionen insgesamt, einen multifunktionalen Erklärungsansatz zu finden.

Mit einer neuen Hypothese zu den Moskauer Schauprozessen konnte Broué aufwarten: Nach seinen Archivrecherchen in Harvard waren die Angeklagten des 1. Moskauer Schauprozesses 1936 (des Sinowjew-Kamenew-Prozesses) in den 30er Jahren tatsächlich politische Opponenten Stalins, die zwar keine terroristischen Gewalttaten verüben wollten, jedoch 1932 als Vertreter verschiedener Oppositionsgruppen einen politischen Block mit Trotzki zu bilden gesucht hatten. Trotzki habe dies später geleugnet, um nicht weitere Menschen in der Sowjetunion zu gefährden. Eine endgültige Antwort auf die von Broué vorgetragene These werden allenfalls die Moskauer Archive geben können.

Grundlegende Fragen zu der Definition der während der Tagung verwendeten Begriffe und zum Zusammenhang von stalinistischer Verfolgung und dem Problem von Massenvernichtung griff Egbert JAHN (Frankfurt a.M.) auf: Während sich die Wissenschaft bei der Aufarbeitung des Nationalsozialismus schon lange um definitorische Genauigkeit bemühe, sei der Umgang mit der Geschichte der Massenvernichtungen im Stalinismus noch weitgehend undifferenziert, wie die gleichermaßen gebrauchten Bezeichnungen ,,Terror", ,,Repressionen", ,,verschärfter Klassenkampf" und ,,Säuberungen" bewiesen. Terror, so Jahn, sei eine Form der instrumentellen Massenvernichtung, die nicht primär auf die Vernichtung des Gegners, sondern auf seine Einschüchterung, die Brechung seines politischen Willens, abziele. Es gehe dabei um die Beseitigung einer Institution, nicht aber um die Vernichtung aller ihrer Mitglieder. Terror *muß* daher öffentlich und selektiv sein — für die Massenvernichtung des Stalinismus der 30er Jahre sei dieser Terminus insofern inadäquat. Hier handele es sich nicht mehr um eine instrumentelle, sondern um eine exterministische Massenvernichtung, um die (oft im Verborgenen stattfindende) Ausmerzung des Feindes aufgrund seiner angeblichen Andersartigkeit. Worin lagen aber die Motive für diese Massenvernichtung, welche Andersartigkeit war — abseits der offiziellen Verdammung von ,,Spionen", ,,Faschisten" und ,,Saboteuren" — das entscheidende Kriterium für die Stalinsche Vernichtungspolitik? In der Forschung unterscheidet man bisher zwischen ethnischen, politischen und sozialen Motiven für eine solche Vernichtung, spricht dementsprechend von Genozid, Politizid und auch von Soziozid. Die Massenvernichtung in der Sowjetunion der 30er Jahre läßt sich hingegen keinem dieser Begriffe klar zuordnen. Lag ihr eine Mischung aller drei genannten Motivierungen zugrunde? Oder handelte es sich dabei um eine willkürliche Tötung von Menschen, mit dem Ziel, allgemeine Angst zu erzeugen? Ist eine Vernichtungspolitik, bei der ein bestimmtes ,,Plansoll" zu erfüllen war, mit den bereits entwickelten Ansätzen noch beschreibbar, oder führt die Suche nach rational zu erfassenden Kriterien zu einer Fehlanalyse? — Jahns Vortrag, der eine Reihe von Leitfragen für die Tagung hätte liefern können, stand leider erst an ihrem Ende und konnte aus Zeitmangel auch nicht mehr diskutiert werden.

Die letzten Stunden des Symposions waren der internationalen Zusammenarbeit zur Erforschung der Kominterngeschichte und dem Schicksal des Kominternarchivs in Moskau gewidmet. Die Zukunft dieses Archivbestands, der einige Millionen Akten der Kommunistischen

Internationale und ihrer Sektionen umfaßt und Teil des ehemaligen Zentralen Parteiarchivs der KPdSU ist (heute ,,Russisches Zentrum zur Aufbewahrung und Erforschung der Dokumente der neuesten Geschichte"), wurde in Mannheim aufgrund der instabilen politischen und ökonomischen Lage als gefährdet geschildert. Die Gefahr, daß einzelne Nachfolgeparteien, Forschungsinstitutionen oder auch Privatleute durch lukrative Angebote Teile des Bestandes erwerben könnten, schätzten einige Teilnehmer als durchaus real ein. Durch die Gründung einer ,,Internationalen Initiative zur Sicherung, Erschließung und Erforschung des Kominternarchivs" soll seine Erhaltung als geschlossener Komplex gefördert werden. Trotz einiger immer noch unzugänglicher Bestände scheint sich aber insgesamt die Liberalisierung in der sowjetischen Archivpolitik fortzusetzen.
Dies läßt hoffen, daß in den nächsten Jahren die weißen Flecken in der Geschichte des Weltkommunismus zunehmend verschwinden und genauere Antworten zu den in Mannheim aufgeworfenen Fragen möglich sein werden.

Liste der eingereichten Beiträge:

BAHNE, Siegfried (Bochum): Die Verfolgung deutscher Kommunisten im sowjetischen Exil.

BARCK, Simone (Berlin): Zur Spezifik des deutschen literarischen Exils in der Sowjetunion unter kommunikationsgeschichtlichem Aspekt.

BROUÉ, Pierre (Grenoble): Conclusions.

EHRLICH, Stanislaw (Warschau): Nomenklatura: Beispiel Polen (Versuch einer Systemerfassung).

ERLER, Peter (Berlin): Die Rückführung deutscher Opfer des Stalinismus aus der UdSSR und ihre Eingliederung in das gesellschaftliche Leben der SBZ/DDR. — Eine Bestandsaufnahme.

ESCHWEGE, Helmut (Dresden): Auswirkungen des Stalinismus auf die Juden der DDR (1949–1957).

FIRSOW, Fridrich I. (Moskau): Die Säuberungen im Apparat der Komintern.

FOITZIK, Jan (Mannheim): Die stalinistischen ‚Säuberungen' innerhalb der osteuropäischen kommunistischen Parteien. Ein vergleichender Überblick.

HUBER, Peter (Genf): Die Ermordung des Ignaz Reiss in der Schweiz (1937) und die Verhaftung dissidenter Schweizer Spanienkämpfer durch den Geheimapparat der Komintern.

JEMNITZ, János (Budapest): ,,Stalinistischer Terror — Säuberungen seit den 30er Jahren". Mosaikstücke aus der ungarischen Geschichte.

JOHNSTONE, Monty (London): Die Kommunistische Partei Großbritanniens und die Moskauer Prozesse: Der lange Weg von der Verteidigung zur Verwerfung.

KRÖHNKE, Karl (Frankfurt a.M.): ,,War das ich?" Autobiographische Reflexionen ehemaliger Kommunisten über die Jahre des Stalin-Terrors.

LEWIN, Erwin (Berlin): Der Konflikt zwischen der Moskauer Parteiführung und dem Sekretariat des ZK der KPD in Paris 1939/40.

McLOUGLIN, Barry und SCHAFRANEK, Hans (Wien): Die Kaderpolitik der KPÖ-Führung in Moskau 1934–1940.

MENCL, Vojtěch (Prag): Die Säuberungswellen in der Tschechoslowakei nach 1969.

MOTHES, Jürgen (Leipzig): ,,Im Zeichen der Selbstkritik!" Lateinamerika 1929–1933: Die Kommunisten in der Krise.

MUJBEGOVIĆ, Vera und VUJOŠEVIĆ, Ubavka (Belgrad): Die jugoslawischen Kommunisten in den stalinistischen Säuberungen (1929–1949).

MÜLLER, Reinhard (Hamburg): Permanenter Verdacht und ,,Zivilhinrichtung". Zur Genesis der ,,Parteisäuberungen" in der KPD.

MÜLLER, Werner (Mannheim/Halle): Die frühen Schauprozesse in der Sowjetunion und die Reaktionen in der deutschen Öffentlichkeit.

NOUTSOS, Panagiotis (Universität Ioannina): ,,Säuberungen" innerhalb der griechischen KP (1931–1956).

OSERS, Jan (Mannheim): Die Spezifika des Slánský-Prozesses in der ČSR im Vergleich mit den übrigen Schauprozessen in Osteuropa. Erinnerungen eines Zeitzeugen.

PIKE, David (Chappel Hill, University of North Carolina): Ideology and Terror in Soviet-occupied Germany 1949: New Beginnings and Old Reflexes during the Zhdanovshchina.

STEINBERGER, Nathan (Berlin): Zu den Hintergründen der Säuberungen.

STSCHERBAKOWA, Irina (Moskau): Das Schicksal der vom NKWD an Deutschland ausgelieferten deutschen Emigranten (1936–1941) — rekonstruiert anhand von Akten aus dem Moskauer KGB-Archiv.

STUDER, Brigitte (Freiburg/Paris): Jules Humbert-Droz, die Moskauer Prozesse und die Kampagne gegen [André] Gide.

TISCHLER, Carola (Kassel): Vom Helfer zum Verräter? Reaktionen der Internationalen Roten Hilfe auf die Massenverhaftungen deutscher Emigranten in der Sowjetunion (1936–1938).

TOSSTORFF, Reiner (Frankfurt a.M.): ,,Ein Moskauer Prozeß in Barcelona". Die Verfolgung der POUM und ihre internationale Bedeutung.

TRAPP, Frithjof (Hamburg): Binnenstruktur und Außenkontakte des Schriftstellerexils in Moskau.

TROEBST, Stefan (Berlin): ,,Säuberungen" in der Kommunistischen Partei Bulgariens 1936–1953.

WALTER, Hans-Albert (Hofheim/Taunus): Die Hinrichtung als Rückkehr ins Kommunistische Jenseits. Ernst Blochs Rechtfertigung der Moskauer Prozesse.

WATLIN, Alexander (Moskau): Bolschewismus — ideologische Wurzeln des Terrors.

WEBER, Hermann (Mannheim): Schauprozeß-Vorbereitungen in der DDR.

WÖRSDÖRFER, Rolf (Frankfurt a.M.): Italienische Opfer des Stalin-Terrors in der Sowjetunion.

GEHEIMDIENSTE UND POLITISCHE POLIZEI IN DER MODERNEN GESELLSCHAFT. EIN TAGUNGSBERICHT

Von Thomas Franz und Jan Merk

Am 11. und 12. Januar 1992 fand in Berlin die zweite Arbeitstagung des ,,Unabhängigen Historikerverbandes" (UHV) zum Thema ,,Geheimdienste und politische Polizei in der modernen Gesellschaft" statt. Armin MITTER (Berlin) betonte einleitend, daß sich der 1990 in bewußter Abgrenzung zum Historikerverband der DDR gegründete UHV von Anfang an mit dieser Thematik auseinandergesetzt habe. Die in Zusammenarbeit mit der Humboldt-Universität und dem dortigen Studentenrat organisierte Konferenz solle einen Beitrag zur aktuellen, gesellschaftlich notwendigen Diskussion leisten. Die große Zahl von 200 bis 400 Teilnehmern — neben Fachhistorikern auch eine breite, an diesem Thema besonders interessierte Öffentlichkeit — bestätigte diese ambitionierte Erwartung. Für den Verband verlas zunächst Isolde STARK (Berlin) einen Nachruf auf den Berliner Althistoriker Peter Musiolek (1927–1991).

Zwei Grundsatzreferate standen am Anfang des dichtgedrängten Tagungsprogramms. Alf LÜDTKE (Göttingen) stellte begriffsgeschichtliche Überlegungen zur ,,Sicherheit des Staates" an. Der Begriff ,,Staat", der sich erst in der Neuzeit durchsetzte, war im Gegensatz zu dem meist positiv konnotierten Lehnwort ,,Sicherheit" stets doppeldeutig: Sowohl die vorgesetzliche Staatsgewalt als auch die den Staat erst begründende (Volks-)Souveränität konnte im Mittelpunkt der Interpretation stehen. Im 17. und 18. Jahrhundert erweiterten Kameral- und Polizeiautoren zunächst den Begriff der ,,Staatsraison" vom rein fürstlichen Partikularinteresse zum ,,gemeinen Interesse". Sie unterschieden aber auch erstmals zwischen äußerer und innerer Sicherheit. Mit zunehmender Verwissenschaftlichung rückte dann das eng an ein obrigkeitliches Staatsverständnis gebundene Polizeidenken im 19. Jahrhundert immer mehr in die Nähe militärischer Ordnungs- und Sicherheitsvorstellungen. Sicherheitspolitische Überlegungen spielten auch in der Sozialpolitik des späten 19. Jahrhunderts eine Rolle. Erst in der Weimarer Reichsverfassung wurde versucht, die ,,fatale Kontinuität" dieses einseitigen Staats-Sicherheits-Denkens zu durchbrechen, indem Polizei als Instrument politisch-gesellschaftlicher Verständigungsarbeit neu definiert wurde. Sie sollte vermittelnd zwischen Staat und Gesellschaft treten. Nicht zuletzt die heftigen Widerstände gegen diese Konzeption regten Lüdtke abschließend zu der Frage an, wie neben dem theoretischen Diskurs Polizei in der Alltagswelt aufgetreten und aufgenommen worden sei.

Der Schriftsteller Hans Joachim SCHÄDLICH (Berlin) stellte in seinem brillanten Vortrag mit Ludwig Tallhover die Phantasiegestalt eines politischen Polizisten vor, der die Zeit von 1819 bis 1955 miterlebt. Er verkörpert Kontinuität, weil er die ,,Herrschaft an sich" zum Herrn hat und so mit seinen beruflichen Fähigkeiten in allen Herrschaftssystemen einsetzbar ist. Daß die jeweiligen politischen Polizeien unterschiedliche Ziele haben und unterschiedlichen Kontrollmöglichkeiten unterliegen, tritt bei der Konzentration auf einen solchen Protagonisten-Typus in den Hintergrund.

Im ersten von vier Referaten, die die politische Polizei im 19. Jahrhundert thematisierten, wandte sich Günther HÖPFNER (Berlin) der Tätigkeit der 1819 vom Deutschen Bund eingesetzten Zentraluntersuchungskommission in Mainz zu. Ohne Gerichtsbefugnisse zu besitzen, sollte diese Behörde vor allem durch die Zusammenfassung bereits erhobener einzelstaatlicher Berichte die politischen Umtriebe der Burschenschaften erfassen. Etwa zehn Jahre

arbeiteten Beamte der sieben größten deutschen Staaten mit Akribie an einem im wesentlichen abgeschlossenen Vorgang, was — auch mit Blick auf die hohen Kosten — vor allem die tief sitzende Revolutionsangst vieler Staatsbürokratien in der Metternich-Ära deutlich macht. Neben den Untersuchungsbehörden auf Landesebene trat 1833 die Bundes-Zentraluntersuchungsbehörde in Frankfurt am Main die Nachfolge der Zentraluntersuchungskommission an.

Das Entstehen moderner europäischer Polizeibehörden in der Zeit zwischen 1830 und 1930 schilderte Hsi-Huey LIANG (New York) als Hintergrund seiner Untersuchung über den Zusammenhang von internationalen Polizeikontakten und Außenpolitik. Der Hauptzweck dieser neuen Polizeibehörden sei die Systemerhaltung souveräner Territorialstaaten gewesen. Um die Jahrhundertwende traten sie in ein Stadium permanenter Krise, ausgelöst durch die Konkurrenz des Militärs und das Aufkommen neuer Aufgaben (Bekämpfung von Anarchismus, Mädchenhandel, Hoteldiebstahl). Die einzelnen Polizeibehörden entwickelten daraufhin spezifisch nationale Strategien. In Frankreich stand mit der Aufgabe der ,,défense du territoire" der Ausbau der Fremdenpolizei im Mittelpunkt, die auch zur Zusammenarbeit mit ausländischen Polizeibehörden führte. Die oft unterschätzte Bedeutung dieser polizeilichen Beziehungen zeigte Liang am Beispiel des Verhältnisses von Frankreich und Rußland. Sowohl bei der Anbahnung wie bei der Abkühlung der diplomatischen Beziehungen um die Jahrhundertwende spielten Polizeikontakte (u.a. Sozialistenfrage, Revolution 1905) eine wichtige Rolle. In diesem Zusammenhang lenkte Liang das Interesse auch auf die Frage nach dem bislang viel zu wenig bearbeiteten Ende der deutschen Polizeien 1945 und 1989.

Wie die europäischen Polizeibehörden auf die neuartige Herausforderung durch den internationalen Anarchismus zwischen 1890 und 1914 reagierten, wurde in dem englischen Referat von Rick JENSEN (Saratoga Springs) deutlich. Neben der Einrichtung von Spezialabteilungen wurde das polizeiliche Spitzelnetz stark erweitert. Die extreme Mobilität der Anarchisten zwang zur internationalen Zusammenarbeit. 1898 kam auf Regierungsebene eine internationale Konferenz in Rom zusammen; dem 1904 zunächst geheim abgeschlossenen St. Petersburger Polizeibündnis zwischen Rußland, Deutschland und Österreich-Ungarn traten insgesamt 14 Staaten bei — allerdings weder Großbritannien noch Frankreich, Italien oder die USA. Vorherrschend blieb jedoch die einzelfallbezogene Zusammenarbeit, und ab 1913/1914 waren parallel zum Rückgang anarchistischer Aktivitäten auch die internationalen Polizeikontakte rückläufig.

Mit dem Berliner Polizeipräsidium als der ,,Zentrale der Observation des internationalen Anarchismus" befaßte sich Andreas GRAF (Berlin). Nachdem umfassende Bundespolizeipläne seit 1848 immer wieder gescheitert waren, legte das Gesetz zur Überwachung der Anarchistenbewegung in den deutschen Bundesstaaten 1898 die Schlüsselrolle der Berliner Polizei fest: Die einheitliche Informations-, Erfassungs- und Ausweisungstätigkeit ging von Berlin aus, wo das ,,Anarchistenalbum" 1899–1917 geführt wurde. 1914 wurde dann den Generalkommandos eine Verschärfung der ohnehin schon fast lückenlosen Überwachung aller sich in Deutschland aufhaltenden Anarchisten angeordnet. Der ,,Zustand gegenseitiger Projektion und infinitesimaler Kontrolle", in dem sich Polizei und Anarchisten befanden, verweist auf das generelle Problem der Ausgrenzung einer aus der gesellschaftlichen Norm herausfallenden Gruppe. In Anlehnung an Foucault stellte Graf die Frage nach der Macht der Norm: Entwickelt sich die moderne Gesellschaft immer mehr weg von der Gesetzes- hin zur Normorientierung?

In den vier Referaten des nächsten Themenblocks bildete die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts den Schwerpunkt. Unter dem Titel ,,Der britische Secret Service — Der älteste Geheimdienst der Welt" stand der Überblick von Karlheinz SCHÄDLICH (Berlin). Es gelang ihm zwar, mit seiner anekdotischen und faktenreichen Schilderung, Einzelaspekte der geheimdienstlichen Tätigkeit zu illustrieren, seine gemäß dem Motto ,,make it funny" gestaltete Deutung der Paradoxien der Geheimdienstarbeit erschien insgesamt jedoch etwas zu oberflächlich.
Karl Heinrich POHL (Bielefeld) setzte sich in seinem Vortrag zum ,,Münchner Kreis" mit der ,,sozialdemokratischen Friedenspolitik im Ersten Weltkrieg zwischen Geheimdiplomatie und Geheimdienst" auseinander. Das Hauptaugenmerk lag dabei auf der Darstellung von Kontakten deutscher Sozialdemokraten mit Sozialisten und Kriegsgegnern in anderen europäischen Staaten und der Mitwirkung staatlicher Stellen bei den geheimen Friedenssondierungen. Besonders anschaulich konnte Pohl die Grundlagen, Bedingungen und Ziele der Friedensbemühungen am Beispiel des bayerischen Landtagsabgeordneten Adolf Müller und seines politischen Umfeldes aufzeigen. Wenige Monate nach der Zustimmung der SPD-Fraktion zur Kriegskreditvorlage im Reichstag unternahm Müller im Dezember 1914, unterstützt vom Auswärtigen Amt, eine Reise nach Frankreich, um mit dem bürgerlichen Politiker Joseph Caillaux zusammenzutreffen. Dieser hatte sich mehrfach öffentlich gegen den Krieg erklärt, und Müller wollte Caillaux dafür gewinnen, seinen Einfluß auf die französische Presse auszunutzen, um dieser Position mehr Gewicht zu verschaffen. Die ideellen Argumente und materiellen Leistungen des deutschen Unterhändlers in geheimer Mission führten letztendlich nicht zum Erfolg, da Caillaux' private Affären und seine Kriegsgegnerschaft seine Stellung in Politik und Presse erheblich geschmälert hatten und er einige Jahre später sogar verhaftet und verurteilt wurde. Bemerkenswert erschien Pohl neben der inoffiziellen Kooperation von Sozialdemokraten und Regierungsstellen bei der Friedensmission vor allem die Tatsache, daß schon 1914 der ,,demokratische Reformismus" innerhalb der SPD eine beachtliche Basis hatte und daß die Friedensbemühungen durchaus als Teil einer ,,sozialliberalen Traditionslinie" gesehen werden können.
In seinem Referat ,,Widerstand als Landesverrat? Revolutionäre Arbeiterbewegung und Geheimdienste gemeinsam im Kampf gegen Nazi-Deutschland 1938 bis 1945" befaßte sich Dieter NELLES (Wuppertal) mit dem bewegten Schicksal des deutschen Revolutionärs und Widerstandskämpfers Hermann Knüfken. Er hatte während der dreißiger Jahre unter der Obhut der ,,Internationalen Transportarbeiterföderation" (ITF) am Widerstand gegen den Nationalsozialismus teil. Durch die Unterstützung des Vorsitzenden der ITF, Edo Fimmen, gelang es Knüfken und seiner antifaschistischen Aktivgruppe bis zum Jahr 1938, ein konspiratives Netz von Bordvertrauensleuten auf Schiffen der deutschen Handelsmarine aufzubauen, zu unterhalten und wichtige Informationen, u.a. über deutsche Waffenlieferungen an Franco, ins Ausland zu übermitteln. Kurz nach Beginn des Krieges wurde Knüfken in Stockholm verhaftet und zum Objekt eines dramatischen Ringens zwischen dem neutralen Schweden, dem britischen Secret Service und der deutschen Gestapo. Seine Auslieferung an Deutschland wurde verhindert, aber bis zum Herbst 1944 wurde Knüfken in schwedischen Gefängnissen und in der Psychiatrie gefangengehalten, bevor er nach Großbritannien überstellt wurde. Nelles stellte dar, mit welcher Entschlossenheit der dissidente Kommunist Knüfken — so die Hauptthese — bewußt den ,,Landesverrat" als Mittel des Kampfes gegen den Faschismus einsetzte.

Gerhard PAUL (Berlin) legte am Beispiel der Gestapo-Leitstelle Saarbrücken dar, inwieweit auch in der neueren Geschichtsschreibung unreflektierte Mythen und überholte Schulweisheiten mit der tatsächlichen Position und Rolle der Geheimen Staatspolizei im Nationalsozialismus kontrastieren. Er plädierte für einen ,,Perspektivenwechsel in der Polizeigeschichtsschreibung", bei dem die ,,Einbettung der Untersuchung der formellen Sicherheitsinstitutionen in eine umfassendere Analyse" gewährleistet werden müsse. In der neueren Forschung erwiesen sich jene Ansätze als besonders ergiebig, die über die Untersuchung der Institutionen hinaus auch gesellschaftliche Faktoren berücksichtigten. Im Rahmen seiner Lokalstudie lieferte Paul Resultate, die dem verbreiteten Bild von der Allgegenwart und Machtfülle des nationalsozialistischen Überwachungsapparates zuwiderliefen: ,,Das zentrale Ermittlungsinstrument der Gestapo [. . .] bildete die breite Denunziationsbereitschaft innerhalb der Bevölkerung." Schließlich befürwortete Paul auch im Hinblick auf die Aufarbeitung der Rolle des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) in der DDR die Einbeziehung gesellschaftlicher Faktoren und wies auf ,,die fast ungebrochenen, breiten Traditionslinien der Denunziationsbereitschaft in Deutschland" hin.

In der anschließenden lebhaften Diskussion wurde betont, daß Pauls Forderung nach einem Perspektivenwechsel zum Teil bereits umgesetzt worden sei, wobei aber häufig die unbefriedigende Quellenlage Probleme bereite. Reinhard BOLLMUS (Trier) warnte vor allzu voreiligen Umkehr- und Analogieschlüssen bezüglich des Verhältnisses von Gesellschaft und Staat im Nationalsozialismus.

Rainer ECKERT (Berlin) knüpfte mit seinem anregenden komparatistischen Beitrag zum Thema ,,Geheimdienstakten als historische Quellen — Ein quellenkritischer Vergleich zwischen den Stimmungsberichten des Sicherheitsdienstes der SS und des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR" an Pauls Hinweise auf Traditionslinien an. Er eröffnete damit den zweiten Konferenztag, an dem die Geheimdienstgeschichte der DDR im Mittelpunkt stand. Eckert diskutierte zunächst die theoretischen Grundlagen der Totalitarismusforschung, wobei er in Anlehnung an Imanuel Geiss davon ausging, ,,beide Totalitarismen getrennt voneinander zu analysieren und mit identischen Maßstäben zu vergleichen", um ,,die Chance zu demokratischer Aufklärung durch Historie"[1] zu wahren. Die Quellenanalyse erbrachte einerseits das Ergebnis, daß im nationalsozialistischen Deutschland und in der DDR große Mengen von Informationsmaterial beschafft, ausgewertet und der Staatsführung zugänglich gemacht wurden. Paradoxerweise wurden aber in beiden Systemen in der Regel keine handlungsleitenden Konsequenzen gezogen: ,,Insgesamt sind Folgerungen der Reichs- bzw. DDR-Führung aus den Berichten kaum zu erkennen." Die methodische Besonnenheit und analytische Schärfe, die Eckerts Beitrag bestimmten, waren Beweis für die Fruchtbarkeit vergleichender Ansätze auch in der historischen Forschung zu Herrschaftsstrukturen in Diktaturen.

Der langjährige Kenner des DDR-Geheimdienstes, Karl Wilhelm FRICKE (Köln), beschrieb in seinem historisch-genetisch orientierten Vortrag zur Entstehung, Institutionalisierung und Position des MfS in der SBZ/DDR pointiert die Ursachen und Hintergründe der Entwicklungen. Er sah schon in der Gründungsphase des MfS drei Strukturmerkmale angelegt, die letztendlich auch für den Prozeß des Zusammenbruchs von Bedeutung waren. Zunächst ging Fricke davon aus, daß die Vorbild- und Kontrollfunktion der UdSSR konstituierendes Merkmal

1 Imanuel Geiss, Massaker in der Weltgeschichte, in: Die Schatten der Vergangenheit, Frankfurt a.M. und Berlin 1990, S.111.

der Bildung des MfS war. Zugleich wirkte das Ministerium von Beginn an als Herrschaftsinstrument der SED und nicht des Staates, worin zum dritten die wesentliche Ursache für die Hypertrophierung des Apparats und das Fehlen gesetzlich verankerter Kompetenzdefinitionen und Kontrollmöglichkeiten begründet sei. Infolge des Wandlungsprozesses in der UdSSR und des politisch-ideologischen Glaubwürdigkeitsverlustes der SED erwiesen sich diese Grundbedingungen auch als ausschlaggebend für das Ende der Staatssicherheit.

Während am Nachmittag der Fokus nochmals auf die Anfangsjahre des MfS und dessen Ende gerichtet wurde, konnten vormittags zwei übergreifende Vergleiche gezogen werden. Falco WERKENTIN (Berlin) beschäftigte sich mit den ,,Entwicklungsetappen des repressiven Staatsschutzes in der Bundesrepublik". Neben einem fundierten Abriß der kaum erforschten Geschichte der bundesdeutschen Geheimdienste konnte der Mitherausgeber der Zeitschrift ,,Bürgerrechte und Polizei" auch über negative persönliche Erfahrungen mit den ,,Diensten" berichten. Im direkten Vergleich zur DDR betonte er das unterschiedliche Maß an institutionalisiertem Mißtrauen gegenüber der Bevölkerung und schloß mit einem dezidierten Plädoyer für die Abschaffung der Geheimdienste.

In einem breiten ideengeschichtlichen Panorama behandelte der Schriftsteller Wilfried M. BONSACK (Berlin) die Frage ,,Wann begann das Jahr 1984? Der totale Überwachungsstaat als literarische Fiktion". Er spannte einen weiten Bogen, der von Platon über die Utopisten der frühen Neuzeit bis zu literarischen Entwürfen des 20. Jahrhunderts reichte und sah in der Geschlossenheit der Staatsentwürfe ein gemeinsames Merkmal, das als Grundlage der staatlichen Überwachung zu werten sei.

Eine sich aus dem Studium von MfS-Quellen ergebende neue Interpretation des Aufstandes vom 17. Juni 1953 trug Armin MITTER (Berlin) vor. In der westlichen Forschung wurde bisher angenommen, ökonomische Ziele hätten am Anfang der Protestbewegung gestanden. Aus Berichten des MfS schon in den Tagen vor dem 17. Juni läßt sich aber deutlich belegen, daß politische Forderungen, die auf den Sturz der Regierung und auf Demokratisierung zielten, vorrangig waren. Mitter führte aus, daß das Aufgreifen ökonomischer Probleme als ein Versuch zu werten sei, die politische Unzufriedenheit auf ein anderes, weniger gefährliches Feld umzulenken. Diese Sehweise bestärkt auch die These vom ,,Lernschock" 1953, der sowohl Regierenden wie Regierten in der DDR die Möglichkeiten und Grenzen politischen Handelns unter den Bedingungen des Kalten Krieges vor Augen führte und für das weitere Agieren beider Seiten lange von zentraler Bedeutung blieb. Erst durch die Politik Gorbatschows und die entschiedene Haltung von DDR-Oppositionsgruppen ergab sich dann 1989 eine veränderte Machtkonstellation.

Auch im Beitrag von Stephan WOLF (Berlin), einem Mitarbeiter der Gauck-Behörde, stand das erste Nachkriegsjahrzehnt im Mittelpunkt. Gespickt mit vielen Quellenzitaten gab Wolf einen Überblick über die ,,Bearbeitung der Kirchen in der SBZ und der DDR durch die politische Polizei und das MfS bis 1953". Er berichtete von der Zuständigkeit von Spezialkommissariaten, den K 5, auch für die Kirchenobservation ab 1947, vom harten staatlichen Vorgehen gegen einzelne Kirchenvertreter und den zonenübergreifenden kirchlichen Protesten, etwa durch den Berliner Bischof Dibelius. Nach 1949 kristallisierte sich neben dem bei der Regierung angesiedelten Kirchenreferat auch im MfS die Mit-Zuständigkeit für die Kirchenpolitik heraus. In den Folgejahren wurden von dort aus Kriminalisierungsversuche unternommen, was Wolf am Beispiel der Zeugen Jehovas, der Jungen Gemeinden und der Studentengemeinden veranschaulichte. Ein diesen Fragen gewidmetes Gespräch zwischen evangelischen

Kirchenleitungen und DDR-Ministerrat vom 10. Juni 1953, bei dem die Staatsführung eine Änderung des harten Kurses in Aussicht stellte, wurde in seinen Auswirkungen zum Teil durch die Ereignisse vom 17. Juni 1953 wieder eingeschränkt. Klar stellte Wolf die unnachgiebige Haltung des bereits damals einflußreichen Staatssekretärs im MfS, Erich Mielke, heraus.

Wie sehr Historiker gerade bei der Erforschung der jüngsten Geschichte auch auf Zeitzeugeninformationen angewiesen sind, wie schwierig aber momentan jede Überprüfung dieser Angaben noch ist, wurde in dem Referat von Wanja ABRAMOWSKI (Berlin) deutlich. Abramowski, von 1976 bis 1988 hauptamtlicher MfS-Mitarbeiter, kontrastierte den eigenen politischen Anspruch, der ihn aus kommunistischem Elternhaus den Weg zum MfS finden ließ, mit der alltäglichen Arbeitswirklichkeit, die viele Mitarbeiter aus einer Mischung von bedingungsloser Identifikation, Selbstgefälligkeit und Unterwürfigkeit lange nicht an sich herankommen ließen. Dennoch habe es auch kritische Gespräche gegeben, und schon vor 1989 hätten Offiziere — auch aufgrund der psychischen Belastungen — den Dienst verlassen. Abramowski unterschied für 1989 mindestens sechs Gruppierungen innerhalb des MfS: neben den hohen MfS-Generälen um Mielke und dem Kreis um Schwanitz eine Gruppe von ranghohen Überläufern, daneben spät in Aktion getretene ,,Gorbatschowisten", die mit dem bereits 1987 ausgeschiedenen Wolf in Verbindung standen, die ,,Umbildner" zum Amt für Nationale Sicherheit, von denen viele später in der Wirtschaft untergekommen seien, und die ,,Masse desillusionierter und orientierungsloser Mitarbeiter". Auch zu der wichtigen Frage nach der Rolle der bundesdeutschen Geheimdienste in der Endphase der DDR konnte Abramowski nur spekulative Thesen vortragen.

Stefan WOLLE (Berlin), einer der Mitorganisatoren der Tagung, schloß das Vortragsprogramm mit einer ironisch angelegten Replik auf die von Henryk M. Broder kurz zuvor veröffentlichte These von der Herbstrevolution 1989 als Stasi-Verschwörung. Weder gebe es in den Akten Hinweise auf ,,DDR-Selbstauflösungspläne" seitens des MfS, noch könnten die vielfältigen Motivationen der offiziellen und inoffiziellen Mitarbeiter als einheitliches Vorgehen dargestellt werden. Mit der neuen Strategie der Einflußnahme auf Oppositionsgruppen im Herbst 1989 haben MfS-Mitarbeiter aus Tarnungsgründen sogar zur Radikalisierung der Opposition beigetragen und so auch ,,am Ast gesägt, auf dem sie saßen".

Die Aktualität des Tagungsthemas wurde nicht zuletzt bei den beiden abendlichen Diskussionsrunden deutlich. Leider konnten dabei nur wenige der Chancen, die in den durchdachten Fragestellungen angelegt waren, auch wirklich genutzt werden. Die erste öffentliche Diskussion zum Thema ,,Nachrichtendienste im demokratischen Rechtsstaat?", die von Karl Wilhelm FRICKE (Köln) moderiert wurde, vollzog sich in gespannter Atmosphäre.

Andreas SCHREIER (Berlin) vom ,,Bürgerkomitee 15. Januar" sah sich nicht in der Lage, gemeinsam mit den Vertretern des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Peter FRISCH (Bonn), und des Bundesnachrichtendienstes, Gunter HAENDLY (Pullach), zu diskutieren. So blieb Falco WERKENTIN (Berlin) auf dem Podium alleiniger Verfechter einer kritischen Position gegenüber Praxis und Selbstverständnis der bundesdeutschen Geheimdienste. Auch nach Einbeziehung des Auditoriums kam es eher zu einem plakativen Schlagabtausch, als daß tiefergehende, auch unbequeme Fragen erörtert werden konnten. Zum zweiten Abend, der dem ,,Umgang mit der Vergangenheit" am Beispiel der Stasi vorbehalten war, fanden sich viele interessierte Bürgerrechtler im Publikum ein. Das Podium war jedoch mit Christian LADWIG und David GILL von der Gauck-Behörde, Hans SCHWENKE vom Neuen Forum,

Carlo JORDAN von den Grünen, Heinz MEIER vom Museum in der Normannenstraße und Stefan WOLLE vom UHV (alle Berlin) so homogen besetzt, daß es auch der Moderatorin Anne WORST (Berlin) nicht möglich war, den einmal gefundenen Grundkonsens an kritischen Punkten in Frage zu stellen.

Dieses wohl auch auf Erschöpfung zurückzuführende Manko schmälert jedoch nur unwesentlich den überaus positiven Gesamteindruck der Tagung: Gerade bei der aktuellen Stasi-Diskussion hat sich die historische Betrachtungsweise, die erhellende Vergleiche erlaubt, als sehr nützlich erwiesen und den Blick für die fortdauernde Relevanz des Themas geschärft. Die weite thematische und methodische Fächerung der Beiträge verdeutlichte jedoch, wie schwer es in diesem Zusammenhang ist, ein prägnantes Fazit zu ziehen. Eine von vielen Grundsatzfragen, die man am Ende dieser Tagung stellen muß, ist die nach dem Mißverhältnis von Aufwand und Ertrag der Arbeit der Geheimdienste. In mehreren Referaten wurde angesprochen, wie wenig Geheimdiensterkenntnisse in den unterschiedlichsten Systemen bei politischen Entscheidungsprozessen herangezogen wurden. Gerade weil auf dieser Tagung eine Vielzahl von Anregungen gegeben werden konnte, ist es sehr zu begrüßen, daß der UHV die Herausgabe eines Sammelbandes angekündigt hat. Dort wird auch der Beitrag von Patrick Moreau (Paris) zum Thema „Die Stasi und Frankreich", der wegen Erkrankung des Autors entfiel, nachzulesen sein.

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG UND ANGRENZENDER GEBIETE (90)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik "Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern diese Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter einschlägiger Projekte - die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert - um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auf Wunsch werden Ihnen weitere Fragebogen von der Redaktion übersandt. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter - unter Angabe von deren Anschrift - ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur nach Vorlage des Fragebogens bei dem Bearbeiter erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationale und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jedes Jahr vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der „Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns vom jeweiligen Bearbeiter übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Angaben, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)
1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
2.1 Bearbeiter, Vor- und Zuname, Anschrift (Leiter unterstrichen)
2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers
4 Stand der Forschungsarbeit
5 Laufzeit des Projekts
6 Art der Arbeit
7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
8 Kostenträger
9 (Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)
10.1 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
10.2 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
11.1 Inhaltliche Ziele der Arbeit
12 (Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung
13 Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.
14 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
19 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem sogenannten Projektfriedhof ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 16.3.1992

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. GESCHICHTSWISSENSCHAFT, HILFSMITTEL

0 92–001
1 Heimatmuseum Neukölln, Bezirk Neukölln von Berlin, Abt. Vb/Schulamt, Kunstamt, Rathaus, Postfach, W–1000 Berlin 44
2.1 HOFFMANN, Karen; c/o Heimatmuseum Neukölln, Ganghoferstr. 3–5, W–1000 Berlin 44; Tel. 030/6809–2879
4 Laufend
5 Beginn: 3/91, Abschluß: 10/92
6 Eigenprojekt des Heimatmuseums Neukölln; Dokumentation
8 Heimatmuseum Neukölln; Arbeitsamt Berlin; AG Päd. Museum, Zeughofstr., W–1000 Berlin 36
9 Was liegt wo? Bestände der Neuköllner Schulgeschichte
10.1 Mitte 18. Jh. bis heute
10.2 Berlin-Neukölln
11.1 Bestandsaufnahme der Dokumente und Materialien zur Schulgeschichte Neuköllns (Wegweiser für Forschungsarbeiten, die sich mit der Neuköllner Schulgeschichte befassen)
12 Veröffentlichung 1992 geplant
14 Aufbau eines Archivs „Schulgeschichte" am Heimatmuseum; Auswertung von schon bestehenden Archivbeständen anderer Institutionen
16 Ae: Heimatmuseum Neukölln/Berlin; Geheimes StA Preußischer Kulturbesitz/Berlin; BezirksA/Berlin-Neukölln; Pädagogisches Zentrum, Berlin (A für Berliner Schulgeschichte, LA Berlin, Schulamt)

0 92–002
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung
2.1 BRUNNER, Detlev, Dr.; Emser Str. 20, W–1000 Berlin 44; Tel. 030/6266269
4 Abgeschlossen
6 Auftragsforschung; geförderte Forschung
7 Univ. Bochum
8 Hans-Böckler-Stiftung
9 Bestandsverzeichnis zur Geschichte der Gewerkschaftsbewegung von den Anfängen bis 1933. Archivbestände in Ostberliner Archiven
10.1 19. Jahrhundert bis 1933
11.1 Bestandsverzeichnis gewerkschaftlicher Quellen im Archiv der Gewerkschaftsbewegung Berlin (Johannes-Sassenbach-Stiftung, ehemals Zentralarchiv des FDGB) und im Zentralen Parteiarchiv beim Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung (ehemals IML/ZPA)
12 Veröffentlichung in Vorbereitung
16 A der Gewerkschaftsbewegung (ehemals ZA/FDGB); IfGA/ZPA

0 92–003
2.1 BRUNNER, Detlev, Dr.; Emser Str. 20, W–1000 Berlin 44; Tel. 030/6266269
4 Abgeschlossen
6 Aufsatz
8 Bearb.
9 Das Sozialwissenschaftliche Archiv in Berlin. Ein Beitrag zur Geschichte der „Sammlung Universität Frankfurt"
11.1 Geschichte des Berliner Archivs als Einrichtung des Instituts für Sozialforschung an der Universität Frankfurt a.M.; Sammlungsaktivitäten; die Rolle Eduard Fuchs'; politische Konflikte mit Polizei und Justiz; Verhältnis des Archivs/Instituts zur KPD; Bestandsgeschichte der Sammlung beim Zentralen Parteiarchiv in Berlin
12 Veröffentlichung geplant
16 Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung (Zentrales Partei-Archiv; Bundesarchiv, Abt. Potsdam; Geheimes Staatsarchiv Berlin)

0 92–004
2.1 de CORT, Bart; Mercatorstraat 5 III, NL–1056 PW Amsterdam
4 Laufend
5 Beginn: 91, Abschluß: 12/92
6 Eigenprojekt des Bearb.; Bibliographie
8 Bearb.
9 Bibliographie von Erich Kuttner (1887–1942)
10.1 1912–1942
10.2 Deutschland, Niederlande, Frankreich, Spanien
11.1 Komplette Übersicht der Veröffentlichungen von Erich Kuttner: literarische, satirische, politische sowie Publikationen auf den Gebieten der Justiz und der Sozialhilfe; Pamphlete, Gedichte, öffentliche Korrespondenz, Belletristik, Broschüren, Bücher und Reportagen
14 Auswertung der Zeitungen und Zeitschriften, bei denen Erich Kuttner als Redakteur arbeitete; Literatur- und Korrespondenzauswertung zur Erfassung nicht-signierter Arbeiten
16 Zeitungen; Zeitschriften; Korrespondenz an und von Erich Kuttner; Korrespondenz Dritter; Nachlässe

0 92–005
1 SPD-Landtagsfraktion Nordrhein-Westfalen (NRW), Platz des Landtags 1, W–4000 Düsseldorf 1
2.1 MEYER, Christoph; Bonner Str. 77, W–5000 Köln 1; Tel. 0211/884–2035; REGENBRECHT, Michael (1988–1990) [S.a. Proj.-Nr. 89–052 (1/92)]
4 Laufend
5 Beginn: 88, Abschluß: 4/92
6 Auftragsforschung; Handbuch
7 SPD-Landtagsfraktion NRW
8 SPD-Landtagsfraktion NRW
9 Datenhandbuch zur Geschichte der SPD-Landtagsfraktion Nordrhein-Westfalen
10.1 1946 bis heute (Stichtag: 15.1.1992)
10.2 NRW
11.1 Tabellen, Statistiken, Daten etc. zu Landtagswahlen, Landtag und Landesregierung NRW; rechtliche Voraussetzungen für die Arbeit der SPD-Landtagsfraktion; Mitglieder der SPD-Landtagsfraktion; Sozial-, Alters-, Geschlecht- und Regionalprofil; Führungspositionen in der SPD-Landtagsfraktion; tabellarische Lebensläufe führender SPD-Abgeordneter

12 Veröffentlichung geplant: **Datenhandbuch zur Geschichte der SPD-Landtagsfraktion NRW.** Hrsg. von der SPD-Landtagsfraktion NRW. Bearb. von Michael Regenbrecht und Christoph Meyer
13 **Meyer, Chr.: Datenhandbuch zur Geschichte der SPD-Landtagsfraktion NRW.** Zwischenbericht, 1992
14 Grundlagenforschung: Sammlung und Verarbeitung von Zahlen, Namen, Daten und Tatsachen über Abgeordnete und über die Fraktion — teilweise Vergleich mit anderen Fraktionen im Landtag NRW
16 Landtags-A; Handbuch des Landtags; HStA Düsseldorf

B. QUELLENVERÖFFENTLICHUNGEN, NEUDRUCKE, ÜBERSETZUNGEN

0 **92–006**
1 Institut für Deutsche Geschichte, Prenzlauer Promenade 149–152, O–1100 Berlin (zum 31.12.1991 ,,abgewickelt")
2.1 MAMMACH, Klaus, Prof. Dr.; Prenzlauer Allee 129, O–1055 Berlin
4 Laufend
5 Beginn: 90
6 Eigenprojekt des Bearb.; Edition
8 Bearb.
9 **Nationalkomitee und Bewegung ,,Freies Deutschland" in Europa und in Übersee — Dokumentation**
10.1 1942/43–1945
10.2 Weltweit
11.1 Dokumentenpublikation mit kritisch wertender Einleitung; Fortschritte und Hemmnisse sowie deren Ursachen bei der Zusammenführung deutscher Hitlergegner; Konflikte und Meinungsverschiedenheiten im NKFD und in der Bewegung; Wirkungen und Grenzen dieser Bewegung
12 Teilergebnisse sind eingegangen in: **Mammach, K.: Widerstand 1939–1945. Geschichte der deutschen antifaschistischen Widerstandsbewegung im Inland und in der Emigration.** Berlin/DDR: Akademie-Verlag 1987. 444 S.
13 Mss.; Arbeitspapiere
16 Archivalien;Dokumentenveröffentlichungen; Memoiren; Monographien

C. SOZIALISTISCHE THEORETIKER, BEITRÄGE ZUR IDEENGESCHICHTE

0 **92–007**
2.1 BEHRENS, Diethard, Dr.; Wielandstr. 39, W-6000 Frankfurt a.M.; Tel. 069/592485
4 Laufend
6 Eigenprojekt des Bearb.; Diss.
8 Bearb.
9 **Zur Kritik der marxistisch-leninistischen Naturtheorie**
10.1 1977–1984
10.2 DDR, Sowjetunion
11.1 Szientismuskritik des Marxismus-Leninismus
12 Überarbeitete Fassung 1992 geplant
13 Diss., [o.O.] 1984
14 Historisch; theoretisch; politologisch; soziologisch; philosophisch
16 Nur veröffentlichte Unterlagen

D. BIOGRAPHISCHE BEITRÄGE

0 **92–008**
2.1 WEIHE, Ruth; Straußberger Platz 16, O–1017 Berlin
4 Laufend
5 Beginn: 90, Abschluß: 93
6 Eigenprojekt der Bearb.; Edition; Lexikon; Biographien
7 Zusammenarbeit mit der VVN-Hamburg, -Düsseldorf, -Berlin und -Rostock
8 Bearb.
9 **Biographien der Widerstandskämpfer der Gewerkschaftsbewegungen der ITF (Internationale Transportarbeiter Föderation) und ISH (Internationale der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer) 1933–1945 einschließlich der Opfer des Stalinismus 1937-1945**
10.1 1933–1945
10.2 ,,Wasserkante": Nord- und Ostseeraum
11.1 Gewerkschaftsgeschichte der ISH bis Januar 1933, Hamburg, Reimariusstr. 4; die deutsche Sektion der ISH in Dänemark 1933–1936, Kopenhagen, Toldbodgade 10; die Tätigkeit des Westeuropäischen Büros der KI-Abteilung Schifffahrt und die ISH; nationale und internationale Widerstandsbewegung der ,,Gruppe Bernhardt" im Bereich der Ost- und Nordsee 1936–1941; Widerstandsbewegung der ITF, Bereich Schifffahrt, unter Leitung von Edo Fimmen, Amsterdam und London
13 **Weihe, R: Bibliographie zur Geschichte der Gewerkschaftsbewegung der Seeleute.** Ms., Berlin Nov. 1989, 51 S.
14 Auswertung von Archivalien
16 Ae; Massendaten; Zeitungen; Flugblätter

0 **92–009**
1 Univ. München, Institut für Bayerische Geschichte, Abt. Mittelalterliche und vergleichende Geschichte
2.1 GRAU, Bernhard; Implerstr. 29, Whg. 5, W-8000 München 70
2.2 Prof. Dr. Friedrich Prinz
4 Laufend
5 Beginn: 7/90, Abschluß: 7/93
6 Diss.
8 Bearb.; Stipendium der Univ. München
9 **Kurt Eisner. Sozialdemokrat, Journalist, Politiker (1867–1919)**
10.1 1867–1919
11.1 Der Weg Kurt Eisners zur Sozialdemokratie; die Rolle Eisners innerhalb der SPD; die Bedeutung des Journalisten Eisner im Rahmen der Parteipresse; der Wandel Eisners vom Befürworter der Kriegskredite zum radikalen Kriegsgegner; Bewertung seines politischen Handelns

13 **Grau, B.: Studien zur Entstehung der Linken. Die Münchner USP zwischen 1917 und 1920.** M.A. (masch. Ms.), Univ. München 1989
14 Biographische Arbeit
16 Nachlaß Kurt Eisners; Archivbestände unterschiedlichster Art in verschiedenen Städten (Berlin, Marburg, Frankfurt, Nürnberg, München)

0 **92–010**
1 Bischöfliches Generalvikariat Essen, Am Zwölfling 16, W–4300 Essen 1
2.1 BÜCKER, Vera, Dr.
4 Laufend
5 Beginn: 89, Abschluß: 93
6 Auftragsforschung; Monographie
7 Bischöfliches Generalvikariat Essen
8 Bischöfliches Generalvikariat Essen
9 **Nikolaus Groß und die KAB-Zeitung 1926–1945**
10.1 1926–1945
10.2 Deutschland
11.1 Politische Positionsbestimmung der KAB-Zeitung im Zentrum; Demokratieverständnis; Stellung zur NSDAP und zum Nationalsozialismus; 1933–1938: Regimestabilisierung oder Widerstand; Verhältnis zur katholischen Hierarchie; Kölner Kreis im Widerstand; Zukunftspläne
14 Ausgangspunkt der Untersuchung ist die Person Nikolaus Groß; Verbindung historischer, politologischer und theologischer Aspekte
16 Ae; Interviews

0 **92–011**
1 Univ. Bochum, Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung, Postfach 102148, W–4630 Bochum 1
2.1 SCHLEDORN, Uwe; Birkenstr. 56, W–5800 Hagen 1; Tel. 02331/61579
2.2 Prof. Dr. Helga Grebing
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 6/90, Abschluß: 10/90
6 Staatsex.
8 Bearb.
9 **Der Reichtagsabgeordnete und Metallgewerkschafter Walter Oettinghaus. Das Lebensbild eines westfälischen Arbeiterfunktionärs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts**
10.1 1883–1950
10.2 Hagen-Schwelm, Westfalen, Niederlande, Frankreich, Mexiko
12 **Schledorn, U.: Der Übertritt des Reichstagsabgeordneten Walter Oettinghaus zur KPD im Jahre 1931.** Veröffentlichung geplant in: Beiträge zur Heimatkunde der Stadt Schwelm und ihrer Umgebung, NF, 42. H., 1992
13 Ms., 1991
16 Nationale und internationale Ae; Erinnerungsberichte; Zeitungen; Literatur

E. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

0 **92–012**
1 Univ. Hannover, FB Soziologie; FU Berlin, FB Geschichtswissenschaft
2.1 SPODE, Hasso, Dr. M.A.; Geisbergstr. 12, W-1000 Berlin 30
2.2 Prof. Dr. Peter R. Gleichmann; Prof. Dr. Hartmut Kaelble
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 85, Abschluß: 89
6 Diss.
8 Bearb.; andere Geldgeber
9 **Langfristige Wandlungen des Eß- und Trinkverhaltens**
10.1 Mittelalter bis 20. Jahrhundert; Schwerpunkt: 19. Jahrhundert
10.2 Deutschland
11.1 Das Eß- und Trinkverhalten (Bewertung und Funktion von Trunkenheit und Nüchternheit sowie die Techniken des Essens) erweist sich als zentraler Aspekt der „okzidentalen Rationalisierung"; die tiefgreifenden Entwicklungsbrüche lassen sich als Teil und Ausdruck gesellschaftlicher Transformationsprozesse darstellen und erklären; die wichtigsten Weichenstellungen für den heutigen Umgang mit Alkohol erfolgten im 19. Jahrhundert: Medikalisierung des exzessiven Trinkers, erfolgreiche Bekämpfung vormoderner Trinkmuster in ländlichen Unterschichten und in der Arbeiterschaft, Herausbildung eines wissenschaftlich legitimierten Alkoholwissens durch Rassenhygiene und Abstinenzbewegung
12 **Spode, H.: Alkohol und Zivilisation.** Berlin: Tara-Verlag 1992. — **Spode, H.: Geschichte der Trunkenheit** (Arbeitstitel). Leverkusen: Leske und Budrich (in Vorbereitung). — Teilveröffentlichungen u.a. in: Sociologia Internationalis, 29. Jg. (1991), H. 2
14 Historische Anthropologie: Methoden- und Fragestellungen der Sozial- und Mentalitätsgeschichte sowie der Medizingeschichte, der Kultur- und der Wissenssoziologie
16 Primär gedruckte Quellen aus den Beständen der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek, der Reichshauptstelle gegen die Suchtgefahren u.a. Spezialsammlungen

0 **92–013**
1 Univ. Konstanz, FG Geschichte, Postfach 5560, W–7750 Konstanz; Tel. 07531/882471
2.1 GROH, Dieter, Prof. Dr.; BAYER, H. W., M.A.; BLAUERT, A., Dr.; STEFFENS, H., Dr.
2.2 Prof. Dr. Dieter Groh
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 2/86, Abschluß: 10/90
6 Geförderte Forschung; Diss.; M.A.
8 Univ. Konstanz; DFG
9 **Arbeitskämpfe in Deutschland 1806–1889**
10.1 1806–1889
10.2 Untersuchungsschwerpunkte: Augsburg, Berlin, Chemnitz, Hamburg, Leipzig, Nürnberg
11.1 Auf der Grundlage einer Fallsammlung, die zuverlässige Aufschlüsse über Streikfrequenz und Streikintensität liefert, wird die Frage nach den Kontinuitäten und Brüchen zwischen den Arbeitskämpfen der Handwerkerbewegung und

der Industriearbeiterschaft im 19. Jahrhundert verfolgt
12 **Arbeitskämpfe in Deutschland im 19. Jahrhundert. Hrsg. von H. W. Bayer, A. Blauert und H. Steffens.** 2 Bde. Bd. 1: Interpretationen; Bd. 2: Streiktabelle. Konstanz: Hartung-Gorre (in Vorbereitung)
13 Berichte zu den in 10.2 genannten Städten
14 Umfangreiche Streikerhebungen, Rekonstruktion der sich wandelnden gewerbespezifischen Lebens- und Arbeitskampfbedingungen und -formen im 19. Jahrhundert
16 Ae; Zeitungen; Literatur

0 **92–014**
1 Ohara Institute for Social Research, 4342 Aihara, Machida-shi, Tokio 194–02, Japan
2.1 IJUIN, Ritsu, Prof. Dr.; Haraikata-machi 29, Shinjuku-ku, Tokio 162, Japan
4 Laufend
5 Beginn: 10/89, Abschluß: 3/93
6 Eigenprojekt des Ohara Institute for Social Research
7 Hosei University, 4342 Aihara, Machida-shi, Tokio 194–02, Japan
8 Hosei University, 4342 Aihara, Machida-shi, Tokio 194–02, Japan
9 **Agrar- und Landarbeiterpolitik der NSDAP und regionale Landbund- (bzw. NS-Bauernschaft-) herrschaft 1930–1945**
10.1 1930–1945
10.2 Pommern, Schleswig-Holstein, Posen u.a.
12 **Ijuin, R.: Landarbeiterpolitik der NSDAP 1930–32 — Auseinandersetzung der Gruppe Strasser mit der Gruppe Darré.** (In japanischer Sprache), in: Bulletin des Ohara Institute for Social Research, Nr. 378 (5/1990), S. 11–23
16 BA Koblenz und Potsdam; GStA Berlin und Merseburg; LA Greifswald, Schwerin, Schleswig-Holstein; HStA Dresden, Weimar und Düsseldorf; LHA Magdeburg und Brandenburg; Archivum Pantstw. Szczezin, Poznan

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

0 **92–015**
1 Kalamazoo College, Department of History, 1200 Academy St., Kalamazoo, Michigan 49006, USA; Tel. 616/383–8434
2.1 BARCLAY, David E., Prof. Dr.; c/o Kalamazoo College
4 Laufend
5 Beginn: 1/92, Abschluß: 1/93
6 Aufsatz
8 Kalamazoo College; Stipendium der Alexander-von-Humboldt-Stiftung, Jean-Paul-Str. 12, W-5300 Bonn 2
9 **Denkmäler im Potsdamer Raum zur Verherrlichung der Niederwerfung der Revolution in Baden 1849**
10.1 1848/49–1855
10.2 Potsdam
11.1 Der geplante Aufsatz behandelt die gegenrevolutionäre Verherrlichung der Niederwerfung der Revolution in Südwestdeutschland durch preussische Truppen 1849, und zwar anhand zweier Denkmäler, die Friedrich Wilhelm IV. im Potsdamer Raum errichten ließ: das Michaelsdenkmal am Schloß Babelsberg (Michael als „Schlangentöter") und das Triumphtor am Mühlenberg (Heimkehr siegreicher Soldaten)
14 Untersuchung des Bildprogramms; Auswertung von Archivalien und Interviews
16 Unveröffentlichtes Material im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, im geheimen Staatsarchiv/Abt. Merseburg und in der Plankammer der Stiftung Schlösser und Gärten Potsdam-Sanssouci

b) 1890–1914

—

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

0 **92–016**
1 Univ. Köln, Philosophische Fakultät, Pädagogisches Seminar
2.1 WINKLER, Lutz; Siegburger Str. 272, W-5000 Köln 91
2.2 Prof. Dr. Norbert Hilgenheger
4 Laufend
5 Beginn: 12/91, Abschluß: 4/92
6 Staatsex.
8 Bearb.
9 **Der pädagogische Laie als Mitarbeiter der Kinderfreundebewegung von 1919 bis 1933**
10.1 1919–1933
10.2 Deutschland
11.1 Helferausbildung und -schulung; Helferstruktur; Helferverhalten; Helferprofil; Helferwerbung; Helfermotivation
14 Auswertung von Archiv- und Bibliotheksmaterialien
16 A der Arbeiterjugendbewegung, Oer-Erkenschwick; AdsD/FES, Bonn

e) 1933–1945

0 **92–017**
1 Univ. Hannover, Historisches Seminar, Schneiderberg 50, W-3000 Hannover 1
2.1 HEIKE, Irmtraud; Egestorffstr. 15, W-3000 Hannover 91; Tel. 0511/448152
2.2 Prof. Dr. Claus Füllberg-Stolberg
4 Geplant
5 Beginn: 2/92, Abschluß: 8/92
6 M.A.
8 Bearb.

9 Aufseherinnen und weibliche Kapos in den Konzentrationslagern Ravensbrück und Bergen-Belsen
10.1 1933–1945
10.2 KZ Ravensbrück und KZ Bergen-Belsen
11.1 Läßt sich in den untersuchten Frauenkonzentrationslagern etwas frauenspezifisches erkennen? Gab es Unterschiede zwischen Aufseherinnen und Aufsehern? Rekrutierung der Aufseherinnen; Verhältnis zu den weiblichen Häftlingen; weibliche Kapos
16 Ae; Prozeßakten, Autobiographien, Interviews, Zeitungen

0 92–018
1 Institut d'Allemand d-Asnières, Univ. Paris III, Sorbonne Nouvelle, 94 av. des Grésillons, F–92600 Asnières; Tel. (Paris) 47334220
2.1 TULATZ, Claus; 103 av. Philippe-Auguste, F–75011 Paris; Tel. 40090133
2.2 Prof. Dr. Gilbert Krebs
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 10/91
6 Dipl.
8 Bearb.; andere Geldgeber
9 Des Anti-nazis dans la Wehrmacht. L'exemple de l'Afrikadivision 999
10.1 1942–1945
11.1 Entwicklung eines methodischen Ansatzes zur Klärung zweier Fragen: a) wer waren die Antinazis in der Afrikadivision 999? b) wie verhielten sie sich an der Front in Tunesien?; der Text kritisiert die Heroisierung der ,,politischen 999er" in den bisherigen Arbeiten und zeigt auf, daß wesentliche Aspekte bisher unzureichend erforscht sind, insbesondere die Kriegsgefangenschaft von Antinazis
12 Veröffentlichung nach weiterer Forschung und Bearbeitung geplant
13 Tulatz, C.: Neue Erkenntnisse über die Afrikadivision 999. Forschungsbericht für die Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn, 1991
14 Systematische Auswertung von Kriegsgefangenen-Personalakten ehemaliger ,,999er"; exemplarischer Vergleich von Zeitzeugenberichten und bisherigen Analysen mit Dokumenten der Alliierten
16 Bisher unbekannte und neu erstellte Zeitzeugenberichte, Interviews, Kriegstagebücher der Alliierten (Service Historique de l'Armée de Terre, Vincennes), Namenslisten und Dokumente ehemaliger ,,999er" in US-Gefangenschaft (National Archives Washington), Kriegsgefangenen-Personal-Akten, Erkennungsmarken-Verzeichnis und Verlustmeldungen (Deutsche Dienststelle-Wehrmachtsauskunftsstelle Berlin)
19 AdsD/FES

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

0 92–019
1 Univ. Bochum, Fak. für Geschichtswissenschaft, Universitätsstr. 150, W–4630 Bochum 1
2.1 SIEGER, Volker: Ümminger Str. 26, W–4630 Bochum 7; Tel. 0234/294290
2.2 Prof. Dr. Siegried Bahne
4 Laufend
5 Beginn: 11/91, Abschluß: 4/92
6 M.A.
8 Bearb.
9 Die Entwicklung der SED zur ,,Partei neuen Typus"
10.1 Sept. 1947 bis Jan. 1949
10.2 SBZ
11.1 Erforschung der Prozesse und ggf. der Auseinandersetzungen innerhalb der Parteiführung, in deren Ergebnis die SED zur Partei neuen Typus umfunktioniert wurde und die Theorie eines deutschen Sonderweges verworfen wurde; Bedeutung und Funktion der Revidierung der Theorie des deutschen Weges zum Sozialismus bei der Umwandlung der SED zur Partei neuen Typus
14 V.a. Auswertung noch nicht veröffentlichter Quellen aus dem Zentralen Parteiarchiv
16 Nachlässe von Pieck, Ulbricht, Ackermann, Dahlem, Grotewohl und Fechner; stenographische Niederschriften der Tagungen des Parteivorstandes; Beschlußprotokolle der Sitzungen des Zentralsekeretariats

g) B R D

—

h) D D R

0 92–02
1 Univ. Mannheim, Fak. für Sozialwissenschaften, LS für Zeitgeschichte, Prof. Dr. Hermann Weber; Mannheimer Zentrum für Sozialwissenschaften, AB IV: Geschichte der DDR, Geschäftsführer: Prof. Dr. Dietrich Staritz; Steubenstr. 46, W–6800 Mannheim
2.1 WITTICH, Bernd, Dipl. Phil.; Hochdorferstr. 2, W–6701 Gronau; Tel. 06231/1256
2.2 Prof. Dr. Dietrich Staritz
4 Laufend
5 Beginn: 3/90, Abschluß: 3/93
6 Diss.
8 Stipendium der Beneckestiftung
9 Die Interdependenz von Antifaschismus und Stalinismus in der politischen Kultur der SED und der DDR
10.1 Schwerpunkt 1945–1989
10.2 DDR
11.1 Aus der Perspektive des Zusammenbruchs des führungslosen DDR-Staates, der politischen Kultur der SED, der mit ihr ,,befreundeten Parteien" und der DDR-Gesellschaft soll ein Beitrag zur Erforschung politischer und ideologischer Gründe bzw. Ursachen des Versuchs einer sozialistischen Revolution von oben und außen und ihres Scheiterns geleistet werden

12 **Wittich, B.: Interdependenz von Antifaschismus und Stalinismus in der politischer Kultur der SED und DDR,** in: GEP (Berlin) 2 (1991), H. 8, S. 657–666. — **Wittich, B.: Antifaschismus und Stalinismus,** in: LILI (Mainz), Jg. 1991, H. 7, S. 186–213. — Weiter ist die Veröffentlichung eines Beitrages geplant in: Der antifaschistische Staat entläßt seine Kinder. Jugend und Rechtsextremismus in Ostdeutschland. Hrsg. von Karl-Heinz Heinemann und Wilfried Schubarth. Köln: [o.V.] 1992
13 Dissertationskonzept
14 Literatur- und Dokumentenanalyse
16 Archivalien; Literatur; Interviews

0 92–021
1 Deutsches Historisches Institut Washington
2.1 OSTERMANN, Christian; c/o Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Colmantstr. 39, W–5300 Bonn 1; Tel. 0228/693006
2.2 PD Dr. Norbert Finzsch, DHI Washington
4 Laufend
5 Beginn: 10/91, Abschluß: 10/93
6 Diss.; Monographie
8 Bearb.
9 Die USA und die DDR 1949–1961
10.1 Nach 1945
10.2 USA, DDR
11.1 Eine Untersuchung zur amerikanischen Deutschlandpolitik
16 National Archives; Presidential Libraries; Politisches A des Auswärtigen Amtes; BA Potsdam

0 92–022
1 TU Berlin, FB 1 — Geschichts- und Kommunikationswissenschaften, Ernst-Reuter-Platz 7, W-1000 Berlin 10
2.1 KÜCHENMEISTER, Daniel; Gaudystr. 3, O-1058 Berlin
2.2 Prof. Dr. Wolfgang Benz
4 Laufend
5 Beginn: 11/91, Abschluß: 11/93
6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt des Bearb.; Diss.
8 Bearb.; (evtl. ab 1992 Stipendium des Bundesministeriums des Inneren)
9 Reform- und Korrekturbestrebungen der etablierten politischen Kräfte in der DDR am Ende der achtziger Jahre
10.1 1984/85–1989
10.2 DDR
11.1 Frage nach Reformfähigkeit im realen Sozialismus der DDR; Untersuchung von Konzepten und Programmen der etablierten politischen Kräfte; Verlauf des konkret-historischen Prozesses in Verbindung mit Geistesgeschichte; Analyse des Krisenprozesses und des ,,Krisenmanagements"
12 Veröffentlichung für 1992 geplant
13 Exposé; Konzeption für Dissertationsschrift; konzeptionelle Skizzen für Referate und Lehrveranstaltungsreihe; Interview- und Gesprächsaufzeichnungen der Zeitzeugenbefragungen
14 Zeithistorische Darstellungsweise (zeitliche und strukturelle Ebene); Quellenanalyse von Materialien und Dokumenten
16 Ehem. Ae der SED, des FDGB und der FDJ; BA; schriftliche Unterlagen in eigenem Besitz; Zeitzeugenbefragungen von exponierten Personen; aktuelle und historische Literatur einschließlich Zeitungen und Zeitschriften

0 92–023
1 TU Berlin, FB 1 — Geschichts- und Kommunikationswissenschaften, Ernst-Reuter-Platz 7, W–1000 Berlin 10
2.1 STEPHAN, Gerd-Rüdiger; Ribnitzer Str. 9, O–1095 Berlin
2.2 Prof. Dr. Wolfgang Benz
4 Laufend
5 Beginn: 11/91, Abschluß: 11/93
6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt des Bearb.; Diss.
8 Bearb.; (evtl. ab 1992 Stipendium des Bundesministeriums des Inneren)
9 Reform- und Korrekturbestrebungen der etablierten politischen Kräfte in der DDR am Ende der achtziger Jahre
10.1 1988/89–1990
10.2 DDR
11.1 Frage nach Reformfähigkeit im realen Sozialismus der DDR; Untersuchung von Konzepten und Programmen der etablierten politischen Kräfte; Verlauf des konkret-historischen Prozesses in Verbindung mit Geistesgeschichte; Analyse des Krisenprozesses und des ,,Krisenmanagements"
12 Veröffentlichung für 1992 geplant
13 Exposé; Konzeption für Dissertationsschrift; konzeptionelle Skizzen für Referate und Lehrveranstaltungsreihe; Interview- und Gesprächsaufzeichnungen der Zeitzeugenbefragungen
14 Zeithistorische Darstellungsweise (zeitliche und strukturelle Ebene); Quellenanalyse von Materialien und Dokumenten
16 Ehem. Ae der SED, des FDGB und der FDJ; BA; schriftliche Unterlagen in eigenem Besitz; Zeitzeugenbefragungen von exponierten Personen; aktuelle und historische Literatur einschließlich Zeitungen und Zeitschriften

III. Regionale und lokale Darstellungen

0 92–024
2.1 SCHLEDORN, Uwe; Birkenstr. 56, W–5800 Hagen 1; Tel. 02331/61579
4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Bearb.
9 ,,. . . und haben das Recht verwirkt, sich Reichsbanner zu nennen." Konflikte in der Bochumer Sozialdemokratie 1925–1930
10.1 1925–1930
10.2 Bochum, Westfalen

11.1 Zwischen 1925 und 1930 übernahmen in der Bochumer SPD Vertreter des linken Flügels zeitweise führende Funktionen; sie gerieten in Konflikt mit dem Dortmunder Bezirksvorstand der SPD, aber auch mit dem Gau- und dem Bundesvorstand des Reichsbanners. Bisher noch nicht ausgewertete Protokolle und Resolutionen der Bochumer SPD und des Bochumer Reichsbanners vom Frühjahr 1927 werfen ein neues Licht auf die damalige Debatte, in deren Verlauf der größere Teil des Bochumer Reichsbanners ausgeschlossen wurde; innerhalb der SPD wurde der Kampf größtenteils um die innerparteiliche Demokratie geführt
12 Veröffentlichung geplant in: Industrieller Wandel und kulturelles Leben. Politische Kultur in Bochum 1860–1990. Hrsg. von Peter Friedemann und Gustav Seebold. Essen: Klartext-Verlag 1992
16 StA Münster; IfGA Berlin; StadtAe Dortmund und Bochum; Zeitzeuge; Zeitungen: Volksstimme, Hagen; Volksblatt, Bochum; Der Rechte Weg, Dortmund; Literatur

a) Regional

—

b) Lokal

0 92–025
1 Heimatmuseum Neukölln, Bezirk Neukölln von Berlin, Abt. Vb/Schulamt, Kunstamt, Rathaus, Postfach, W-1000 Berlin 44
2.1 ROGLER, Rudolf; c/o Heimatmuseum Neukölln, Ganghoferstr. 3-5, W-1000 Berlin 44; Tel. 030/6809-2879
4 Laufend
6 Eigenprojekt des Heimatmuseums Neukölln; Monographie
8 Heimatmuseum Neukölln; Arbeitsamt Berlin u.a.
9 Volksbildung in Neukölln. Anspruch und Wirklichkeit am Beispiel der Neuköllner Schulen von den Anfängen bis 1990
10.1 1750–1990
10.2 Berlin-Rixdorf/Neukölln
11.1 Neukölln als ein Mittelpunkt der Schulreform und Reformpädagogik 1919–1933 und 1945-1980?
13 Arbeitspapiere
14 Literaturauswertung; Interviews; Expertenreferate
16 Berliner Ae

0 92–026
1 TU Berlin, Institut für Geschichtswissenschaft, Ernst-Reuter-Platz 7, W-1000 Berlin 10
2.1 LINDENBERGR, Thomas; Prausestr. 28, W-1000 Berlin 45; Tel. 030/8332346
2.2 Prof. Dr. Reinhard Rürup
4 Laufend
5 Beginn: 86, Abschluß: 92
6 Eigenprojekt des Bearb., Diss.
8 Bearb.
9 Straßenpolitik. Zur Sozialgeschichte der öffentlichen Ordnung in Berlin, 1900–1914
10.1 1900–1914
10.2 Berlin
11.1 Die Straße in der Großstadt als Raum sozialer Konflikte: Ort der Interessenartikulation und -wahrung durch „direkte Aktionen" und Teil der unterschichtigen Lebensweise vs. Straße als Ort der Herrschaftsausübung, Kontrolle durch polizeiliche „Straßen-Ordnung" von oben; Untersuchungsbereiche: alltägliche Konflikte mit der Polizei, sog. „Streikexzesse" (z.B. Moabiter Unruhen 1910), Demonstrationen
12 Lindenberger, Th.: Die Fleischrevolte am Wedding. Lebensmittelversorgung und Politik in Berlin am Vorabend des Ersten Weltkriegs. (Tagungsbeitrag zu „Nahrungsmangel, Hunger und Protest in Deutschland, 1750–1950", Tagung im ZI für sozialwissenschaftliche Forschungen der FU Berlin vom 21.–23. März 1991, Leitung: Heinrich Volkmann und Manfred Gailus); erscheint 1992 im Tagungsband. — Neben der Veröffentlichung als Dissertation ist die Auskoppelung eines Kapitels über die „Moabiter Unruhen 1910" in erweiterter Form geplant
14 Durchsicht der gesamten Jahrgänge der „Vossischen Zeitung" nach Fällen zur Samplebildung, angelehnt an die Protestforschung (Menschenmengen ab 20 Personen, Eingreifen der Polizei); 3 Unter-Samples: Alltäglicher „Kleinkrieg" (405 N), Streiks mit polizeilichem Eingreifen (74 N), Straßendemonstrationen (64 N)
16 Akten der Polizei und des preußischen Innenministeriums; „Vorwärts", „Vossische Zeitung"

0 92–027
1 Univ. Konstanz, LS Prof. Dr. Dieter Groh, Postfach, W-7750 Konstanz; Tel. 07531/882451
2.1 JASER, Sonja, M.A.; Zogelmannstr. 12, W-7550 Konstanz; Tel. 07531/23957
2.2 Prof. Dr. Dieter Groh
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 10/90
6 Geförderte Forschung; M.A.
8 Univ. Konstanz; Bearb.
9 Streiks in Nürnberg 1848–1889 — Zwischen Kampfgeist und Traditionsbindung
10.1 1848–1889
10.2 Nürnberg
11.1 Erstellung einer vollständigen Streikliste für Nürnberg im untersuchten Zeitraum mit den Parametern Zeitpunkt, Dauer, Teilnehmerzahl, Branche/Beruf, Anlaß, Forderungen und Erfolge; auf der Basis der konkreten Fälle Ermittlung der Determinanten, die das Arbeitskampfverhalten bestimmten; dabei Unterteilung des Untersuchungszeitraums in die drei Abschnitte: 1848–1870 (Zwischen Revolution und Reichsgründung), 1871–1878 (Gründerjahre und „Große Depression") und 1879–1889 (Fachvereinszeit);
12 Veröffentlichung geplant
13 M.A., Univ. Konstanz 1990
14 Erhebung und Auswertung von Archivmaterial, Einbindung in einen breiten wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Zusammenhang, der die

besondere Stellung Nürnbergs in der bayerischen und deutschen Gewerbelandschaft deutlich macht

16 Archivalien aus dem StadtA Nürnberg, StA Nürnberg, Bayerischen HStA München; diverse Nürnberger und überregionale Zeitungen 1865-1889

F. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER ARBEITER-BEWEGUNG ANDERER GEBIETE

—

G. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER INTERNATIONALE UND ZUR GESCHICHTE DER ARBEITER-BEWEGUNG MEHRERER LÄNDER

0 92–028
2.1 STEFFENS, Sven; Chaussee de Bruxelles 252, B–1190 Brüssel
2.2 Prof. Dr. Eberhard Weis
4 Laufend
5 Abschluß: 12/92
6 Eigenprojekt des Bearb.; Diss.
8 Bearb.
9 Studien zur Lebensweise und Metalität deutscher und belgischer Handwerker anhand autobiographischer Quellen (spätes 18. bis frühes 20. Jahrhundert)
10.1 Spätes 18. bis frühes 20. Jahrhundert
10.2 Deutschland, Belgien

0 92–029
1 European University Institute
2.1 KÖRNER, Axel; c/o Instituto Universitario Europeo, CPN 2330, I–50100 Firenze-Ferrovia
2.2 Prof. Dr. Heinz-Gerhard Haupt
4 Laufend
5 Beginn: 9/91, Abschluß: 9/94
6 Geförderte Forschung; Diss.
8 European University Institute
9 La chanson ouvrière en Allemagne et en France. Chansons ouvrières et chansons des ouvriers du XIX^e siècle
10.1 19. Jahrhundert
10.2 Deutschland, Frankreich
11.1 Inhaltliche und formale Analyse von Arbeiterliedern und ihre Einordnung in den sozialistischen sowie musik- und literaturhistorischen Kontext; Untersuchung der musikalischen Kommunikation einer spezifischen sozialen Gruppe; Parallelitäten und Unterschiede des Arbeiterliedes in Deutschland und Frankreich zwischen Handwerkstradition, Revolutions- und Parteihymne
13 Körner, A.: La Musique des Ouvriers. Chansons ouvrières et associations musicales en France au XIX^e siècle. Mémoire de Maîtrise, Lyon, Centre Pierre Léon, 1991
14 Methoden auf sozialhistorischer, musikwissenschaftlicher und kommunikationswissenschaftlicher Basis
16 Bibliotheken und Spezialarchive; Arbeiterliedblätter, Flugblätter, Liederbücher, Werkausgaben, Presse; biographische Zeugnisse

II. NACHTRÄGE

0 2551
2.1 THUM, Horst, Dr.; Rothenhofer Str. 3, W–8633 Rödental, oder Hudeweg 7 A, W–3057 Neustadt a.Rnge. 1; Tel. 05032/63589
4 Abgeschlossen
6 Diss.
12 Thum, H.: Wirtschaftsdemokratie und Mitbestimmung. Von den Anfängen 1916 bis zum Mitbestimmungsgesetz 1976. Vorwort: Heinz-Werner Meyer und Jochen Richert (= Gewerkschaften in Deutschland, Bd. 12). Köln: Bund-Verlag 1991. 193 S. — [S.a. Proj.-Nr. 2551 (4/84)]
13 Thum, H.: Der Mythos vom Sieg der Gewerkschaften bei den Auseinandersetzungen um die Montanmitbestimmung 1951. Eine Untersuchung zu den Voraussetzungen, Ergebnissen und Folgen des Gesetzes über die paritätische Mitbestimmung. Diss., Univ. Hannover 1982 (1/92)

0 79–0202
1 Univ. Bielefeld, Fak. für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Postfach 8640, W–4800 Bielefeld 1
2.1 POHL, Karl Heinrich, Priv. Doz. Dr. habil.; c/o Univ. Bielefeld
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 79, Abschluß: 89
6 Habil.
9 Bayerische Sozialdemokratie
10.1 1890–1914
10.2 München
12 Pohl, K. H.: Die Münchener Arbeiterbewegung. Sozialdemokratische Partei, Freie Gewerkschaften, Staat und Gesellschaft in München 1890–1914 (= Schriftenreihe der Georg-von Vollmar-Akademie, Bd. 4). München, London, New York und Paris: K. G. Saur 1992. 580 S.
13 Habil., Univ. Bielefeld 1989 (1/92)

0 80–118
1 Univ. Bochum
2.1 KOZICKI, Norbert; Im Erlenkamp 18, W–4690 Herne 2
2.2 Prof. Dr. Leo Kofler
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 79
6 Ex.
9 Zur Soziologie der Arbeiterbewegung während der Novemberrevolution im Landkreis Gelsenkirchen unter besonderer Berücksichtigung der Ämter Wanne und Eickel

10.1 1918–1919
10.2 Landkreis Gelsenkirchen, Ämter Wanne und Eickel
12 Kozicki, N.: Die Novemberrevolution in Herne und Wanne-Eickel, in: „Nichts ist so schön wie . . .". Geschichte und Geschichten aus Herne und Wanne-Eickel. Hrsg. von Frank Braßel, Michael Clarke und Cornelia Objartel-Balliet. Essen: Klartext Verlag 1991, S. 102–108
13 Ex., Univ. Bochum 1979 (1/92)

0 80–122
1 DGB-Bildungswerk Hessen, Studienkreis zur Erforschung und Vermittlung der Geschichte des deutschen Widerstandes 1933–1945 e.V., Frankfurt am Main
2.1 ULRICH, Axel; Nassauer Str. 49, W–6200 Wiesbaden; Tel. 0611/805413
4 Laufend
5 Beginn: 80
6 Monographien; Aufsätze
8 DGB-Bildungswerk Hessen
9 Der Widerstand der Industriearbeiterschaft im Rhein-Main-Gebiet 1933–1945
10.1 1933–1945
10.2 Rhein-Main-Gebiet
12 Ulrich, A.: Freiheit. Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold und der Kampf von Sozialdemokraten in Hessen gegen den Nationalsozialismus 1924–1938. Hrsg. vom SPD-Bezirk Hessen-Süd und der Union-Druckerei und Verlagsanstalt. Frankfurt a.M.: [o.V.; Bezug: SPD-Bezirk Hessen-Süd, Günther Pohlmann, Fischerfeldstr. 7–11, W–6000 Frankfurt a.M.] 1988. 190 S. — **Ulrich, A.: Verfolgung und Widerstand christlicher Gewerkschafter im Rhein-Main-Gebiet während der NS-Diktatur,** in: Nassauische Annalen 101 (1990), S. 185–198. — **Ulrich, A.: Zum Widerstand der Freien Arbeiter-Union Deutschlands gegen den Nationalsozialismus. Ihr konspiratives Verbindungsnetz in Hessen und im Raum Mannheim/Ludwigshafen,** in: Nassauische Annalen 99 (1988), S. 153/171. — **Bembenek, Lothar und Axel Ulrich: Widerstand und Verfolgung in Wiesbaden 1933–1945. Eine Dokumentation.** Hrsg. vom Magistrat der Landeshauptstadt Wiesbaden, Stadtarchiv. Gießen: Anabas-Verlag 1990. 456 S. — [S.a. Proj.-Nrn. 80–122 (4/83) und 81–715 (1/92)] (1/92)

0 81–515
1 Univ. Freiburg
2.1 MÜLLER, Klaus-Peter, Dr.
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 81, Abschluß: 88
9 Politik und Gesellschaft im Krieg. Regierende und Regierte in Baden 1914–1918
10.1 1914–1918
10.2 Baden
12 Müller, K.-P.: Politik und Gesellschaft im Krieg. Der Legitimitätsverlust des badischen Staates 1914–1918 (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, Bd. 109). Stuttgart: Kohlhammer 1988. XXVI, 511 S. (1/92)

0 81–715
1 Magistrat der Stadt Wiesbaden und Hessisches Institut für Bildungsplanung und Schulentwicklung (HIBS), Projekt „Hessen im Nationalsozialismus", W–6200 Wiesbaden
2.1 BEMBENEK, Lothar; Herderstr. 10, W–6200 Wiesbaden
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 81, Abschluß: 90
6 Eigenprojekt
7 Magistrat der Stadt Wiesbaden
9 Verfolgung und Widerstand in Wiesbaden 1933–1945
10.1 1933–1945
10.2 Wiesbaden
12 Bembenek, Lothar und Axel Ulrich: Widerstand und Verfolgung in Wiesbaden 1933–1945. Eine Dokumentation. Hrsg. vom Magistrat der Landeshauptstadt Wiesbaden, Stadtarchiv. Gießen: Anabas-Verlag 1990. 456 S. — [S.a. Proj.-Nrn. 80–122 (1/92) und 81–715 (3/83)] (1/92)

0 82–268
1 Univ. Heidelberg, Evangelisch-Theologische Fak., LS für Sozialethik
2.1 ANSCHÜTZ, Kurt, Dr.; Pariser Str. 52, W-1000 Berlin 15; Tel. 030/8815256
2.2 Prof. Dr. Heinz-Eduard Tödt †
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 7/91
6 Diss.
9 Voraussetzung und Entwicklung der Auseinandersetzungen in der evangelischen Bevölkerung mit dem Nationalsozialismus in St. Georgen
10.1 1914–1923
10.2 St. Georgen, Schwarzwald, Baden
12 Anschütz, K.: Protestantismus und Arbeiterschaft. Von der Bewältigung des Alltags in St. Georgen im Schwarzwald in den Jahren 1914/23. Stuttgart, Berlin und Köln: Kohlhammer 1992. 496 S.
13 Anschütz, K. : Der Protestantismus und die Arbeiterschaft von St. Georgen im Schwarzwald in der Krise der Nachkriegsjahre 1918 bis 1923. 2 Bde., 468 S.; Diss., Univ. Heidelberg 1990 (1/92)

0 82–349
2.1 KOZICKI, Norbert; Im Erlenkamp 18, W–4690 Herne 2
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 79, Abschluß: 91
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz; Dokumentation
8 Bearb.
9 Geschichte der KPD in Wanne-Eickel von 1918 bis 1956 als Teil von Arbeiterbiographien

10.1 1918–1956
10.2 Wanne-Eickel
12 Kozicki, N.: „Wir waren die Stärkste der Parteien". Kommunisten in Wanne-Eickel, in: Nichts ist so schön wie . . .". Geschichte und Geschichten aus Herne und Wanne-Eickel. Hrsg. von Frank Braßel, Michael Clarke und Cornelia Objartel-Balliet. Essen: Klartext Verlag 1991, S. 158–165 (1/92)

0 83–109
1 Univ. Wien, Geisteswissenschaftliche Fak., Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Dr. Karl Lueger-Ring 1, A–1010 Wien
2.1 EHMER, Josef, Dr.
2.2 Prof. Dr. Michael Mitterauer
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/77, Abschluß: 5/89
6 Geförderte Forschung; Habil.
8 Stiftung Volkswagenwerk; Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich; Alexander von Humboldt-Stiftung
9 Strukturwandel der Familie im europäischen Vergleich
10.1 Mitte 17. bis frühes 20. Jahrhundert
10.2 England, Mitteleuropa
12 Ehmer, J.: Heiratsverhalten, Sozialstruktur, ökonomischer Wandel. England und Mitteleuropa in der Formationsperiode des Kapitalismus (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 92). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1991. 324 S. — [S.a. Proj.-Nr. 83–109 (1/83)]
13 Ehmer, J.: Das Heiratsverhalten und die Traditionen des Kapitalismus. England und Mitteleuropa im 19. Jahrhundert. Habil., Univ. Wien 1989 (1/92)

0 83–126
1 Univ. Bremen, FB 11, Forschungsschwerpunkt „Reproduktionsrisiken, soziale Bewegungen und Sozialpolitik", Achterstraße, W–2800 Bremen 33
2.1 ELLERKAMP, Marlene, Dr.; Pagentorner Heimweg 10, W–2800 Bremen 1
2.2 Prof. Dr. Heinz-Gerhard Haupt
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 3/82, Abschluß: 3/91
6 Geförderte Forschung; Diss.
8 Univ. Bremen; DFG
9 Gesundheitsverhältnisse und Arbeitsbedingungen von Textilarbeiterinnen in Bremen im Deutschen Kaiserreich. Zum Zusammenhang von sozialer Lage, innerbetrieblicher und staatlicher Sozialpolitik und Selbsthilfe
10.1 1870–1914
10.2 Bremen
12 Ellerkamp, M.: Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht. Zu den sozialen Kosten der Industrialisierung: Bremer Textilarbeiterinnen 1870–1914 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 95). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1991. 343 S.
13 Ellerkamp, M.: Textilarbeiterinnen im Kaiserreich. Krankheit, Lebensweise, soziale Sicherung und Protest in Bremen. Diss., Univ. Bremen 1988/89 (1/92)

0 83–151, 85–004
1 FU Berlin, FB Wirtschaftswissenschaften, AB Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Hittorfstr. 2–4, W–1000 Berlin 33
2.1 VOLKMANN, Heinrich, Prof. Dr.; SPODE, Hasso, Dr.; MORSCH, Günter, Dr.
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 81, Abschluß: 87
6 Geförderte Forschung
8 DFG
9 Arbeitskämpfe in Deutschland 1933–1980
10.1 1933–1980
10.2 Deutschland; Westzonen; BRD
11.1 Möglichst vollständige Erfassung und Dokumentation von Arbeitskämpfen; Quellenbeschreibung und Operationalisierung zu Zwecken der historischen Statistik; die Ergebnisse werden in Form von Fallsammlungen und Tabellen aufbereitet
12 Teilveröffentlichung: **Spode, H.: Quellen zur Statistik von Streiks und Aussperrungen in der BRD**, in: Grundlagen der Historischen Statistik in Deutschland. Hrsg. von Wolfram Fischer und Andreas Kunz. Opladen: Westdeutscher Verlag 1991
14 Historische Statistik
16 Hauptsächlich Akten staatlicher Stellen in Deutschland und der Besatzungsmächte, der Landesarbeitsämter und von Gewerkschaften (1/92)

0 84–128
1 Univ. Bremen, FB 8, Postfach 330440, W–2800 Bremen 33
2.1 HAHN, Manfred, Prof. Dr.; Rabienstr. 28 A, W–2862 Worpswede; Tel. 04792/2118
4 Laufend
5 Beginn: 84, Abschluß: 12/92
6 Eigenprojekt des Bearb.
9 Archivalienkunde des vormarxistischen Sozialismus
10.1 Ende des 18. bis zweites Drittel des 19. Jahrhunderts
10.2 Westeuropa, USA
11.1 Es interessieren die reichen Bestände ungedruckter verbaler Dokumente des vormarxistischen Sozialismus, dieser aufgefaßt als Theorien und Kommunitarismus oder frühe Ansätze zu beweisender Praxis gegen die kapitalistische Gesellschaft; Geographie und Profil aufbewahrender Institutionen (Archive, Bibliotheken, Museen)
16 Forschungsliteratur und Quelleneditionen zum vormarxistischen Sozialismus; separat veröffentlichte Bibliographien; (gedruckte) Führer zu Handschriften-Sammlungen; Bestandübersichten; Auskünfte der Archive, Bibliotheken, Privatsammler; Auktionskataloge; Monographien zur Geschichte von Archiven und Bibliotheken (1/92)

0 **84–206**
1 FU Berlin, ZI für Sozialwissenschaftliche Forschung, AB Vergleichende Faschismusforschung, Babelsberger Str. 14–16, W–1000 Berlin 33
2.1 FALTER, JÜRGEN W., Prof. Dr.; u.a.; Tel. 030/8524075
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 8/81, Abschluß: 91
6 Geförderte Forschung
8 Stiftung Volkswagenwerk; DFG
9 **Wählerbewegungen zum Nationalsozialismus 1924–1933 in Deutschland und Österreich**
10.1 1924–1933
10.2 Deutschland
12 **Falter, J. W.: Hitlers Wähler.** München: Beck 1991. 443 S. (1/92)

0 **84–271**
1 Historische Kommission zu Berlin (HiKozB), Kirchweg 33, W–1000 Berlin 38; Tel. 030/816001-0
2.1 ENGEL, Helmut, Prof. Dr.; JERSCH-WENZEL, Stefi, Prof. Dr.; TREUE, Wilhelm, Prof. Dr. Dr.h.c.; SILBEREISEN, Gabriele; u.a.; Tel. 030/816001-36
4 Laufend
5 Beginn: 84
6 Auftragsforschung; geförderte Forschung
7 HiKozB; Landeskonservator Berlin
8 Senatsverwaltung für Arbeit und Frauen, Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung (beide Berlin); Drittmittel
9 **Geschichtslandschaft Berlin. Orte und Ereignisse.** (Gegliedert nach Bezirken)
10.1 18. bis 20. Jahrhundert
10.2 Berlin (einzelne Bezirke)
12 **Geschichtslandschaft Berlin. Orte und Ereignisse. Hrsg. von Helmut Engel, Stefi Jersch-Wenzel und Wilhelm Treue.** Bd. 1: **Charlottenburg.** T. 1: **Die historische Stadt. Mit Beiträgen von Berthold Grzywatz, Andreas Hoffmann, Marie-Luise Kreuter, Harald Reissig, Barbara Sasse, Gabriele Silbereisen und Michael Steinbrecher.** Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung 1986. XVIII,635 S. — T. 2: **Der neue Westen. Mit Beiträgen von Andreas Hoffmann, Marie-Luise Kreuter, Harald Reissig, Barbara Sasse, Gabriele Silbereisen und Michael Steinbrecher.** Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung 1985. XVII,487 S. — Bd. 2: **Tiergarten.** T. 1: **Vom Brandenburger Tor zum Zoo. Mit Beiträgen von Helmut Bräutigam, Berthold Grzywatz, Andreas Hoffmann, Marie-Luise Kreuter, Manfred A. Pahlmann, Harald Reissig, Jürgen Schmädeke, Gabriele Silbereisen, Klaus-Dieter Wille und Karl-Hermann Zehm.** Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung 1989. XVIII,404 S. — T. 2: **Moabit. Mit Beiträgen von Berthold Grzywatz, Andreas Hoffmann, Marie-Luise Kreuter, Harald Reissig, Gerd Sembritzki und Gabriele Silbereisen.** Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung 1987. XX, 391 S. — Bd. 3: **Wedding. Mit Beiträgen von Andrea Lefèvre, Karin Mahlich, Dietlinde Peters, Harald Reissig, Christine Roik-Bogner und Gabriele Silbereisen.** Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung 1990. XXIV,472 S.
13 In Vorbereitung: Bd. 4: **Zehlendorf. Mit Beiträgen von Roland Courth, Karla Bilang, Heinrich Kaak, Ulrich Wyrwa, Ralf Zünder und Gabriele Silbereisen.** — Bd. 5: **Kreuzberg. Mit Beiträgen von Waltraud Schade, Agnes Lanwer, Hasso Spode, Armin Triebel und Gabriele Silbereisen** (1/92)

0 **86–030**
1 St. Olaf College, History Department, Northfield, Minnesota 55057, USA
2.1 WEITZ, Eric D., Prof. Dr.; c/o St. Olaf College
4 Laufend
5 Beginn: 86, Abschluß: 12/92
6 Eigenprojekt des St. Olaf College
7 American Council of Learned Societies; Social Science Research Council; Joint Committee on Eastern Europe; National Council for Soviet and Eastern European Research
8 St. Olaf College; Stipendien der Auftraggeber; DAAD; International Research and Exchanges Board
9 **German Communism, German Society: The KPD/SED and its Place in German History, 1890–1990**
10.1 1890–1990
10.2 Deutschland, hauptsächlich Rheinland-Westfalen und Provinz Sachsen, sowie Essen und Halle
11.1 [S.a. Proj.-Nr. 86–030 (4/89)]
12 **Weitz, E. D.: State Power, Class Fragmentation, and the Shaping of German Communist Politics, 1890–1933,** in: Journal of Modern History 62, H. 2 (June 1990), S. 253-297 (1/92)

0 **87–030**
1 TU Berlin, Institut für Geschichtswissenschaften, Ernst-Reuter-Platz 7, W–1000 Berlin 10
2.1 EIFERT, Christiane, Dr.; c/o FU Berlin, FB Geschichtswissenschaften, Habelschwerdter Allee 45, W–1000 Berlin 33
2.2 Prof. Dr. Karin Hausen
4 Abgeschlossen
6 Diss.
9 **Geschichte der Arbeiterwohlfahrt**
10.1 1919–1960
10.2 Deutschland, Europa, USA
12 **Eifert, Chr.: Frauenpolitik im Wohlfahrtsstaat. Das Beispiel der Arbeiterwohlfahrt von 1919 bis Ende der 50er Jahre.** Frankfurt a.M.: Campus Verlag 1992/93
13 **Eifert, Chr.: Frauenpolitik im Wohlfahrtsstaat. Die Arbeiterwohlfahrt 1919–1950.** Diss., TU Berlin 1990 (1/92)

0 **87–060**
1 Univ. Freiburg i.Br., Historisches Seminar, Werthmannplatz, W–7800 Freiburg i.Br.
2.1 GROHNERT, Reinhard, Dr. M.A.; Tennenbacherstr. 1, W–7800 Freiburg i.Br.
2.2 Prof. Dr. Heiko Haumann

4 Abgeschlossen
5 Beginn: 4/87, Abschluß: 8/91
6 Geförderte Forschung; Diss.
8 Stiftung Volkswagenwerk
9 Die Entnazifizierung in der französischen Besatzungszone
10.1 1945–1949
10.2 Baden
12 Grohnert, R.: Die Entnazifizierung in Baden, 1945–1949. Konzeptionen und Praxis der „Epuration" am Beispiel eines Landes der französischen Besatzungszone (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg; Reihe B, Forschungen, Bd. 123). Stuttgart: Kohlhammer 1991. XIII,305 S.
13 M.A., Univ. Freiburg i.Br. 1986 (1/92)

0 87–083
1 TU Berlin, Institut für Geschichtswissenschaft, Ernst-Reuter-Platz 7, W–1000 Berlin 10
2.1 BRUNNER, Detlev, Dr.; Emser Str. 20, W–1000 Berlin 44; Tel. 030/6266269
2.2 Prof. Dr. Karin Hausen
4 Abgeschlossen
6 Diss.
8 Bearb.; Stipendium der Hans-Böckler-Stiftung
9 Bürokratie und Politik des ADGB. Strukturen der ADGB-Zentrale und nationales Engagement des Spitzenverbandes
10.1 1918/19–1933
10.2 Deutschland
12 Veröffentlichung geplant in der Schriftenreihe der Otto-Brenner-Stiftung. — Vgl. auch Proj.-Nr. 89–094 (3/91)
13 Brunner, D.: Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund. Bürokratie und Politik des freigewerkschaftlichen Dachverbandes 1918/19 bis 1933. Diss., TU Berlin 1991 (1/92)

0 88–002
1 Univ. Göttingen, Seminar für Politikwissenschaft, Platz der Göttinger Sieben 3, W–3400 Göttingen
2.1 EUCHNER, Walter, Prof. Dr.
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 10/90
6 Edition
9 Klassiker des Sozialismus
10.1 19. und 20. Jahrhundert
10.2 Weltweit
12 Klassiker des Sozialismus. Hrsg. von W. Euchner. Bd. 1: Von Gracchus Babeuf bis Georgi Walentinowitsch Plechanow. Bd. 2: Von Jaurès bis Marcuse. München: C. H. Beck 1991. 329 und 338 S. (1/92)

0 88–072
1 Stadtarchiv Nürnberg, Postfach, Egidienplatz 23, W–8500 Nürnberg 1
2.1 BEER, Helmut, Dr., c/o Stadtarchiv Nürnberg, Tel. 0911/231-2774; WINKEL, Udo, Dr., c/o Stadtarchiv Nürnberg, Tel. 0911/231-3404
4 Abgeschlossen
6 Katalog zur Ausstellung
7 Stadt Nürnberg
9 Ausstellung zum 125jährigen Jubiläum der Nürnberger Sozialdemokratie
10.1 1848–1900
10.2 Nürnberg
12 Beer, Helmut, Hermann Glaser und Udo Winkel: In die neue Zeit. Nürnberg 1850-1900. Eine Ausstellung des Stadtarchivs Nürnberg zum 125jährigen Bestehen der Nürnberger Sozialdemokratie. 13. Dezember 1991 — 29. Februar 1992 (= Ausstellungskatalog des Stadtarchivs Nürnberg, Nr. 6). Nürnberg: Selbstverlag 1991. 191 S., 2 Bildbeilagen (1/92)

0 89–011
1 Univ. Münster, Institut für Soziologie, Scharnhorststr. 121, W–4400 Münster
2.1 HEIN, Christoph M., Dr.; von-Stauffenbergstr. 37, W–4400 Münster; Tel. 0251/523202
2.2 Prof. Dr. Karin Priester
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 6/88, Abschluß: 10/90
6 Diss.
8 Graduiertenförderung der Univ. Münster; DAAD
9 Ein kulturpolitisches Experiment in der Weimarer Republik. Genesis, Organisation und Arbeitsweise des „Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller" 1928–1935
10.1 1928–1935
10.2 Deutschland, Polen
12 Hein, Chr. M.: Der „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands". Biographie eines kulturpolitischen Experiments in der Weimarer Republik (= Arbeiterkultur und Arbeiterbewegung, Bd. 25). Münster und Hamburg: Lit Verlag 1991. 339 S.
13 Diss., Univ. Münster 1990 (1/92)

0 89–052
1 SPD-Landtagsfraktion Nordrhein-Westfalen (NRW), Platz des Landtags 1, W–4000 Düsseldorf 1
2.1 REGENBRECHT, Michael; c/o SPD-Landtagsfraktion NRW; Tel. 0211/884–2158
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 9/88, Abschluß: 91
6 Auftragsforschung; Monographie
7 SPD-Landtagsfraktion NRW
8 SPD-Landtagsfraktion NRW
9 Geschichte der nordrhein-westfälischen SPD-Landtagsfraktion (1946–1986)
10.1 1946–1990
10.2 NRW
12 Veröffentlichung geplant: **Datenhandbuch zur Geschichte der SPD-Landtagsfraktion NRW.** Hrsg. von der SPD-Landtagsfraktion NRW. Bearb. von Michael Regenbrecht und Christoph Meyer [S.a. Proj.-Nr. 92–005]
13 Regenbrecht, M.: Datenhandbuch zur Geschichte der SPD-Landtagsfraktion NRW 1946–1990. [Düsseldorf]: 1990 (1/92)

0 **89–077**
1 Univ. Erlangen-Nürnberg, Institut für Osteuropäische Geschichte und Zeitgeschichte, Bismarckstr. 12, W–8520 Erlangen
2.1 BALD, Albrecht, Dr.; Längenauer Str. 6, W-8672 Selb; Tel. 09287/1437
2.2 Prof. Dr. Karl-Heinz Ruffmann
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 5/88, Abschluß: 90/91
6 Diss.
8 Bearb.
9 **Porzellanindustrie und punktuelle Industrialisierung — der Aufstieg der Arbeiterschaft und des Nationalsozialismus im Bezirksamt Rehau und der Stadt Selb (Bayern) 1896–1935**
10.1 1895–1936
10.2 Bezirksamt Rehau/Selb, Nordostoberfranken, Reg.-Bez. Oberfranken, Bayern
12 **Bald, A.: Porzellanarbeiterschaft und punktuelle Industrialisierung. Der Aufstieg der Arbeiterbewegung und die Ausbreitung des Nationalsozialismus im Bezirksamt Rehau und in der kreisfreien Stadt Selb 1895–1936** (= Bayreuther Arbeiten zur Landesgeschichte und Heimatkunde, Bd. 7). Bayreuth: Verlag C. und C. Rabenstein 1991
13 Diss., Univ. Erlangen-Nürnberg 1990 (1/92)

0 **89–106**
1 St. Olaf College, History Department, Northfield, Minnesota 55057, USA
2.1 WEITZ, Eric D., Prof. Dr.; c/o St. Olaf College
4 Eingestellt
5 Beginn: 6/88, Abschluß: —
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
9 **Reconstructing Working-Class Voting Patterns: Essen and Halle in the Early Years of the Weimar Republic, 1919–1924**
10.1 1919–1924
10.2 Essen und Halle
12 Wird jetzt als Teil eines Kapitels von **German Communism, German Society: The KPD/SED and its Place in German History, 1890-1990** [S.a. Proj.-Nr. 86–030 (1/92)] erscheinen (1/92)

0 **90–056**
2.1 BIRK, Gerhard, Dr.; Potsdamer Str. 142, O-1720 Ludwigsfelde
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/87, Abschluß: 12/90
6 Eigenprojekt des Bearb.
8 Bearb.
10.1 1940–1945
10.2 Deutschland
12 **Birk, G.: Arbeitserziehungslager im „Dritten Reich“**, in: Bulletin Faschismus/Zweiter Weltkrieg, Nr. 1–4/1990 (ersch. 1991) (1/92)

0 **90–081**
2.1 BIRK, Gerhard, Dr.; Potsdamer Str. 142, O-1720 Ludwigsfelde
4 Eingestellt
5 Beginn: 2/89, Abschluß: —
6 Eigenprojekt des Bearb.
8 Bearb.
9 **Widerstand gegen Faschismus und Krieg im Daimler-Benz-Werk Genshagen/Ludwigsfelde**
10.1 1933–1945
10.2 Genshagen/Ludwigsfelde

0 **90–094**
1 Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, Archiv — Bibliothek — Nachlässe — Museale Sammlung, Rechte Wienzeile 97, A–1005 Wien; Tel. 0222/547870
2.1 MADERTHANER, Wolfgang, Dr.; SCHAFRANEK, Hans, Dr.; c/o Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung
4 Laufend
5 Beginn: 2/90, Abschluß: 2/92
6 Auftragsforschung
7 Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, Minorithenplatz 5, A–1014 Wien
8 Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung
10.1 1945–1946
10.2 Mittel- und Osteuropa
12 **„Ich habe den Tod verdient“. Schauprozesse und politische Verfolgung in Mittel- und Osteuropa 1945–1956.** Hrsg. von W. Maderthaner, H. Schafranek und B. Unfried. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1991. 223 S. — [S.a. Proj.-Nr. 90–094 (4/91)] (1/92)

0 **90–096**
1 Martin-Luther-Univ. Halle-Wittenberg, FB Geschichte, Philosophie und Sozialwissenschaften, Institut für Geschichte, Abt. Mittlere und Neuere Geschichte, Heinrich-und-Thomas-Mann-Str. 22, O–4010 Halle/S.
2.1 DANKELMANN, Otfried, Prof. Dr.; Wittenberger Str. 8, O–4070 Halle/S.
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 91
6 Eigenprojekt der Martin-Luther-Univ. Halle-Wittenberg; Eigenprojekt des Bearb.; Monographie
8 Martin-Luther-Univ. Halle-Wittenberg
9 **Internationale Sozialdemokratie und zweiter Weltkrieg**
10.1 20. Jahrhundert
10.2 Europa, insbesondere Mittel- und Westeuropa
12 **Lebensbilder europäischer Sozialdemokraten im 20. Jahrhundert. Hrsg. von O. Dankelmann.** Wien und Zürich: Europaverlag 1992 (1/92)

0 **90–123**
1 TU Berlin, FB 1, Institut für Geschichtswissenschaften, Sekr. TEL 17, Ernst-Reuter-Platz 7, W–1000 Berlin 10; Tel. 030/414–25845
2.1 HAGEMANN, Karen, Dr.; Arnold-Knoblauch-Ring 54, W–1000 Berlin 39; Tel. 030/8054149
4 Abgeschlossen
6 Ausstellungsdokumentation
10.1 1919–1933
10.2 Deutschland

12 **Eine Frauensache. Alltagsleben und Geburtenpolitik 1919–1933. Eine Ausstellungsdokumentation.** Hrsg. von K. Hagemann. Mit einem Vorwort von Karin Hausen. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft 1991. 218 S. (1/92)

0 **91–018**
2.1 BURAZEROVIC, Manfred; Pfalzgräfinstr. 5, W–4300 Essen 14; Tel. 0201/504077
2.2 Prof. Dr. Siegfried Bahne
4 Laufend
5 Beginn: 10/91, Abschluß: 12/94
6 Diss.
8 Bearb.
9 **Max Nettlau — Historiker der anarchistischen Bewegung. Nettlaus Einfluß auf die anarchistische Bewegung in Spanien in den 20er und 30er Jahren**
10.1 1920–1940
11.1 Nettlau ist als Chronist der anarchistischen Bewegung bekannt, wenig beachtet wurde bisher sein Wirken in der Bewegung; Ziel der Arbeit ist, den Wandel in Nettlaus Auffassungen unter dem Eindruck des spanischen Anarchismus zu dokumentieren
16 Nettlau-Nachlaß im IISG Amsterdam; andere Archivalien; zeitgenössische Zeitungen und Zeitschriften (1/92)

0 **91–022**
1 Humboldt-Univ. zu Berlin, Institut für Geschichtswissenschaften, LS für Neueste Geschichte, Unter den Linden 6, O–1038 Berlin
2.1 DELL, Peter, M.A.; Am Gutleutehaus 19, W-6740 Landau/Pfalz; Tel 06341/62150
2.2 Prof. Dr. Heinrich August Winkler
4 Laufend
5 Beginn: 1/91, Abschluß: 12/93
6 Diss.
8 Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung
9 **Sozialdemokratie und Junkertum. Die sozialdemokratischen Positionen zum ostelbischen Landadel**
10.1 1890–1920
10.2 Preußen, Deutschland
13 M.A., Univ. Freiburg i.Br. 1990 [S.a. Proj.-Nr. 91–022 (1/91)]
14 Auswertung der sozialdemokratische Parteipresse und von Archivmaterialien
16 Sozialdemokratische Presse (Zentralorgane, Zeitschriften, regionale Zeitungen aus den preußischen Ostprovinzen u.a.); zeitgenössische Schriften; Nachlässe; Protokolle; Polizei- und Verwaltungsberichte über die Tätigkeit der SPD (AdsD Bonn, PAAA Bonn, BA Koblenz, IISG Amsterdam, StdA Brandenburg, IfdGdA Berlin, UB Rostock und Greifswald, LHA Schwerin, LA Greifswald, Bibliothek Akademii Nauk Danzig, WA Danzig, Köslin, Posen, Allenstein und Stettin) (1/92)

0 **91–035**
1 Univ. Bielefeld, Fak. für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Postfach 8640, W–4800 Bielefeld 1
2.1 POHL, Karl Heinrich, Priv. Doz. Dr.; c/o Univ. Bielefeld
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 6/91
6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie
7 Univ. Bielefeld
8 Univ. Bielefeld; Arbeitsamt Bielefeld im Rahmen einer AB-Maßnahme
9 **Zwischen protestantischer Ethik und kapitalistischem Interesse. Zur Geschichte der kommunalen Arbeitsvermittlung in Bielefeld zwischen 1888 und 1914**
10.1 1887–1914
10.2 Bielefeld
12 **Pohl, K. H.: Zwischen protestantischer Ethik, Unternehmerinteresse und organisierter Arbeiterbewegung. Zur Geschichte der Arbeitsvermittlung in Bielefeld von 1887 bis 1914** (= Bielefelder Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Bd. 8). Bielefeld: Stadtarchiv und Landesgeschichtliche Bibliothek 1991. 286 S. (1/92)

0 **91–093**
1 Univ. Uppsala, Historisches Institut; Univ. Oslo, Historisches Institut
2.1 KAN, Alexander, Prof. Dr.; S:t Larsgatan 2, S–753 10 Uppsala
4 Laufend
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
9 **Skandinavische Kommunisten und die sowjetische Außenpolitik bzw. Diplomatie**
10.1 Ca. 1918–1930
10.2 Schweden, Norwegen, Dänemark
12 **Kan, Aleksander: Nikolaj Bucharin och den skandinaviska arbetarrörelsen** (= Opuscula Historica Upsaliensia, Bd. 6). Uppsala: Historiska institutionen 1991. 187 S.
13 S.a. Proj.-Nr. 91–093 (3/91) (1/92)

III. BISHER NICHT GEMELDETE, UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

Entfällt

NEUE LITERATUR

Bibliographie zur Geschichte der demokratischen Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850. Hrsg. von Helmut REINALTER (= Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850", Bd. 1). — Frankfurt a.M., Bern, New York und Paris: Peter Lang 1990. 199 S.

Mit der vorliegenden Bibliographie wird eine neue Reihe eröffnet und zugleich all denjenigen, die über politische Bewegungen in Mitteleuropa vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts arbeiten wollen, ein wichtiges Arbeitsmittel zur Verfügung gestellt.
Zunächst zum thematischen Spektrum der Bibliographie: Es beschränkt sich keineswegs nur auf demokratische Bewegungen, wie der Titel suggeriert, sondern schließt auch die liberalen Strömungen mit ein — eine Entscheidung, die schon dadurch gerechtfertigt ist, daß beide ‚Bewegungen' bis 1848 nicht eindeutig zu scheiden waren. Der Mitteleuropa-Begriff ist etwas unbestimmt: Gemeint ist damit in erster Linie der deutschsprachige Raum; einbezogen werden zum Teil aber auch Arbeiten über politische Strömungen in den nichtdeutschen Nationen der Habsburgermonarchie (manchmal auch Frankreichs, soweit sie für die deutsche Entwicklung relevant sind). Für bundesdeutsche Historiker, denen die Geschichte Österreichs meist weniger vertraut ist, hat dies einen besonderen Vorteil: Die Bibliographie informiert ausführlich über die südliche der beiden deutschen Hegemonialmächte, die bis 1866 der politischen Entwicklung im deutschsprachigen ‚Mitteleuropa' ganz wesentlich ihren Stempel aufdrückte, und erleichtert es, die ‚preußische Perspektive' zumindest ab und an zu verlassen.
Chronologisch ist die Bibliographie in drei Abschnitte gegliedert: I. Spätaufklärung und Absolutismus, II. Restauration und Vormärz und III. Die Revolution 1848/49. Diese Abschnitte sind intern wiederum differenziert in (1.) Bibliographien, Nachschlagewerke und Lexika, (2.) Quelleneditionen und -sammlungen sowie (3.) Literatur zur politischen, Geistes- und Ideen-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Betont wird im Vorwort der „Auswahlcharakter" der Bibliographie; der ist sozusagen übererfüllt. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen, sind die wichtigsten Arbeiten aufgeführt. Etwas irritierend ist die zeitliche Limitierung auf „ca. 1960". Abgesehen davon, daß sie nicht immer eingehalten und auch etwa Stadelmanns wichtiges Buch zur 48er Revolution aus dem Jahre 1948 (zu Recht) genannt wird, findet sich keine Begründung für diese Begrenzung. Für eine überarbeitete, zweite Auflage wäre (über Aktualisierungen hinaus) zu überlegen, dieses zeitliche Limit auf das Jahr 1945 zu verschieben. Vermißt habe ich außerdem ein Ortsregister, das hier sehr von Nutzen wäre, weil es sich bei einem Großteil der vorgestellten Arbeiten um Lokal- bzw. Regionalstudien handelt. Damit soll der Wert dieses nützlichen Buches jedoch keineswegs geschmälert werden.

Rüdiger Hachtmann

M.d.R. — Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933–1945. Eine biographische Dokumentation. Hrsg. und eingel. von Martin SCHUMACHER. Bearb. von Katharina LÜBBE u.a. (= Veröffentlichungen der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien). — Düsseldorf: Droste 1991, 686 S.

„Das Präsidium des Deutschen Bundestages beauftragte 1987 die Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, die ‚Lebensschicksale der ehemaligen Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik ab 1933' zu erforschen, insbesondere das Schicksal der nach der nationalsozialistischen ‚Machtergreifung' verfolgten und ermordeten Parlamentarier zu dokumentieren" (S.8). Der vorliegende Band macht Ergebnisse dieser Forschung zugänglich.
Nach Erläuterung von Forschungsinteresse, Begrifflichkeit und den Kriterien für „verfolgungsrelevante" Daten sowie einer Einführung in Verfolgungsmuster und die Reaktion der MdR darauf, wird eine recht kurzgefaßte (43 S.) Statistik der Verfolgungsschicksale gegeben, bei der die Skalierbarkeit von Verfolgung (keine Verfolgung, ausschl. lit. Indizierung, ausschl. berufl. Nachteile, ausschl. Gestapo-Erfassung, Haft, Emigration, Tod) vorausgesetzt wurde. Interessant ist das Maß, in dem MdR der Arbeiterparteien (insges. 34,9% aller Anfang 1933 noch lebenden MdR der Weimarer Republik) von Verfolgungsmaßnahmen betroffen waren. So kam der überwiegende Teil der inhaftierten (71,9%), emigrierten (85,6%) und durch politische Verfolgung umgekommenen (84,1%) ehemaligen MdR aus SPD, KPD u.a., aber nur 20% derjenigen, für die keine Verfolgung registriert werden konnte.

Der Hauptteil der Dokumentation (556 S.) besteht aus standardisierter Darstellung faschistischer Verfolgungsmaßnahmen gegen jeden einzelnen der 1583 MdR der Weimarer Republik in alphabetischer Reihenfolge. Die biographischen Artikel enthalten nach Angaben zu Person und Mandat eine detaillierte chronologische, durch Spiegelstriche abgesetzte Auflistung der Verfolgungsmaßnahmen sowie bibliographische Hinweise. Schon beim kursorischen Lesen wird deutlich, welche Fleißarbeit geleistet wurde. Berichtet wird über Inhaftierung, Haftgründe, Haftbehandlung (Mißhandlungen etc.), Erfassung durch die Sicherheitskräfte, häufige Verlegung in andere Haftanstalten, berufliche Repressalien, Emigrationswege und Urteile. Einzelheiten wurden in Fußnoten verlegt, was die Vergleichbarkeit von Schicksalen erleichtert, aber die Handhabung erschwert. Die Zahl der Spiegelstriche gibt weniger das Ausmaß der Verfolgung wieder, als die Materialdichte. Problematisch sind auch die eingefügten Quellen, die sich nicht immer selbst erklären, so sind z.B. manche Briefe schlechthin nicht entzifferbar. All das weist darauf hin, daß man mit der Bewältigung des Materials überfordert war, was wahrscheinlich dem ,,großen Zeitdruck" geschuldet ist, unter dem die Dokumentation entstand. Bemängelt werden muß auch, daß aus den biographischen Artikeln nur selten hervorgeht, warum ein MdR auf eine bestimmte Weise verfolgt wurde. Die Parteizugehörigkeit scheint dabei nicht immer *das* Kriterium gewesen zu sein. Wie exponiert die Stellung eines MdR gewesen ist, wird — da auf die Dokumentation von Widerstandshandlungen verzichtet wurde — nur bei einigen Biographien deutlich.
Im Grunde also nicht mehr als eine ,,biographische Materialsammlung", was nicht wenig ist.

Ulrich Eumann

GUMBEL, Emil Julius: **Auf der Suche nach Wahrheit. Ausgewählte Schriften,** versehen mit einem Essay von Annette VOGT. — Berlin: Dietz Verlag 1991. 279 S., 2 Abb.

Titel und Klappentext machen direkt darauf aufmerksam: Der hier mit seinen politischen Schriften aus den zwanziger und frühen dreißiger Jahren den heutigen Lesern vorgestellte Emil Julius Gumbel, Mathematiker, Naturwissenschaftler und streitbarer linker Publizist, gehörte in der Weimarer Republik und danach im Exil ,,zu den angefeindeten, bekannten politischen Persönlichkeiten" Deutschlands, war einer, der ,,wegen seiner Bücher über nationalistische und nationalsozialistische Umtriebe und Morde in Gefahr geriet" (Klappentext). Zum Zeitpunkt des Machtantritts der Nazis, der Nationalsozialisten/Faschisten in Deutschland Anfang 1933 rettete ihm mit großer Wahrscheinlichkeit die Tatsache das Leben, daß er bereits im Ausland, in Frankreich, wissenschaftlich tätig war und tunlichst nicht nach Deutschland zurückkehrte. Gumbel wußte, wenn man den Nationalsozialisten wegen des faschistischen Mordterrors den Kampf ansagt, ,,daß dieser Kampf um Leben und Tod geht" (S.199).
Das Buch mit Schriften Gumbels ,,Auf der Suche nach Wahrheit" erschien pünktlich zu seinem 100. Geburtstag Mitte Juli 1991. Was noch wichtiger ist als diese späte Ehrung: Die Schriften sind so brandaktuell, weil die Geschichte von der Gegenwart in einem Tempo und in einer Weise eingeholt wurde, mit der auch die Herausgeberin nicht rechnen konnte, obgleich sie in ihrer Einleitung schrieb: Viele Gedanken Gumbels ,,besitzen eine überraschende Aktualität, so als hätte er sie gestern, nein heute früh, geschrieben" (S.5). Gemeint ist damit nicht nur die Flugschrift über faschistische Morde in Deutschland 1924 bis 1931 (,,Laßt Köpfe rollen"), herausgegeben von der Deutschen Liga für Menschenrechte mit dem Abspann in eigener Sache: ,,Wer den Faschismus nicht will, der kämpfe mit uns gegen dieses Mordsystem". Gemeint ist auch die Aktualität von Gumbels ,,Rußland-Berichten" wegen des ungemein gestiegenen Interesses am Gegenstand, der Entwicklung der UdSSR heute. Als Gumbel im Winter 1925/26 in Moskau weilte, hatte er (noch) ,,den Vorzug, alles zu sehen, wie es mir erschien, und nichts so zu sehen, wie es mir erscheinen sollte" (S.85). So dürfte es gegenwärtigen Rußland-Reisenden, die an einer ernsthaften Analyse der Verhältnisse interessiert sind, bald oder schon jetzt wieder ergehen. Dem Reisebericht ,,Vom Rußland der Gegenwart" (1927) und ,,Moskau 1932" folgen Briefe Gumbels an Wissenschaftler und wissenschaftliche Einrichtungen in Moskau. Aus letzteren, gerichtet an das Marx-Engels-Institut, spricht auch Bitternis ob der vertanenen Arbeit bei der Vorbereitung der mathematischen Manuskripte von Karl Marx zur Veröffentlichung, deren Herausgabe unter stalinistischen Verhältnissen über 30 Jahre verhindert wurde.
Gumbels ,,Denkschrift über Rußland" von 1926 hat sein Zeitgenosse — und in manchem auch Gefährte im Denken und im Handeln — Albert Einstein ,,mit aufrichtiger, freudiger Bewunderung gelesen".

Gumbel habe ,,merkwürdig vielseitig und objektiv geschaut, wie nicht viele es können" (S.84). Für Kurt Tucholsky waren die Berichte Gumbels ,,das Beste, das ich in der letzten Zeit über Rußland gelesen habe" (Rezension in der ,,Weltbühne").
Und wenn es nur dies war: Vorurteile abzubauen oder richtigzustellen, was damals als ,,absolut bestimmte und festgelegte Meinung über Rußland" kursierte, so gebührt Gumbel dafür besagte und beschriebene Anerkennung als wahrheitssuchender Berichterstatter.
Beklemmung löst die Einleitung zur Flugschrift ,,Laßt Köpfe rollen" (1932) aus, auf die wir noch einmal zurückkommen müssen. Die Umstände von heute gebieten es uns, die historischen Worte zu wiederholen: Wehret den Anfängen! Emil Julius Gumbel zitiert Hitlers Worte vom 8. Mai 1931 als Zeuge in einem Prozeß wegen Landfriedensbruchs der faschistischen ,,Sturmabteilungen" (SA): ,,Man muß uns nach den Grundsätzen messen, *daß wir absolut granitfest auf dem Boden der Legalität stehen*" (hervorgehoben im Original). Aber schon im September 1930 hatte Hitler im Hochverratsprozeß gegen Ulmer Reichswehroffiziere vor dem Reichsgericht erklärt: Die nationalsozialistische Bewegung sei streng legal. Aber sobald sie gesiegt habe, werde Hitler einen neuen Staatsgerichtshof einrichten und ,,ganz legal Köpfe rollen lassen!" (S.49). Wie wahr!
In einem das Buch abschließenden Teil berichtet Gumbel über Probleme seines Lebens in der Emigrations-Zeit (,,Leben im Exil", Kapitel IV, S.195ff). In kurzen ,,Bemerkungen" äußert er seine Gedanken und Gefühle zu den Begriffen ,,Staatenlos", Emigration, Freie Wissenschaft und Kritik. Außerdem stellt er das ,,Minimalprogramm der Deutschen Volksfront" vom 2. Februar 1936 vor. Die Deutschen von 1991ff und ihre europäischen Nachbarn sollten darüber nachdenken, was es heißt, ,,staatenlos" zu sein und aus politischen Gründen um die Gewährung des Asyl-Rechts nachsuchen zu müssen. Gumbel wußte von alledem aus bitterer Erfahrung.
Die letzten 33 Jahre seines Lebens, von 1932/33 bis zu seinem Tode 1966 in New York, verbrachte Gumbel im Exil. Er teilte sein Schicksal als von den Nazis Verfemter mit vielen Gleichgesinnten; Repräsentanten deutschen kulturellen und wissenschaftlichen Lebens von Bertholt Brecht über Lion Feuchtwanger, Heinrich Mann zu Kurt Tucholsky und vor allem Albert Einstein, der an der Spitze einer 1936 veröffentlichten Liste hunderter Vertriebener deutscher Mathematiker, Mediziner und Naturwissenschaftler — insgesamt 1628 Emigranten — stand (S.270). Albert Einstein hatte Gumbel übrigens 1926 für sein Rußland-Buch einen ,,guten Verlag" gewünscht. Daß Emil Julius Gumbel 25 Jahre nach seinem Tod wieder verlegt wird — bei Dietz in Berlin — ist eine gute Sache.

Hans Münch

ELEY, Geoff: **Wilhelminismus, Nationalismus, Faschismus. Zur historischen Kontinuität in Deutschland** (= Theorie und Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, Bd. 3). — Münster: Westfälisches Dampfboot 1991. 331 S.

Die Themen der Arbeiten des in den USA lehrenden englischen Historikers Geoff Eley kreisen seit 20 Jahren um die für die deutsche Geschichte zentrale These vom deutschen Sonderweg. Der Autor stellt einige Axiome der seit den 60er Jahren in der Bundesrepublik dominierenden historischen Sozialgeschichte in Frage. Die wichtigsten Beiträge Eleys erscheinen jetzt zum erstenmal in deutscher Übersetzung. Es ist zu hoffen, daß die von Eley zusammen mit David Blackbourn bereits in den 70er Jahren angeregte Diskussion dadurch stärkeren Einfluß auf die deutsche historische Forschung gewinnt, als dies bislang der Fall war.
Eley beschreibt in der Einleitung die wissenssoziologisch aufschlußreiche Entstehung der These vom deutschen Sonderweg in der Forschung nach 1945. Die Abweichung vom westlichen Modell einer gleichlaufenden Entwicklung von Industrialisierung und Demokratisierung, wie sie insbesondere in England stattfand, galt für die Mehrheit der deutschen Nachkriegshistorikergeneration als entscheidende Fehlleistung des Wilhelminischen Deutschland, zeichnete den ,,Weg in die Katastrophe" des NS-Regimes vor. Eley kritisiert die dahinter stehende Annahme eines notwendigen Zusammenhangs von kapitalistischer industrieller Entwicklung und liberal-demokratischer Staatsform als ,,unhistorisch, optimistisch und naiv" (S.25). Autoritäre Regierungssysteme seien keineswegs immer Ausdruck einer ,,pathologischen Rückständigkeit". Vielmehr sei gerade das Wilhelminische Deutschland Modell eines modernen Staates gewesen, ,,gegründet auf die dynamischste kapitalistische Wirtschaft Europas" (S.25 und S.86). Eley betrachtet den Expansionismus als Ausdrucksform dieser Modernität, weniger als Ausfluß innerer Labilität des Regimes.

Im ersten Teil skizziert Eley die gesellschaftlichen Grundlagen des Wilhelminismus. Der Nationalsozialismus sei im Laufe eines dynamischen gesellschaftlichen Prozesses immer tiefer in die Gesellschaft eingedrungen. Man dürfe ihn nicht auf ein von oben gesteuertes Phänomen verkürzen. Wesentlich für das Verständnis von Eleys Argumentation ist sein Aufsatz „Kapitalismus und Wilhelminischer Staat. Industrielles Wachstum und Politische Rückständigkeit" (1978 erstmals veröffentlicht). Die Fortgeschrittenheit des deutschen Kapitalismus im internationalen Vergleich korrespondiere mit der Verfestigung der kapitalistischen Herrschaftsstrukturen in Deutschland. Eley betont, daß der repressive Charakter des wilhelminischen Staates nicht ursächlich auf die Vorherrschaft vorindustrieller Machteliten zurückzuführen sei, sondern vielmehr die Stärke der bürgerlichen Unternehmerschicht widerspiegle.

Im zweiten Teil der Aufsatzsammlung knüpft Eley an seine These von der relativen Eigenständigkeit gesellschaftlichen Nationalbewußtseins an. Aufbauend auf einer detaillierten Untersuchung der Miquelschen Sammlungspolitik revidiert er das vielrezipierte Konzept Eckart Kehrs, der das Flottenprogramm von 1897–1901 als Katalysator der protektionistischen und antisozialistischen Zusammenarbeit von Schwerindustrie und Landwirtschaft betrachtete. Eley setzt dem entgegen, daß das Flottenprogramm nicht die ihm von Kehr und den sich auf ihn berufenden Historikern zugewiesene Funktion für die Sammlungspolitik hatte. Vielmehr sei das Flottenprogramm auf den entschiedenen Widerstand der Agrarier gestoßen, für die es eine Option für Welthandel und Exportorientierung bedeutete. Eley verweist darauf, daß das Konzept des Sozialimperialismus, als dessen Symptom der Flottenbau gelten kann, ein genuin liberales Gedankengut darstellt. Es sollte Expansionismus nach außen mit Reformen im Innern verbinden. Eley stellt somit die Flottenpolitik in die Tradition eines sozialreformerischen Nationalliberalismus im Sinne Friedrich Naumanns und Max Webers. Der Sozialimperialismusbegriff Wehlers, der ihn primär als Mittel zur Verteidigung einer „anachronistischen Gesellschafts- und Machtstruktur" sieht, verkenne diesen Zusammenhang. Eley kommt zu dem Schluß, daß die Sammlungspolitik lediglich ein labiles, taktisches Bündnis gewesen sei, mit dem Ziel der Verhinderung sozialdemokratischer Wahlerfolge. Daß sie zeitlich mit der expansiven Flottenpolitik des Wilhelminischen Deutschland zusammenfiel, sei eher zufällig.
Eley leugnet nicht, daß präfaschistische Gedanken tief in der Wilhelminischen und nachwilhelminischen Gesellschaft verwurzelt waren. Er warnt jedoch davor, alle autoritären Einstellungsmuster mit dem Etikett des Faschismus zu versehen und drängt auf eine zeitlich und sozial differenzierte Untersuchung der Strömungen. Er führt dies am Beispiel des Flottenvereins aus, in dem elitär konservative und radikal populistische Tendenzen miteinander konkurrierten. Ähnliche Strukturen weist Eley für den Bund der Landwirte nach, in den die kleinen und mittleren Landwirte die extremen antisemitischen Ideologien hereintrugen. Den endgültigen Sieg der radikalen populistischen Nationalisten über die rechtskonservative Politik alten Stils datiert Eley auf die Jahre 1912–1920 (S.210 und S.237). Während der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Krise der folgenden Jahre gelang die Verdrängung des traditionellen Autoritarismus und die Etablierung der radikalen populistischen Rechten. Sie war die Bedingung der Möglichkeit der Machtübernahme der NSDAP, die aber nicht durch die vorausgegangenen gesellschaftlichen Prozesse determiniert war.
Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, der im einzelnen sehr differenzierten Argumentation Eleys gerecht zu werden. Der Band, der durch zwei informative Aufsätze zur Alltagsgeschichte und zum Historikerstreit abgerundet wird, bietet für jeden an der historischen Diskussion Interessierten eine anregende Lektüre. Auch wenn man dem Autor nicht in allen Gedankengängen folgen will, sollte die deutsche Veröffentlichung der Aufsätze Eleys neue Anstöße zu einem fruchtbaren historischen Diskurs geben.

Rainer Schaefer

BRUMMERT, Ulrike: **L'universel et le particulier dans la pensée de Jean Jaurès. Fondements théoriques et analyse politique du fait occitain.** — Tübingen: Gunter Narr Verlag 1990. 458 S.

Ulrike Brummerts Arbeit über Jean Jaurès und das Okzitanische wurde 1986 an der Universität in Toulouse als Dissertation vorgelegt. 1989 mit dem Prix Strasbourg ausgezeichnet, ist sie jetzt vom Tübinger Narr-Verlag veröffentlicht worden, in französischer Sprache, was bei dem zu erwartenden größeren Interesse an der Fragestellung des Buches in Frankreich sinnvoll erscheinen mag, aber den Leserkreis in Deutschland vermutlich noch mehr einengen wird als die im Titel angekündigte spezifische Thematik. Dabei bietet das Buch über die in seinem Mittelpunkt stehende Frage hinaus eine unkonventionelle

Einführung in das Denken von Jaurès, der zu den eindrucksvollsten Gestalten der sozialistischen Bewegung und der europäischen Geschichte im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert gehört.
Jaurès entstammte selbst der Provence und beherrschte die provenzalische Sprache. Mit der Situation dieser Region innerhalb Frankreichs wie mit der aufkommenden okzitanischen Bewegung hat er sich jedoch nur sporadisch befaßt. Als sehr bewußter Anhänger der französischen Revolution und ihres Erbes sah Jaurès in der Einheit der Nation, auch im Sinn der Verbreitung der französischen Hochsprache oder in der Hochschätzung der Metropole Paris, einen Fortschritt, der durch die beginnenden regionalistischen Bewegungen nicht gefährdet werden durfte. Insofern war er eher ein Kritiker als ein Befürworter des neuen Regionalismus. Aber er sah zugleich die negativen Folgen des rigiden Zentralismus in Frankreich und trat für eine größere Autonomie der Landesteile und die Pflege ihrer Kultur als eine Bereicherung und Neubelebung der Gesamtnation ein. Dabei sprach er dem Okzitanischen einen besonderen Rang zu, aufgrund seiner großen Tradition, aber auch als Bindeglied zwischen dem Französischen und den anderen romanischen Sprachen.
Jaurès' Stellungnahmen zum Okzitanischen nehmen in seinem umfangreichen Werk nur geringen Raum ein. Die Autorin hat fünf Beiträge ermittelt, die diesem Thema gewidmet sind, verfaßt zwischen 1909 und 1911 in der Zeitung ,,La Dépêche", für die er regelmäßig schrieb, und in der ,,Revue de l'Enseignement Primaire Supérieur". Sie bettet die Analyse dieser Artikel ein in eine Darstellung der Fragen, die Jaurès hier im Zusammenhang mit dem Okzitanischen anspricht: die frühe okzitanische Bewegung, das Problem des Zentralismus in Frankreich um die Jahrhundertwende, Jaurès' Verständnis von Sprache, seine Auffassungen zur sprachlichen Situation in Frankreich, zum Sprachunterricht in der Schule sowie zu den Aufgaben der Schul- und Kulturpolitik im demokratischen Staat, seine Bewertung von Kunst und Literatur. Grundlage dafür bilden neben den eigenständigen Schriften von Jaurès vor allem seine zahlreichen Artikel in ,,La Dépêche" von 1887 bis 1914 und der ,,Revue de l'Enseignement" von 1904 bis 1914. Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Regionen und Gesamtnation in Frankreich wird schließlich ausgeweitet zu der nach Jaurès' Konzeption für die Stellung der Nationalstaaten in der von ihm erhofften größeren Völkergemeinschaft, einem Leitthema in seinem politischen Denken. Abgerundet werden die Darlegungen zu diesen Fragen durch einen Überblick über sein philosophisches Denken, dessen Grundlagen er sich in seinem Studium und in seiner Tätigkeit als Professor für Philosophie am Lycée in Albi, dann an der Philosophischen Fakultät in Toulouse erwarb und in dem die Verf. die gedankliche Basis für seine Stellungnahmen zu den einzelnen politischen Problemen sieht.
Nicht zuletzt dank der zahlreichen Zitate aus Reden und Schriften von Jaurès vermittelt das Buch fesselnde Eindrücke seiner allgemeineren politischen und weltanschaulichen Positionen sowie von der Weite seines Denkens. Hervorgehoben seien die Hinweise auf seine Auseinandersetzung mit deutscher Philosophie und Kunst, darunter auch die mit Marx und seine auf Hegel gestützte Marx-Kritik; das Nebeneinander von praktischer Reformpolitik und teils utopischen Zukunftserwartungen für eine bessere, vom Proletariat zu realisierende Gesellschaft; oder seine Vision einer künftigen Völkergemeinschaft, in der die einzelnen Vaterländer im Hegelschen Sinn ,,aufgehoben" und bewahrt werden sollten. Hier wie in seinen Vorstellungen über eine demokratische Schul- und Bildungspolitik oder über die Notwendigkeit einer breit angelegten Erziehung zum Frieden, zu der für ihn auch Elemente wie Sprachenlernen und Schüleraustausch zählten, scheinen so manche Ideen des späteren 20. Jahrhunderts vorweggenommen zu sein.

Agnes Blänsdorf

DAMERIUS, Helmut: **Unter falscher Anschuldigung. 18 Jahre in Taiga und Steppe** (= Texte zur Zeit). — Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1990. 365 S.

Bevor man zu diesem Buch greift, sollte das erste Buch von Helmut Damerius ,,Über zehn Meere zum Mittelpunkt der Welt" gelesen werden. In ihm erzählt er von der ,,Kolonne Links", einer der bekanntesten kommunistischen Agitprop-Truppen aus der Zeit der Weimarer Republik, von ihrem Werden, ihrer Wirksamkeit und ihrer langen Reise auf einem sowjetischen Frachtschiff von Hamburg nach Wladiwostok, ihren bejubelten Auftritten in den Städten der Sowjetunion vom Fernen Osten bis nach Moskau. Helmut Damerius bleibt in der Sowjetunion, er wird Sowjetbürger und beginnt ein Studium am Staatlichen Institut für Theaterkunst. Als er mir das erste Kapitel seiner Niederschrift zum Lesen gab, fragte er mich nach meiner Meinung. Ich sagte: ,,Weiterschreiben!" Als er sich mit dem Gedanken trug, nun seine Erinnerungen an die schweren Jahre niederzuschreiben, fragte er mich wiederum. Ich antwortete: ,,Schreib es auf!" Wenn zur Zeit — 1976/77 — auch kaum Aussicht auf eine Veröffentlichung bestehe,

so sei es doch wichtig, daß diese Erinnerungen vorlägen, und irgendwann werde auch das Erscheinen eines solchen Buches möglich sein. Ich wußte von der Schwere der Repressionen, die er nach 1938 in der Sowjetunion erdulden mußte. Er sprach kaum darüber und wenn doch, so nur kurz und in Andeutungen. Ausführlich darüber zu berichten, ist ihm nicht leicht gefallen, aber er hat es getan, dazu ermutigt von seinen Freunden, seiner Frau und nicht zuletzt von Werner Mittenzwei, dem Literaturwissenschaftler.

Nun liegt das Buch vor mir. Ein gutes, ein schlimmes, kein böses Buch! Helmut Damerius berichtet, wie er als Kommunist in die gnadenlose Mühle der Repressionen gerät. Er macht alles durch, die Lubjanka, das Gefängnis des NKWD, das Taganka- und das Butyrka-Gefängnis. Im letzteren erfährt er, eine ,,besondere Beratung" habe ihn wegen Spionageverdachts zu sieben Jahren ,,Besserungslager" verurteilt, ohne Anklage, ohne Gerichtsverhandlung. Dann beginnt für ihn der lange Marsch durch die Lager. Diese Arbeitslager, einst gedacht als eine humanere Möglichkeit des Strafvollzuges, Kriminelle durch ehrliche Arbeit zu erziehen, sind schon längst zu Stätten der schlimmsten Ausbeutung verkommen, in denen Berufsverbrecher auf Kosten der übrigen Gefangenen ihre fast unbeschränkte Herrschaft ausüben können. Es gibt noch Rudimente eines humaneren Strafvollzuges — einen ,,Klub", in dem Kulturveranstaltungen von Gefangenen für Gefangene veranstaltet werden. Helmut Damerius erhält die Möglichkeit, neben der harten Arbeit im Wald als Regisseur an Theateraufführungen mitzuarbeiten. Für ihn ,,die schönste, die erträglichste" Zeit während seiner Haft. Aber sie endet mit dem Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion. Er wird 1945 noch einmal — die sieben Jahre ,,Besserungshaft" sind verstrichen — zu fünf Jahren Haft wegen konterrevolutionärer Propaganda verurteilt. Er gibt nicht auf, setzt sich zur Wehr, erreicht eine neue Verhandlung und wird freigesprochen. 1947 verläßt er das Lager, aber die Freiheit hat ihre Grenzen und die heißen: Ansiedlung in Kasachstan! Acht Jahre schlägt er sich dort durch, als Tapezierer und Maler, als Besitzer einer Kuh. Im September 1955 wird ihm mitgeteilt, das Urteil von 1938 sei aufgehoben worden. Im August 1956 kehrt er nach Deutschland zurück. Er wählt die DDR, er ist hier wieder der Genosse Damerius. Er trennt sich nicht von seiner Vergangenheit. Er bleibt Kommunist und die Niederschrift seiner bitteren Erinnerungen ist für ihn eine Pflicht, die er als Kommunist erfüllen muß.

Es ist ein Tatsachenbericht, ohne psychologisierende Reflexionen, aber vielleicht gerade darum so eindrucksvoll. Fünfundzwanzig Jahre hat Damerius in der Sowjetunion gelebt. Er schreibt: ,,Die russischen Menschen mit ihrer Ursprünglichkeit und Einfachheit waren mir ans Herz gewachsen. Hatte alle Höhen und Tiefen ihres Lebens kennengelernt. Hatte gemeinsam mit ihnen unter Willkürherrschaft Stalins gelitten."

Herbert Crüger

JAHNKE. Karl Heinz: **Ein ungewöhnliches Leben: Bruno Dubber (1910–1944).** — Hamburg: VSA-Verlag 1990. 154 S.

Manche Bücher gewinnen erst dann eine Aussagekraft, wenn man sie mit der Person ihres Autors in Beziehung setzt. Die im Herbst erschienene Biographie Bruno Dubbers, eines kommunistischen Jugendfunktionärs, gehört zu dieser Kategorie.

Gleich vorneweg: Der historische Erkenntniswert des Buches tendiert — trotz seines umfangreichen dokumentarischen Anhangs — gegen Null, auch wenn der Autor im ,,Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands in Wien, im Archiv bei der Gedenkstätte ‚Ernst Thälmann' in Hamburg, im ehemaligen Zentralen Parteiarchiv der SED in Berlin, im Zentralen Staatsarchiv in Potsdam, im Staatsarchiv in Bremen und im Zentralen Parteiarchiv der KPdSU in Moskau" (S.7) gearbeitet haben will. Auf nahezu alle interessanten Fragen, die sich aus dem Leben Bruno Dubbers ergeben, wird keine Antwort gegeben. Nur ein Beispiel: 1932 kam es in der KPD-Führung zu Machtkämpfen, bei denen sich der damalige Parteivorsitzende Ernst Thälmann durchsetzen konnte. Die daraufhin durchgeführte — für eine KP obligatorische — Säuberungskampagne in der Partei, die auch Auswirkungen auf den Jugendverband hatte, wird im Buch verschwiegen. Vielmehr beschreibt der Verf. die daraus resultierende Absetzung der Verbandsleitung im November 1932 als Ergebnis von erfolgreichen Bemühungen Thälmanns, ,,eine größere Übereinstimmung zwischen Partei und Jugendverband zu erreichen" (S.17). Dubber habe damals ,,zu den Funktionären [gezählt], denen man erneut Vertrauen schenkte" (S.17), da er von Thälmann ,,persönlich gefördert" (S.18) wurde. Mehr erfährt der Leser nicht über die Ereignisse. Auch nicht darüber, warum Dubber im August 1933 unter dem Vorwurf, ,,weiterhin Auffassungen von Heinz Neumann und Kurt Müller vertreten zu haben" (S.19), doch noch aus dem ZK des KJVD ausgeschlossen wurde.

Der Autor des Bandes ist der Historiker Karl Heinz Jahnke. Er hatte als Leiter der Forschungsgruppe „Geschichte der Jugendbewegung" an der Universität Rostock nahezu das Monopol für zeitgeschichtliche Jugendforschung in der ehemaligen DDR inne. Wenn sich Jahnke, der mit seiner Forschungsgruppe seit den siebziger Jahren Auftragsforschung für die FDJ betrieb, mit dem vorliegenden Buch nach dem Zusammenbruch des SED-Regimes zurückmeldet, so gewinnt dieses allein dadurch an Bedeutung. Angesichts des Inhalts des Buches drängt sich die Frage auf, ob damit parteiliche Geschichtsschreibung unter anderen Vorzeichen — aber mit der gleichen Diktion — fortgesetzt werden sollte.
Wohl aufgrund seiner Abweichungen von der Parteilinie wurde Dubber weder in der 1973 veröffentlichten „Geschichte der deutschen Arbeiterjugendbewegung. 1904–1945," Berlin (Ost), noch in der „Illustrierten Geschichte. Deutsche Arbeiterjugendbewegung. 1904–1945", Berlin (Ost) 1987, erwähnt. Beide Bücher entstanden unter der Leitung von Karl Heinz Jahnke. In Jahnkes 1985 erschienenem Buch „Jugend im Widerstand 1933–1945," Frankfurt a.M., fand Dubber dann doch noch Einzug in die DDR-Geschichtsschreibung. Allerdings lediglich als Widerstandskämpfer. Auf der einen Seite wurden jegliche Dissonanzen zwischen Dubber und dem Jugendverband unterschlagen, auf der anderen Seite behauptete Jahnke damals, bar jeglicher Belege, Dubber sei in der Haft mit Tuberkelbazillen infiziert und ermordet worden. 1990 nimmt er diese Behauptung in einer Fußnote zurück (S.152, Fußnote 28).
Hatte Jahnke bis 1989 die Aufgabe, die stets richtige Linie der kommunistischen Jugendbewegung zu „beweisen", so will er heute offenkundig der — aus seiner Sicht — verbreiteten Diffamierung des Kommunismus entgegentreten. Er tut dies, indem er „die Kenntnis und Auseinandersetzung" mit „beispielhaften Kommunisten" wie Bruno Dubber fördert, um dazu beizutragen, „den Platz von deutschen Kommunisten in der Geschichte näher zu bestimmen" (S.9). Für einen solchen — diesmal selbstgewählten — Auftrag erschien ihm offenbar eine fundierte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Person Dubbers weiterhin unnötig.

Ulrich Mählert

JANSEN, Christian: **Emil Julius Gumbel. Portrait eines Zivilisten.** — Heidelberg: Verlag Das Wunderhorn 1991. 435 S.

Legt man auf das Leben E. J. Gumbels (1891–1966) ein grobes Raster aus Zeit- und Fachlinien, zeigt sich, daß über diese Persönlichkeit historisch doppelt zu berichten ist. Wissenschaftsgeschichtlich handelt es sich um einen begabten Statistiker, einen Hochschullehrer an deutschen, französischen und US-amerikanischen Universitäten, der mit einer Fülle von Schriften auf sein Fach eingewirkt und auf dem Spezialgebiet der Extremwerttheorie Bedeutendes geleistet hat. Über diesen Gumbel ist hier nicht zu berichten. Der andere Gumbel ist eine relative Persönlichkeit der Zeitgeschichte, und dieser Status kommt ihm wegen seiner politischen Aktivitäten zu für die Zeit der Weimarer Republik — unbeschadet seines tapferen Engagements während des Exils in Frankreich und der wachen politischen Anteilnahme in der amerikanischen Emigration.
Gumbels einschlägige Weimarer Aktivitäten lassen sich dreifach aufgliedern. Da war erstens der Publizist, der viel über die politischen Vorgänge vor allem in Deutschland, aber auch etwa in der Sowjetunion, schrieb. Dieses Oeuvre ist wichtig, aber würde nicht für die Biographik hinreichen. Zweitens der Justizkritiker, der sich dadurch einen Namen machte, daß er die politischen Morde und die geheimbündlerischen Umtriebe vor allem in den ersten Jahren der Republik akkurat auflistete bzw. nachzeichnete und den Skandal einer weitgehenden Untätigkeit der Strafverfolgungsbehörden angesichts dieser Vorgänge, soweit sie dem rechten Lager zuzuordnen waren, anprangerte. Daraus entstanden Bücher wie „Vier Jahre politischer Mord" (1922), „Verschwörer" (1924), „Verräter verfallen der Feme" (1929) oder „Laßt Köpfe rollen" (1931), die wie Paukenschläge wirkten, große Verbreitung fanden und auch zeigten, daß der Mann das journalistische Geschäft verstand. Vor allem aber sein Handwerk: Daß der Reichsjustizminister in einer Denkschrift, in der er auf das erstgenannte Buch einzugehen genötigt war, bei rund 400 erwähnten Fällen keinen Ansatzpunkt für Angriffe auf den Verfasser fand, mußte wie ein Qualitätssiegel für Gumbels justizkritische Arbeit wirken. Drittens der pazifistische Aktivist, der bei der Deutschen Liga für Menschenrechte führend mitwirkte. Er betonte die deutsche Schuld am Weltkrieg und warb für die Akzeptanz des Versailler Friedensvertrages; er suchte die Verständigung mit Frankreich zu fördern und die illegalen Rüstungen des Reiches aufzudecken. Dies erregte Anstoß, brachte Gumbel in Schwierigkeiten an der Heidelberger Universität, deren Lehrkörper er seit 1923 angehörte, und führte schließlich dazu, daß ihm — nach mehreren Anläufen — 1932 die Venia legendi wegen „Unwürdigkeit" entzogen wurde.

Christian Jansens ausführlicher biographischer Essay „Der Zivilist als Außenseiter" gilt, obwohl er auch von dem Wissenschaftler kundig zu berichten weiß und nach den biographischen Gepflogenheiten sowohl die Jugend als auch den Lebenslauf nach 1933 skizziert, hauptsächlich diesen Aktivitäten des Publizisten, Justizkritikers und Pazifisten Gumbel in der Zeit der Weimarer Republik. Jansen beschäftigt sich seit über zehn Jahren mit dieser Persönlichkeit, er hat mehrfach über sie publiziert und für die jetzt vorgelegte Darstellung beträchtlichen Aufwand getrieben: Archivstudien und Zeugenbefragung in Westdeutschland und den USA, was aufgrund der ungewöhnlich günstigen Quellenlage ein eingehendes Bild der Persönlichkeit Gumbels bis hin zu recht privaten Zügen ermöglichte. Um so unverständlicher ist freilich, daß Jansen, der an dem Band bis 1991 arbeitete, keine Archivalien aus der ehemaligen DDR benutzte, obwohl die Potsdamer Unterlagen zu den Ermittlungsverfahren des Oberreichsanwalts beim Reichsgericht gegen Gumbel mit ihren Aktenzeichen seit Jahren in der Literatur bekannt sind (vgl. Reinhold Lütgemeier-Davin, „Pazifismus zwischen Kooperation und Konfrontation, Das Deutsche Friedenskartell in der Weimarer Republik", Köln 1982, S.417 und S.489), wie überhaupt eine breitere Heranziehung bzw. vertiefte Auswertung der Literatur zum Weimarer Pazifismus (siehe nur — von Jansen übergangen — Karl Holl, „Pazifismus in Deutschland", Frankfurt a.M. 1988, S.138–219, und die dort verarbeitete Literatur) Jansen mehrfach weitergeführt hätte.

Gleichwohl könnte man seinen Essay, gewiß eine stupende Leistung, für eine ziemlich abschließende Darstellung halten (ungeachtet dessen, daß noch eine biographische Dissertation über Gumbel von Arthur Brenner, New York, zu erwarten ist), wenn Jansen nicht der klassische Biographenfehler unterlaufen wäre, über der Konzentration auf die Zeichnung des Bildes einer Persönlichkeit zu vergessen, daß es eines zeitgeschichtlichen Koordinatensystems bedarf, um eine Person und ihr Schicksal einordnen zu können; so hängt sein Gumbel-Portrait nachgerade ‚in der Luft'.

Beispiel Justizkritik: Die Leistung Gumbels erschließt sich ja erst, wenn man sich klarmacht, daß hier ein Amateur gewissermaßen einer Nebenbeschäftigung nachging, und dies mit einer relativ schlichten Methode. Gumbel sammelte Informationen aus der Presse — vor allem Prozeßberichte — sowie aus rechten Publikationen und trug viele kleine Steinchen zu einem Mosaik zusammen. Hier von „zeitgeschichtlichen Forschungen" (S.67) oder von „minutiös [. . .] recherchierte[n]" (Klappentext) zu sprechen assoziiert irrig Wissenschaft und Nachrichtenmagazin und verstellt dabei den Blick auf das Wesentliche, daß nämlich die Weimarer Fachleute, vor allem die Juristen und die Historiker, welche die gleichen Informationen besaßen oder sich unschwer hätten besorgen können, vor dieser Arbeit versagten. Während die rechtsstehenden Fachvertreter durch Schweigen ihre grundsätzliche politische Haltung ausdrückten, äußerten sich die wenigen linken Experten zumindest gelegentlich; daß Gumbels — was nicht abwertend gemeint ist — dilettantische Kritik, gemessen an den vergleichbaren Arbeiten der Juristen Arnold Freymuth, Felix Halle, Max Hirschberg, Erich Kuttner und Moritz Liepmann — Namen, die in Jansens Essay gar nicht vorkommen —, Bestand hatte, macht ihren Rang aus.

Die großen Worte versperren auch die Einsicht für den gebotenen Umgang mit Gumbels justizkritischen Arbeiten. So groß die Versuchung gerade durch die gut greifbaren Reprints sein mag — man darf sie nicht als rechtsgeschichtliche Fachliteratur behandeln; Gumbels Prestige bei den (linken) Historikern der Weimarer Republik gehört zu den ironischen Verwerfungen der Zeitgeschichtsschreibung. Sich heute auf Gumbel fachlich zu stützen heißt quellenmäßig nicht über den Stand des aufmerksamen Zeitungslesers von 1919 und später hinauszukommen. Daraus folgt die Notwendigkeit einer strikten Trennung, die man bei Jansen vermißt: Der Justizkritiker Gumbel bewies jenes Rechtsgefühl und jene Zivilcourage, die im Deutschland der Weimarer Zeit gerade auch Akademikern offensichtlich erschreckend oft fehlten. Aber aus steht weiterhin, von punktuellen Untersuchungen abgesehen, die nach den Regeln der Kunst auf archivalischer Quellenbasis geschriebene Geschichte der politischen Justiz in der Weimarer Republik. Gumbels Arbeiten sind nach dem Fachmaßstab nur noch rezeptionsgeschichtlich von Belang [vgl. Klaus Füßer, „Republikfeindliche Tendenzrechtsprechung in Weimar? Zur Aussagekraft der Gumbel-Mordstatistik", in: Zeitschrift für Rechtssoziologie, Jg.12 (1991), S.70–96].

Beispiel Pazifismus: Ein Vergleich mit den Konflikten, die eine Reihe anderer Hochschullehrer, die sich zur politischen Linken zählten, seinerzeit durchzustehen hatte — Georg Friedrich Nicolai in Berlin, Karl Korsch in Jena, Theodor Lessing in Hannover und Günther Dehn in Halle —, hätte Jansens Urteil gleichsam geeicht und das Besondere des „Falles Gumbel" in Heidelberg deutlich gemacht. Und wenn schon die offenkundig unzureichende theoretische Durchdringung des damaligen pazifistischen Spektrums Jansen resignieren ließ, daß sich Gumbel „keiner Strömung im Pazifismus der Weimarer Republik eindeutig zuordnen" lasse (S.56), hätte doch ein Blick auf Vorgehen und Scheitern anderer radikaler Pazifisten sogen. westdeutscher Observanz den Schlüssel geliefert. Es geht um eine bestimmte Form

von verbal aggressivem Pazifismus, dessen Protagonisten mit ihren Sentenzen — Hein Herbers: ,,Willst Du lange leben? — Werde General!"; Kurt Tucholsky: die im Krieg getöteten Soldaten seien ,,für einen Dreck gefallen" — aufrütteln wollten, aber im Ergebnis doch mehr polarisierten als aufklärten. Gumbels Prägung von ,,dem Felde der Unehre" und seine Auslassung, ,,als Denkmal des Krieges eigne sich eine große Kohlrübe — das Hauptnahrungsmittel im ‚Kohlrübenwinter' 1917/18 — besser als eine leichtbekleidete Jungfrau mit Siegespalme" (S.35), gehören genau zu dieser pazifistischen Richtung. Daß er letzteren Spruch seit Jahren bei pazifistischen Kundgebungen in seinem Repertoire führte, zeigt, daß es sich nicht um eine unbedachte Äußerung oder rhetorische Entgleisung, sondern um eine wohlkalkulierte provozierende Pointe handelte; daß er nun darüber 1932 seine Lehrbefugnis verlor, macht das aus, was andernorts der virtuelle Charakter der einschlägigen ,,Fälle" genannt wurde [vgl. die Rezension von Otmar Jung zu Reinhold Lütgemeier-Davin, ,,Hakenkreuz und Friedenstaube, ‚Der Fall Hein Herbers' (1895–1968)", Frankfurt a.M. 1988, in: IWK, Jg.25 (1989), S.561ff]. Individualpsychologische Deutungen — Karl Jaspers 1925: ,,Neigung zu ungewöhnlicher Taktlosigkeit" (S.123); Jansen selbst: ,,Lust an aufmüpfigen bon mots" (S.74) — lenken dabei von der Erkenntnis ab, daß dahinter kein Charakterproblem, sondern die Kampfform der pazifistischen Provokation steckte. Daß Gumbel seinen provozierenden Spruch 1932 abzustreiten versuchte (vgl. S.126f.), war dann freilich das Gegenteil von ,,an Sturheit grenzende[r] Geradlinigkeit und Zivilcourage", die Jansen betont (S.39); hier scheint doch die Fakultät schärfer gesehen zu haben mit ihrem Verdikt: ,,Er nimmt sich das Recht freier und verletzender Formulierungen und steht nicht dazu" (ebda.). An vergleichsweise abgelegener Stelle, nämlich bei der auch von Gumbel unterstützten Forderung nach einer entschädigungslosen Enteignung der ehemaligen Fürsten, fragt Jansen, ob die zu erwartenden materiellen Vorteile ,,die letztlich fatale Verschärfung der innenpolitischen Polarisierung durch solche Forderungen und Kampagnen rechtfertigten" (S.65); genau diese Abwägung wäre bei Gumbels verbal aggressivem Pazifismus geboten gewesen. So zeigt die Vertreibung Gumbels von Heidelberg eben nicht nur, ,,daß die Selbstgleichschaltung der Universitäten und Landesregierungen bereits vor der sogenannten Machtergreifung begonnen hat" (S.39). Wenn Persönlichkeiten wie Alfred Weber, Gerhard Anschütz, Karl Jaspers und Gustav Radbruch sich jetzt von Gumbel distanzierten (S.38f.), heißt das doch auch, daß selbst Wohlmeinende seine Kampfform pazifistischer Provokation für kontraproduktiv und nicht mehr schutzwürdig hielten.

Einzugehen ist noch auf ein Detail: Jansen übernimmt — wie wohl auch Volkmar Schöneburg, ,,Menschenrechte und Justizkritik: E. J. Gumbel (1891–1966)", in: Demokratie und Recht, Jg.19 (1991), S.62-72, hier S.63, — von Diemut Majer die Nachricht, Gumbel habe zu den Gründungsmitgliedern des Republikanischen Richterbundes gehört (S.361). Solange die Genannten dafür keine Belege bringen, muß diese kühne Behauptung als Legende bezeichnet werden.

Der biographische Essay macht weniger als ein Viertel des von Jansen vorgelegten Bandes aus. Fast zwei Drittel füllen vornehmlich politische Texte Gumbels, gruppiert als ,,Autobiographisches", ,,In eigener Sache", ,,Universität und Wissenschaft", ,,Pazifismus", ,,Parlamentarismus oder Bolschewismus?", ,,Um die Weimarer Republik", ,,Justizkritik", ,,Gegen den Nationalsozialismus" und endlich ,,Reiseeindrücke". Natürlich ermöglicht diese Sammlung nun den bequemen Zugriff auf oft entlegene Texte, über die Auswahl zu streiten erscheint müßig, doch jedenfalls wirkt dieser Teil des Bandes großzügig — mit 275 Seiten zu großzügig, wenn andererseits Autor oder Verlag auf ein orientierendes Vorwort verzichten und bei dem Essay ein Verzeichnis der Quellen, der Literatur und der Abkürzungen ,,gespart" haben, so daß man sich etwas mühsam in den Band einarbeiten muß.

Den Schluß bildet eine fast vollständige Bibliographie Gumbels mit — ungerechnet Kurzrezensionen und kleinere wissenschaftliche Arbeiten — nicht weniger als 583 Titeln. Ferner hat Jansen 28 oft bemerkenswerte Abbildungen aufgenommen.

Den politischen Menschen Gumbel auf einen Begriff zu bringen erscheint unmöglich. Einen ,,Apostel der Justiz" hat ihn Albert Einstein genannt — wie Jansen offenbar beifällig vermerkt [vgl. schon ders., ,,Emil Julius Gumbel — ‚Ein Apostel der Justiz' ", in: Demokratie und Recht, Jg.14 (1986), S.331–338] —, aber das kann ja nur in dem Sinne gemeint sein, wie der in Friesland erschlagene Bonifatius ,,Apostel der Deutschen" genannt wird und gilt jedenfalls nur für den einen wichtigen Bereich seiner Aktivitäten. ,,Zivilist" — Jansens eigene Lösung — erscheint für den Freiwilligen des Ersten Weltkriegs, der sich später viel mit Militär und Rüstung beschäftigte und ganz selbstverständlich mit seinen Erfahrungen aus dem Felde argumentierte, nicht recht stimmig — es sei denn, man nehme es als unorthodoxes Kürzel für einen Justizkritiker und radikalen Pazifisten, der in der Tat fast stets außergewöhnliche Zivilcourage bewies.

Otmar Jung

SZIKLAI, László: **Georg Lukács und seine Zeit, 1930–1945.** Aus dem Ungarischen von Ágnes Meller (= Dokumentation, Essayistik, Literaturwissenschaft). — Berlin/DDR und Weimar: Aufbau Verlag 1990. 221 S.

Der Lebensabschnitt von Georg Lukács von seiner Ausweisung aus Österreich bis zu seiner Rückkehr nach Ungarn, den er — von seinem vorübergehenden Aufenthalt in Berlin 1931/33 und seiner kurzen Evakuierung nach Taschkent 1941/42 abgesehen — durchweg in Moskau zubrachte, ist relativ wenig erforscht und wird zumeist nur unter literaturtheoretischen Aspekten wahrgenommen. Während dieser Zeit veröffentlichte er auch seine bekannten Aufsätze zur deutschen Klassik, zum Realismus und zum Expressionismus in der ,,Linkskurve" und der ,,Internationalen Literatur". Andere Arbeiten, die er in diesen Jahren verfaßte, werden dagegen kaum beachtet; viele sind erst später erschienen oder unveröffentlicht geblieben, etwa seine Studie über den ,,Jungen Hegel" (1948), die er bereits Ende 1937 fertiggestellt hatte, seine Schriften ,,Wie ist die faschistische Philosophie in Deutschland entstanden?" (geschrieben 1933) und ,,Wie ist Deutschland zum Zentrum der reaktionären Ideologie geworden?" (geschrieben 1941/42), die als Vorarbeiten zur ,,Zerstörung der Vernunft" (1954) — dem negativen Pendant zum ,,Jungen Hegel" — angesehen werden müssen und 1982 posthum von László Sziklai herausgegeben wurden, oder andere Manuskripte, die sich noch im Lukács-Archiv befinden.

So heftig der Verfasser von ,,Geschichte und Klassenbewußtsein" angegriffen worden war und so sehr er schließlich auch mit den ,,Blum-Thesen" scheiterte, so wenig kann einfach davon gesprochen werden, Georg Lukács habe sich nach 1929 sowohl von politischen wie philosophischen Fragen abgewandt und in den ,,Elfenbeinturm einer esoterischen Theorie" (S.133) zurückgezogen. Die aktive Parteiarbeit stellte er zwar ein, aber, wie László Sziklai, der Direktor des Budapester Lukács-Archivs, in seinem Buch mit Rückgriff auf den teilweise noch unveröffentlichten Nachlaß überzeugend nachweisen kann, es ist ,,eine Legende, daß Lukács aus Schlauheit zu dem harmloser scheinenden Betätigungsfeld seiner jungen Jahre zurückkehrte, um sich nicht dem mit ideologischen Verbotsschildern übersäten Gebiet der Philosophie widmen zu müssen" (S.136ff). Sziklai faßt die Grundthese seines Buches in der prägnanten Formel zusammen: ,,Lukács ist in der Geschichte unterwegs" (S.186), und er belegt nicht nur, wie lebhaft Lukács in seinem Denken auf den Faschismus in Deutschland reagiert hat, sondern daß er sich theoretisch nicht weniger gründlich — wenn auch vermittelt — mit den Problemen des Sozialismus in einem Lande auseinandergesetzt hat.

Für seine Schriften, die die Entstehungsgeschichte der faschistischen Ideologie näher untersuchen, liegt dieser politische Zusammenhang auf der Hand. Mit dem Abebben der revolutionären Bewegung und angesichts der reaktionären Entwicklung in Deutschland wandte sich Lukács von seiner jahrelangen Beschäftigung mit der geschichtlichen Mission des Proletariats ab und widmete sich statt dessen Problemen, die sich unter das ,,Schwerpunktthema ‚Die Epoche des Imperialismus und das Klassenbewußtsein der Bourgeoisie'" (S.50) zusammenfassen ließen. Er ging dem ideologischen Verfall bürgerlichen Denkens nach und versuchte dabei nicht zuletzt seine Unumgänglichkeit aufzuzeigen; seine Kritik galt insofern auch der ,,Scheinopposition" vieler Intellektueller, denn ,,es werde [. . .] ein jeder, der dem ‚guten' Irrationalismus die Hand reicht, früher oder später erkennen müssen, daß er dem Teufel die Hände gereicht hat" (S.64).

Derselbe Zusammenhang läßt sich aber auch für den ,,Jungen Hegel" demonstrieren, der nach Ansicht von Sziklai ,,ein großangelegter, selbständiger, systematischer und historischer Versuch [ist], ein Versuch des Realismus der Geschichte im Zeichen des Sozialismus, die Widersprüche der nachrevolutionären Zeit bewußtzumachen" (S.95). So wie Hegel nämlich die bürgerliche Gesellschaft grundsätzlich bejaht, aber zugleich alles kritisiert, was darin nicht wirklich, d.h. nicht notwendig und vernünftig ist, so ist auch Lukács keineswegs mit dem Sozialismus versöhnt, sondern auch seine Einstellung wird bestimmt durch ,,ein Bejahen des Sozialismus von innen und gleichzeitig die Verneinung seiner entfremdeten Erscheinungen" (S.196).

Auch wenn man in manchen Details sicherlich anderer Meinung ist, so ist doch das Buch von László Sziklai insgesamt äußerst aufschlußreich und anregend. Statt einer Sammlung von fünf Aufsätzen, die die gesamte Thematik immer wieder neu aufgreifen und so zwangsläufig zu unnötigen Wiederholungen führen (vgl. etwa die Wiedergabe zweier längerer Zitate auf S.16f. und S.44–46), hätte man sich allerdings eine stärker redigierte Monographie gewünscht. Für die deutschen Leser und Leserinnen wäre es zudem hilfreich gewesen, auf inzwischen verfügbare Ausgaben bestimmter Manuskripte aus dem Nachlaß von Georg Lukács hinzuweisen.

Karl Lauschke

MORGAN, Austen: **J. Ramsay MacDonald** (= Lives of the Left). — Manchester: Manchester University Press 1987. VIII,276 S.

WARD, Stephen R.: **James Ramsay MacDonald. Low Born Among the High Brows** (= University of Cincinnati Studies in Historical and Contemporary Europe, Vol.3). — New York, Bern, Frankfurt/M. und Paris: Peter Lang 1990. XVI,341 S.

,,,Ramsay MacKinnock'", so Austen Morgans Schlußsatz, ,,dieses merkwürdige politische Kompositum, das während des Bergarbeiterstreiks von 1984/85 auf Transparenten auftauchte, kann man als Beleidigung für Neil Kinnock auffassen, aber, wenn er so weitermacht wie zur Zeit, könnte es bald als historische Diffamierung von Ramsay MacDonald gelten."[1]
Auch Stephen Ward weist — aus einer anderen Perspektive — auf die Unverhältnismäßigkeit von MacDonalds Schicksal hin, bis heute Gefangener des Datums 1931 zu sein, während andere britische Premierminister relativ unbeschadet Koalitionen bilden und Parteien verlassen konnten. ,,Few men of prominence have been treated worse for less cause" (Ward, S.287). Schließlich habe MacDonald einer ganzen Generation von Labour-Führern den Weg zum Verständnis und zur Akzeptanz des Parlamentarismus geebnet. Ohne Männer wie Hardie, Henderson, Snowden, Thomas oder Clynes abzuwerten, betont Ward: ,,Hardie formed the Party, but it was MacDonald who put it into Parliament. Henderson built the party structure, but it was MacDonald who used it effectively and formed a government from it. MacDonald took the Party into Westminster from the trade union halls and socialist clubs, and from coffee houses, streets, pubs, chapels, and factories of workingmen constituencies" (Ward, S.285f.).
Wards Untertitel steht für den Aufstieg von Labour zur Regierungspartei, für MacDonalds persönlichen Aufstieg (kein anderer britischer Premierminister war von so niedriger und zudem unehelicher Geburt wie MacDonald, der Sohn einer Landarbeiterin) und schließlich für dessen Verrat, seine Zusammenarbeit mit Konservativen und Aristokraten in der Allparteienregierung, die er 1931–1935 als Premierminister anführte, wofür Labour ihn aus der Partei ausschloß — für alle Zeiten, wie es scheint. Wards These ist, daß sich MacDonald zeitlebens hinter ,,künstlichen Masken" verbarg, gewissenhaft seine jeweiligen Rollen spielte und sich selbst in seinem Tagebuch nicht wirklich offenbarte. So kann Ward auch in seinem abschließenden Psychogramm das Rätsel um den ,,wahren" MacDonald nicht völlig lösen. Lohnend wäre vielleicht, dessen journalistische Schriften unter diesem Aspekt gegen den Strich zu lesen. Doch bei der Kürze ihrer Darstellungen bleibt beiden Autoren wenig Raum, überhaupt auf MacDonalds Schriften einzugehen.
James Ramsay MacDonald (1866–1937), Schotte, britischer Sozialist, ab 1894/96 führend in der Independent Labour Party, ab 1900 Vorsitzender des Labour Representation Committee, aus dem 1906 die Labour Party hervorging, wurde 1911–1914 und ab 1922 Labour-Fraktionsführer im Parlament und schließlich erster Labour-Premierminister (Jan.–Okt. 1924 und Mai 1929–Aug. 1931) jeweils in Minderheitskabinetten und 1924 auch sein eigener Außenminister. Unterbrochen wurde sein Aufstieg 1914/18, als er wegen seiner Antikriegshaltung und Ablehnung der Wehrpflicht von der Labour-Mehrheit isoliert war. Ward nennt sowohl politische wie auch praktische Gründe für MacDonalds Entscheidung von 1914, urteilt aber kritischer als frühere Autoren, daß MacDonald weder Pazifist noch Antimilitarist war. Die zweite neuralgische Phase in MacDonalds Karriere und seine endgültige Isolierung von Labour kam 1931, als das Labour-Kabinett im Konflikt um Sparmaßnahmen im Gefolge der Wirtschaftskrise, vor allem betraf es die Kürzung der Arbeitslosenunterstützung, zurücktrat und MacDonald mit drei anderen ,,National Labour"-Vertretern ein Allparteienkabinett bildete, dem er bis 1935 vorstand. Dieser Verrat macht ihn bis zum heutigen Tag zur Unperson für Labour und sogar für die Social Democrats, die sich in den 80er Jahren von Labour abspalteten.
Er sei, so Ward in Analogie zu MacDonalds Geburtsort Lossiemouth, von einer Insel zu einem Teil des Festlands geworden, aber letztlich doch isoliert geblieben, vor allem auch in der historischen Erinnerung. Und er starb, im realen wie im übertragenen Sinn, ,,auf See", fernab von seinem Bestimmungsort. Doch ein in Wards Untertitel angedeutetes sozialkontextuelles Psychogramm des Mannes niederer Geburt unter den ‚Oberen' ist trotz aller detaillierten Diskussion zur Person MacDonalds nicht Leitmotiv der Untersuchung. Man merkt dem Buch an, daß es oft überarbeitet und oft gekürzt worden ist, nachdem seine schnelle Veröffentlichung durch das Erscheinen von David Marquands Standardbiographie im Jahre 1977 (vgl. IWK, Jg.14 (1978), H.3, S.386) vereitelt worden war — nicht zuletzt

1 ,,The strange political composite ‚Ramsay MacKinnock', spotted on placards during the miners' strike of 1984/85, may be considered slanderous of Neil Kinnock but, if he continues along his present path, it may come to be considered an historical defamation of Ramsay MacDonald." (Morgan, S.251).

wegen der Ähnlichkeit ihrer Einschätzung, in der die Person MacDonalds und die neuralgischen Punkte seiner Karriere (1914 und 1931) kritischer erscheinen als seine um so positiver beurteilte politische Gesamtleistung. Auch entstanden beide Untersuchungen in engem Kontakt mit MacDonalds Familie. Morgan hingegen geht den MacDonald-Mythos als Ganzes an und ortet ihn nicht nur in dem Vorwurf des ,,Verrats aus Karrieresucht", sondern vor allem in dem abrupten Meinungsumschwung, der den bis 1931 gefeierten ,,Good Old Ramsay" über Nacht zum Antihelden werden ließ und das Schimpfwort ,,MacDonaldism" schuf. Gegen diesen Mythos betont Morgan, daß der ,,MacDonaldism" in MacDonalds gesamter Laufbahn und letztlich im Labourismus angelegt ist, in dem sich antimarxistischer Sozialismus mit unkritischer Haltung zum Staat und Nähe zum Radikalismus der Mittelklasse verbinden. Aus dieser Sicht eines unabhängigen Sozialisten und Marxisten gelingt Morgan, was für Labour bisher unmöglich war, nämlich die Würdigung MacDonalds als dem ,,wichtigsten britischen Sozialisten", auch wenn er MacDonalds Sozialismus weitgehend für rein rhetorisch hält. Morgans Ausgangspunkt führt zu Einschätzungen, die denen Marquands widersprechen, und der Autor zieht einen strukturgeschichtlichen roten Faden durch die Darstellung, den man in Wards Arbeit vermißt. Mit seinem Überblick zur MacDonald-Biographik (Morgan, S.6–10) bietet Morgan eine gute Orientierungshilfe in der rezeptionsgeschichtlichen Problematik, die sein eingangs zitierter Schlußsatz plastisch umreißt. David Howell, Herausgeber der Serie ‚Lives of the Left', beschreibt die Biographien führender Personen der europäischen und nordamerikanischen sozialistischen und Arbeiterbewegung[2] als kurze, lebendig geschriebene neue Untersuchungen, die Geschichtsstudenten und anderen Interessierten einen leichten Zugang zum Thema bieten. Morgan, dessen (Auftrags-)Werk keine akademische Originalität für sich beansprucht, erfüllt vielleicht gerade deswegen diese Kriterien in hervorragender Weise. Bei aller Kürze behandelt er MacDonalds Laufbahn vor dem Hintergrund der wesentlichen politischen und sozialen Entwicklungen der Zeit mit der souveränen Leichtigkeit eines erfahrenen Historikers der Arbeiterbewegung. Er verbindet die Fragestellungen linker Kritiker an Geschichte und Gegenwart von Labour, die eine Neubewertung MacDonalds nahelegen, mit einer ansteckenden Neugier für die Person MacDonalds, dem er bei aller nötigen politischen Kritik viel Verständnis entgegenbringt. Womöglich hat die mit der Arbeit an gerade diesem Thema verbundene Einsamkeit im Nordlondoner ,,Milieu" das Mitgefühl des Autors für MacDonalds Isolation in den kritischen Phasen seiner Karriere geschärft. Selbst für Experten mag Morgans erfrischende Einführung ebenso interessant sein wie Wards quellenreiche Studie. Ob es ihnen nun gelingt, den ,,MacDonald-Mythos" auch außerhalb der wissenschaftlichen Diskussion zu demontieren, bleibt dahingestellt. Doch darf man nach diesen beiden notwendigen und wichtigen Arbeiten erwarten, daß Detailstudien folgen, die einzelne Aspekte und Phasen in MacDonalds Karriere noch schärfer herausarbeiten. Und schließlich wäre zu wünschen, daß es der nächste Biograph wagt, die chronologische Grundstruktur der konventionellen Biographik, der beide Autoren weitestgehend folgen, zu durchbrechen und durch konsequente thematische Längsschnitte zu ergänzen.

Helga Woggon

2 In der Serie ,,Lives of the Left" sind wichtige Arbeiten vor allem auch über bisher vernachlässigte Personen erschienen, z.B. Graham Walker über Thomas Johnston. Desweiteren u.a.: William Knox: James Maxton; Dick Geary: Karl Kautsky; Paul Davies: A. J. Cook; Melvin Dubofsky: Big Bill Haywood; Dai Smith: Aneurin Bevan; Gail Malmgreen: Eugene Debs; Anthony Wright: R. H. Tawney; Peter Weiler: Ernest Bevin; Joel Wiener: William Lovett; Fred Leventhal: Arthur Henderson. Leider soll die Serie offenbar angesichts der weltpolitischen Wende in dieser Form nicht weitergeführt werden.

GROSS, Babette: **Willi Münzenberg. Eine politische Biografie.** Mit einem Vorwort von Arthur Koestler und einem Nachwort von Diethard Kerbs (= Lebensläufe). — Leipzig: Forum Verlag 1991. 552 S.

WESSEL, Harald: **Münzenbergs Ende. Ein deutscher Kommunist im Widerstand gegen Hitler und Stalin. Die Jahre 1933 bis 1940.** — Berlin: Dietz Verlag 1991. 420 S.

Diethart Kerbs und dem Leipziger Forum Verlag kommt das Verdienst zu, die seit langem vergriffenen Erinnerungen der vor kurzem verstorbenen Babette Gross an ihren Lebensgefährten Willi Münzenberg noch einmal veröffentlicht zu haben. Zur Erinnerung folgen einige Hinweise zu seinem Lebenslauf. Willi Münzenberg, 1889 im thüringischen Erfurt geboren, schloß sich im Sommer 1906 dem ,,Bildungsverein Propaganda" an, dem er bald viele Mitglieder verschaffte. Er ging — wie damals üblich — auf

die Walz. Als Wanderbursche traf er 1910 in Zürich ein, wurde einer der Organisatoren der sozialistischen Jugend der Schweiz und betätigte sich in der Sozialistischen, später Kommunistischen Jugendinternationale, zuletzt bis 1921 als deren Sekretär.
Als er wegen der Organisation eines Streiks ins Zuchthaus kam und nach Kriegsende aus der Schweiz ausgewiesen wurde, ging er nach Stuttgart, wo er sich der Spartakus-Gruppe anschloß. Später war er in der KPD aktiv, von 1924 bis 1933 als Reichstagsabgeordneter.
Die Bildung der Internationalen Arbeiterhilfe — der ,,Proviantkolonne des Proletariats" (Gross, S.181) — zur Unterstützung der Sowjetunion war eines der großen Werke von Münzenberg. Der Propagandist der Idee des Kommunismus war in der Partei nicht unumstritten und von manchen weniger als Revolutionär, denn als Unternehmer angesehen. Die von ihm gegründeten Unternehmungen wurden als ,,Münzenberg-Konzern" bezeichnet, zu dem Zeitungen wie ,,Berlin am Morgen", ,,Welt am Abend" und vor allem die ,,Arbeiter-Illustrierte Zeitung" gehörten. ,,Die Komintern nahm mit Genugtuung zur Kenntnis, daß Münzenbergs Firmen sich selber trugen, während die kommunistische Parteipresse laufend unterstützt werden mußte" (Gross, S.307). Die Erfolge des so stigmatisierten ,,roten Millionärs" — das war er gar nicht — führten bei politischen Freunden wie Feinden zu Mißgunst und Neid.
1933 mußte er mit seiner Lebensgefährtin nach Paris emigrieren, wo er den propagandistischen Kampf gegen das NS-Regime fortsetzte. Er gab das berühmte ,,Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitler-Terror" heraus und war einer der Initiatoren der Volksfront. Nachdem er die Politik der KPD und der Kommunistischen Internationale kritisiert hatte, wurde er bald ausgeschlossen. Den Kampf gegen den Nationalsozialismus gab er aber nicht auf. Als die deutschen Truppen Frankreich besetzten, wurden er und Babette Gross interniert. Die Umstände seines Todes im Jahre 1940 konnte sie aber nicht definitiv klären.
Auf diese Frage geht auch das hier anzuzeigende Buch von Harald Wessel ein, der noch zu DDR-Zeiten rund fünfzehn Jahre lang dokumentarische Belege aus dem Leben von Münzenberg gesammelt hat. Seine Studie basiert einerseits auf der Biographie von Gross und Sekundärliteratur. Andererseits präsentiert er interessante Details aus der fast 300 Seiten umfassenden Handakte des KPD-Vorsitzenden Wilhelm Pieck zum ,,Fall Münzenberg", die sich im Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung befindet.
Diese Akte enthält Informationen über die Umstände des Parteiausschlusses von Willi Münzenberg, der seit Gründung der KPD deren Mitglied und seit 1927 im Zentralkomitee war. Wessel kommt zu dem Schluß, daß er ,,von einem in keiner Weise demokratisch legitimierten Häuflein weitgehend anonymer KPD-Funktionäre aus dem ZK der KPD hinausgedrängt [wurde], von einer kläglichen Minderheit, die sich ihres Unrechtes so sehr bewußt war, daß sie peinlichst darauf achtete, möglichst keine Spuren zu hinterlassen" (Wessel, S.144). Ihm wurden Verstöße gegen Grundsätze der Partei und Verletzung der Parteidisziplin vorgeworfen. An einer Stelle heißt es: ,,Genosse Münzenberg ist der Aufforderung des Vorsitzenden der Partei, an der ZK-Sitzung teilzunehmen, nicht nachgekommen und hat sich damit des Bruches der Parteidisziplin schuldig gemacht" (S.147). Seine Weigerung, dieser Art von ,,Diktatur des Proletariats" zu folgen und in das Moskauer Exil der KPD zu kommen, hat ihm wahrscheinlich das Leben gerettet. Im März 1939 trat Münzenberg offiziell aus der KPD aus.
Für die Frage, ob es sich bei Münzenbergs Tod um Mord oder Selbstmord handelt, bringt Wessels Buch keine wesentlichen neuen Informationen. ,,Bei der momentanen Quellenlage scheint die Möglichkeit des Selbstmords in depressiver Ausweglosigkeit die wahrscheinlichste zu sein" (S.244). Die moralische Schuld liegt bei den politisch Verantwortlichen: ,,Willi Münzenberg ist ein Opfer im Widerstandskampf gegen Hitler und Stalin". Babette Gross vermutet demgegenüber, daß Münzenberg Opfer eines politischen Anschlags geworden ist. Die Leserin und der Leser werden selbst entscheiden müssen, ob sie sich einer der beiden Auffassungen anschließen können. Beide Bücher sind geeignet, die Diskussion über den fast vergessenen Willi Münzenberg weiterzuführen bzw. wieder zu initiieren und sind für die Auseinandersetzung mit der Politik der Kommunistischen Partei Deutschlands, der Kommunistischen Internationalen sowie der führenden Funktionäre sehr wichtig.

Kurt Schilde

Aufbruch nach Amerika. Die Auswanderungswelle von 1816/17. Hrsg. von Günter MOLTMANN. Neuausgabe. — Stuttgart: Metzler 1989. 408 S.

Dieses Buch dokumentiert den großen Auswanderungsstrom, der sich in den Hungerjahren 1816/17 vom deutschen Südwesten nach Nordamerika ergoß. Von der 1978 erschienenen und bald nach der Veröffentlichung vergriffenen ersten unterscheidet sich die neue Ausgabe durch kleinere Verbesserungen, die Aktualisierung des Literaturverzeichnisses und vor allem die Ersetzung einer Chronik der Hungerjahre auf der Schwäbischen Alb, deren Echtheit heute nicht mehr angenommen werden kann. Zu weitergehenden Veränderungen bestand kein Grund, es sei denn, Herausgeber und Verlag hätten sich entschlossen, dem Einwand eines Kritikers zu folgen und der Dokumentation eine systematische Analyse von Auswanderungsursachen, Auswanderungsverlauf und Auswanderungsstruktur hinzuzufügen. Sie behielten jedoch das alte Konzept bei, komplementär zur reichen sozialgeschichtlichen Forschungsliteratur eine mehr am Alltagsleben orientierte und auf Anschaulichkeit bedachte Quellensammlung zu präsentieren. In seiner Art erfüllt das drucktechnisch gut ausgestattete und reichlich illustrierte Lesebuch alle Anforderungen: Eine informative Einleitung stellt den historischen Kontext her; knappe Brückentexte ordnen die Dokumente in den engeren Zusammenhang ein; sorgfältige Kommentare tragen zum besseren Verständnis der einzelnen Texte bei.
Die ersten vier der insgesamt 69 Dokumente, darunter das neu aufgenommene Erinnerungsbüchlein von L. Gradmann, beleuchten aus unterschiedlicher Perspektive die Hungerjahre in Württemberg und Baden. Breiten Raum nimmt sodann das ,,Auswanderungsfieber" ein. Hier kommt den ausführlich dokumentierten Auswanderungsbefragungen Friedrich Lists besondere Bedeutung zu. Sie geben Aufschluß über das Ausmaß von Teuerung und Amtsmißbrauch, über die primär im wirtschaftlich-sozialen, aber auch im politisch-administrativen, weniger jedoch im religiösen Bereich angesiedelten Motive. Ferner wird ein sehr anschaulicher Eindruck vom Aufbruch der zumeist verzweifelten Menschen ins Ungewisse vermittelt: von der Reise über den Neckar und Rhein nach Holland; den langen Wartezeiten und dem großen Elend in den niederländischen Hafenstädten; den durch Hunger und Mangelkrankheiten, durch Epidemien und Sterben gekennzeichneten Beschwernissen der Überfahrt; den ersten Eindrücken der Einwanderer nach ihrer Ankunft und dem weiteren Lebensweg in den Vereinigten Staaten; den sehr unterschiedlichen amerikanischen Reaktionen auf den in einer konjunkturell nicht günstigen Zeit eintreffenden Massenansturm. Man erfährt, welche Anstrengungen der badische und der württembergische Staat zur Eindämmung des Auswandererstroms unternahmen, von welchen oft unwägbaren Faktoren Scheitern und Erfolg der Auswanderer abhingen, wer mit welchen Methoden sich an der Not der Menschen zu bereichern oder ihr Elend zu mildern suchte, wie das ,,Redemptioner"-System funktionierte und warum es 1816/17 seinen Höhepunkt überschritt. Der Vielfalt der Quellen — neben Behördenprotokollen, Zeitungsmeldungen und Privatbriefen stehen die sehr aussagekräftigen Erinnerungen Hans von Gagerns und der im Resümee abgedruckte Fürstenwärther-Bericht — entspricht der Vielfalt der Informationen. Zahlreiche Dokumente über die Rückwanderer und über Urteile der Zurückbleibenden runden das Bild ab. Was beleuchtet wird, ist zwar nur ein kleiner Ausschnitt der weitgespannten Auswandererthematik, der sich auf die Migration von Südwestdeutschland nach Nordamerika in den Jahren 1816/17 beschränkt. Aber er ist ein sehr gut ausgewähltes Beispiel, das sich wie kaum ein anderes dazu eignet, das Problem in seiner Komplexität anschaulich vor Augen zu führen. Daher ist die Neuausgabe der schon allzu lange vergriffenen Dokumentation sehr zu begrüßen.

Helmut Berding

Arbeiter im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Klaus TENFELDE (= Industrielle Welt, Bd.51). — Stuttgart: Klett-Cotta 1991. 779 S.

Forschungen zur Arbeitergeschichte konzentrierten sich bislang, so konstatiert Klaus Tenfelde in seinem Vorwort, auf das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert. Die Ursachen hierfür sieht er einerseits darin, daß die Entstehung der modernen Arbeiterklasse einen faszinierenderen Prozeß darstelle als ihr relativer Bedeutungsverlust und daß die Aspekte der politischen Geschichte seit 1918 dominanter wurden. Andererseits seien sozialgeschichtliche Untersuchungen zur Arbeitergeschichte nach dem Kaiserreich durch vielfältige Faktoren erschwert worden, so beispielsweise durch den seit etwa 1900 zunehmenden Prozeß der inneren Differenzierung der sozialen Klasse ,,Arbeiter", durch die zumindest zeitweise Übernahme politischer Verantwortung seitens der Arbeiterbewegung seit 1918, durch den Nationalsozialismus und seine letztlich eher modernisierenden Folgen in der sozialgeschichtlichen Entwicklung,

durch die zumindest weit fortgeschrittene, wenn nicht gar schon vollendete Integration der Arbeiterklasse in die Gesellschaft. Angesichts dieser komplizierten Ausgangslage habe sich eine hochgradig spezialisierte Forschung entwickelt, die es nun zusammenzufassen gelte, um die entscheidenden Fragen einer Sozialgeschichte der Arbeiter im 20. Jahrhundert beantworten zu können, nämlich die nach der Legitimität des Untersuchungsgegenstandes und nach der Aussagekraft des ,,interpretatorischen Angelpunktes", des Klassenbegriffes (S.12). Die Historikerinnen und Historiker, die sich im März 1989 zur Tagung ,,Arbeiter im 20. Jahrhundert", die vom Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte veranstaltet wurde, trafen, hatten demnach ein immenses Arbeitsprogramm zu bewältigen. Der vorliegende Band, in dem die Referate der einzelnen Sektionen gemeinsam mit den Einleitungen und Auswertungen der Sektionsleiter veröffentlicht sind, gibt Aufschluß darüber, inwieweit die gestellten Aufgaben erfüllt werden konnten. Und wie der Sammelband selbstverständlich nur ,,Schlaglichter auf Teilbereiche" der Arbeitergeschichte werfen kann (S.13), so können in dieser Rezension nicht alle Beiträge gleichermaßen gewürdigt werden.

Die Gliederung des Bandes in fünf Sektionen folgt der ,,Tradition" des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, indem getrennt über die ‚Lage' der Arbeiter, ihre soziale Sicherheit und schließlich ihre Mobilität und Klassenbildung verhandelt wird. Die beiden ersten Sektionen, ,,Arbeitsplatz und Arbeitsorganisation" sowie ,,Lebenshaltung und Lebensweisen der Arbeiter", beschränken sich auf den Zeitraum 1918 bis 1939; sie bleiben im Aufbau getrennt von der Sektion über ,,Die Lage der Arbeiter in der Nachkriegszeit seit 1945". Weder diese Separierung noch die Aussparung der Kriegszeiten werden begründet. Die Mehrzahl der Beiträge behandelt den Zeitraum der Weimarer Republik.

In der Sektion ,,Arbeitsplatz und Arbeitsorganisation 1918 bis 1939" wurde die vorgegebene Periodisierung auf die Zeitspanne 1914 bis 1945 erweitert. Vor dem Hintergrund einer durch die ,,Komplementarität von Modernisierung *und* Krise" (S.17) gekennzeichneten Periode, die der Sektionsleiter Gunter Mai eingangs skizzierte, sollten die ,,Veränderungen von Produktion und Arbeitsorganisation", ,,die industriellen Arbeitsbeziehungen" sowie ,,die Verflechtung mit den gesamtgesellschaftlichen Verteilungsentscheidungen im politischen Raum" (S.18) diskutiert werden. Zu diesen ‚traditionellen' Fragen traten die nach der geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes, nach der innerbetrieblichen Segregierung durch Rationalisierung und schließlich nach der Segregation von Arbeits- und Lebenswelt, von betrieblichem Solidarverhalten und politischer Option.

Die Beiträge von Susanne Rouette und Sigrid Jacobeit widmen sich der Untersuchung von Frauenerwerbsarbeit. Rouette (S.32–65) stellt eine methodisch reflektierte Untersuchung von Struktur und Entwicklung des formellen Berliner Arbeitsmarktes zwischen 1914 und 1923 vor, um zu Aussagen über die Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit in der Phase der Demobilmachung und Inflation zu gelangen. Trotz der erheblichen Beschäftigungsverschiebungen, die sie auf dem formellen Frauenarbeitsmarkt der Nachkriegsjahre feststellt, konstatiert sie eine im Vergleich zu 1913 insgesamt geringfügig größere geschlechtshierarchische Segregation. Dies schreibt sie einer nicht allein arbeitsmarkt-immanenten, sondern ebenso familienpolitisch konzipierten Arbeitsmarktpolitik zu, die auf die Absicherung von Männern als Familien-Ernährer zielte (S.64f.). Jacobeit (S.91–104) thematisiert, wie sich die Abhängigkeit bestimmter Industriebranchen von (billiger) Frauenarbeit während des Nationalsozialismus gegen Frauen kehrte, die nun einem Arbeitszwang unterzogen wurden.

Angesichts der quantitativ kaum ins Gewicht fallenden Veränderungen auf dem formellen Frauenarbeitsmarkt zu Beginn der Weimarer Republik müsse, so merkt Mai an, geklärt werden, ob es sich bei der ‚Verdrängung von Frauen' um einen politisch funktionalen Mythos handele. Zudem seien die qualitativen Veränderungen der Frauenerwerbsarbeit zu begründen, die insbesondere in dem durch Rationalisierung in Gang gesetzten Prozeß der innerbetrieblichen Segregation aufgetreten seien.

Unter dem Aspekt ,,Rationalisierung und Arbeiteropposition" faßt Mai die Beiträge von Thomas Welskopp, Rüdiger Hachtmann und Sigrid Jacobeit zusammen. Welskopp und Hachtmann nehmen die Eisen- und Stahlindustrie in den Blick. Welskopp (S.142–192) fragt danach, wie sich die innerbetrieblichen Sozialbeziehungen in der deutschen und amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie vor und während der 1920er Jahre veränderten (S.143); Hachtmann (S.105–141) interessiert sich am Beispiel der Gute-Hoffnungs-Hütte zwischen 1933 und 1939 für die ,,Strukturen, die Lage und Verhalten der GHH-Arbeiter bedingten" (S.106). Welskopp kommt u.a. zu dem Ergebnis, daß ,,die Entwicklung ausgesprochen ähnlicher Produktionsbeziehungen" seit dem Ende des Ersten Weltkrieges dazu führte, daß in amerikanischen und deutschen Hüttenwerken ,,auch ähnliche Muster des Organisations- und Konfliktverhaltens von Stahlarbeitern entstanden" (S.173).

Mai stellt in seiner Auswertung der Beiträge dieser Sektion die These auf, daß die Dekomposition des klassischen Arbeitermilieus weit vor Beginn der Weltwirtschaftskrise eingesetzt habe; die Zersplitterung der Arbeiterbewegung sei eine Folge, nicht Ursache dieser Entwicklung. Für dringend klärungsbedürftig hält er zudem die Frage, ,,ob und inwieweit Arbeitsplatz und Arbeitsorganisation in den zwanziger und dreißiger Jahren für Bewußtseinsbildung, Organisations- und Konfliktverhalten sowie politische Orientierung noch die Bedeutung besaßen, die wir für das 19. Jahrhundert trotz aller Differenzierungen und Einschränkungen zugrunde legen" (S.29).
Die Bedeutung dieser Frage wird in dem Aufsatz von Paul Erker über ,,Die Arbeiter bei MAN 1945 bis 1950" (S.546–572), der der Sektion über die Lage der Arbeiter nach 1945 beigeordnet ist, bestätigt. Erker hebt hervor, aufgrund welcher Umstände die MAN-Beschäftigten in den Jahren bis zur Währungsreform das Betriebsinteresse über ‚ihr' Klasseninteresse stellten. Die Herausbildung einer Treue zum angestammten Betrieb und deren Einfluß auf das Organisations- und Konfliktverhalten der Beschäftigten wäre auch für die Weimarer Zeit lohnend zu diskutieren. Desgleichen böte ein Vergleich der Frauenerwerbsarbeit von 1918 bis 1923 und von 1945 bis etwa Mitte der fünfziger Jahre vermutlich interessante Einblicke in die zugrunde liegenden politischen Entscheidungen. Weiter zeigte sich im Hinblick auf die Politik der Betriebsräte, daß Kompensationsgeschäfte nicht allein der zweiten Nachkriegszeit vorbehalten waren, sondern auch in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg praktiziert wurden (König, S.66–90, hier S.86f.). Die Orientierung an chronologisch aufgebauten Sektionen scheint hier spannende systematische Diskussionen eher gestört zu haben.
Diesen Eindruck bestätigen die Referate, die in der von Dieter Langewiesche geleiteten Sektion ,,Lebenshaltung und Lebensweisen von Arbeitern 1918 bis 1939" vorgelegt wurden. Karin Hartewig untersucht die Lebenshaltung von Bergarbeiterfamilien im Ruhrgebiet zwischen 1914 und 1923 (S.241–274). Sie konstatiert eine anhaltende Versorgungskrise, die vor allem durch die Mehrarbeit der Bergarbeiterfrauen aufgefangen wurde und zugleich den wichtigsten Auslöser für die 1915/16 einsetzenden sozialen Proteste gebildet habe (S.271ff). Karen Hagemann weist am Beispiel junger, besser situierter Familien aus dem Hamburger sozialdemokratischen Milieu nach, daß der nach der Inflation einsetzende Wandel in der Lebenshaltung selbst in dieser ‚privilegierten' Gruppe unsicher war (S.200–240). Starke Einkommensschwankungen konnten auch hier nur über den ,,Rückgriff auf traditionelle Formen der proletarischen Krisenbewältigung" (S.240) aufgefangen werden. Die fortgesetzte Diskrepanz zwischen angestrebtem Konsum- und Lebensstil und der alltäglichen Lebenshaltung trug, so Hagemanns Vermutung, zu der ,,verbreitete[n] Enttäuschung über die sozialen Verhältnisse im Weimarer ‚Wohlfahrtsstaat'" bei (S.240). Diese These stützt Karl Christian Führer, der über die Situation von Erwerbslosen vor Inkrafttreten des Arbeitslosenversicherungsgesetzes von 1927 referiert (S.275–298). Er weist detailliert die Einkommensverluste von Erwerbslosen nach, die auch durch zusätzliche Unterstützungen seitens der Gewerkschaft, des Wohlfahrtsamtes bzw. von Angehörigen nicht ausgeglichen werden konnten: ,,Die Frage, wie die Arbeitslosen angesichts solcher Einkommensverluste lebten, läßt sich nicht verläßlich beantworten" (S.294). Mit der Einführung der Arbeitslosenversicherung 1927 verbesserte sich die Situation Erwerbsloser nicht grundlegend, da dem Rechtsanspruch auf Unterstützung eine längere Anwartszeit und eine kürzere Unterstützungsdauer gegenüberstanden. Michael Wildts Beitrag über ,,Das Ende der Bescheidenheit. Wirtschaftsrechnungen von Arbeitnehmerhaushalten in der Bundesrepublik Deutschland 1950–1963" (S.573–610) kontrastiert die Befunde aus der Weimarer Zeit. Nach einer vorausgegangenen, jeweils etwa zehnjährigen Mangel- und Notsituation konstatiert Wildt für Arbeitnehmerfamilien in den 1950er Jahren, daß ,,Nicht Entbehrtes, sondern Begehrtes" (S.609) den Orientierungspunkt ihres Konsums bildete, während die von Hagemann untersuchten sozialdemokratischen Arbeiterfamilien ihren Konsum- und Lebensstil auf beeindruckend ‚vernünftige' Weise veränderten. Ob hier allein methodische Faktoren und politische wie wirtschaftliche Rahmenbedingungen zum Tragen kommen, wäre zu diskutieren. Eine vergleichende Studie der Konsumpraxen von Arbeiterfamilien verspräche jedenfalls auch Aufschluß darüber, wie sich der Wandel vom Weimarer Leitbild der nichterwerbstätigen Hausfrau zum Leitbild der 1950er Jahre vollzog, das Konsum um den Preis der Erwerbstätigkeit aller Familienangehörigen, ihrer Über- und Schwarzarbeit, an die oberste Stelle setzte.

Von Interesse ist zudem der Aufsatz von Cornelia Rauh-Kühne, die die politische Identität der Arbeiterschaft zwischen Konfession und Klassenlage am Beispiel des katholischen Provinzstädtchens Ettlingen zwischen 1918 und 1933 untersucht (S.321–342). In ihrem Vergleich des katholischen und sozialdemokratischen Milieus kommt sie zu dem Ergebnis, daß es sich in beiden Milieus um eine Gruppenkultur, nicht aber ,,um den Ausdruck einer schichtspezifischen Lebensweise" gehandelt habe (S.341f.). Darüber hinaus hält sie die Formierung einer Arbeiterbewegungskultur in der katholischen Provinz für eine Reaktion auf die erfahrene Ausgrenzung aus dem katholischen Milieu.

In der von Hans Günter Hockerts geleiteten Sektion „Arbeit und soziale Sicherheit seit 1918" wurden nicht über den Markt vermittelte Arbeit und deren Sicherung ausgeblendet. Dies verweist auf ein grundlegendes Problem des Bandes, daß nämlich, wie von Mai auch als Diskussionsergebnis verzeichnet (S.29), der verwendete Arbeitsbegriff in den meisten Beiträgen lediglich die über den formellen Arbeitsmarkt vermittelte Erwerbstätigkeit erfaßte. Martin H. Geyer verfolgt in seinem Beitrag die Auseinandersetzungen über den Ausbau und die Ausstattung der Rentenversicherung zwischen 1924 und 1937 (S.406–434). Michael Prinz arbeitet die Schrittmacherfunktion heraus, die der Angestelltenversicherung im Hinblick auf die Arbeitersozialversicherung zukommt (S.435–460). Während die Arbeiterbewegung wohl die Sonderrechte der Angestellten kritisierte, aber deren Überwindung ebenso häufig in einer Anpassung nach ‚unten' wie nach ‚oben' forderte und damit erfolglos blieb (S.447), gelang es den seit 1933 für die Vereinheitlichung der Sozialversicherungen eintretenden nationalsozialistischen Organisationen NSBO und DAF trotz einiger Konzessionen, die Forderung nach Gleichbehandlung von Arbeitern und Angestellten fest in der Arbeiterschaft zu verankern (S.449–456). So konstatiert Prinz, daß „die nationalsozialistische Arbeiterpolitik mit ihrer Daueragitation gegen den Sonderstatus der Angestellten [. . .] zu den wichtigsten Bestandteilen in der Vorgeschichte des SVAG [Sozialversicherungs-Anpassungsgesetzes]" gehört (S.458). Obwohl er die deutsche Entwicklung zu einer Vereinheitlichung des Sozialrechts an diesem Beispiel spannend nachvollzieht, kann Prinz mit seiner leitenden These von der „besondere[n] Bürgerlichkeit des Wohlfahrtsstaates in der Bundesrepublik" (S.435 und S.458–460) nicht überzeugen. Die von Thomas Nipperdey übernommene Definition von Bürgerlichkeit kann nicht ohne Reflexion in andere zeitliche und inhaltliche Zusammenhänge transponiert werden. Erst eine Klärung des Bedeutungsgehaltes von „Bürgerlichkeit" im 20. Jahrhundert — und gerade Prinz' Ausführungen zum Wandel des „Arbeitertums" bestätigen dies — eröffnet die Möglichkeit, über „die besondere Bürgerlichkeit" der bundesrepublikanischen Sozialversicherung nachzudenken.

Arnold Sywottek, der die Sektion „Die Lage der Arbeiter in der Nachkriegszeit seit 1945" leitete, konnte sich in seiner „Einleitung und Auswertung" (S.535–545) einer ironischen Anmerkung zum Titel der Sektion nicht enthalten. Er unterstrich im folgenden, daß die aus politikgeschichtlichen Untersuchungen resultierende Zäsur von 1945 für sozialgeschichtliche Forschungen unproduktiv sei (S.536). Sie führe u.a. dazu, daß die vor 1945 gelegten „Voraussetzungen von und für Arbeiterverhalten" in der Nachkriegszeit (S.537) zu wenig problematisiert würden. Er kann sich hierbei unter anderem auf den Beitrag von Monika Uliczka (S.611–628) stützen, die einen Überblick über den Forschungsstand zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in den westlichen Besatzungszonen bzw. der Bundesrepublik seit 1945 gibt. Uliczka macht mit Nachdruck darauf aufmerksam, daß die fehlende Binnendifferenzierung der Großgruppen ‚Flüchtlinge' und ‚Vertriebene' bislang verhindert hat, sowohl die durch ihre Integration erfolgte Neuzusammensetzung der Arbeiterschaft präzise zu erfassen als auch die Konsequenzen zu benennen, die sich hieraus in der Organisierung der Arbeiter ergaben. Schließlich, so wäre zu ergänzen, böten die Ergebnisse einer solchen Untersuchung die Grundlage, Kontinuitäten und Brüche in der Schichtung der ‚deutschen' Arbeiterklasse über die politischen Zäsuren hinweg zu verfolgen.

Josef Mooser formuliert in seiner „Einleitung und Auswertung" zur Sektion „Innere Schichtung der Arbeiter, sozialer Aufstieg und Klassenbildung 1918 bis 1970" (S.653–664) die weitestgehende Kritik an der vorliegenden Gliederung des Bandes (und des bisherigen Nachdenkens) über Arbeiter im 20. Jahrhundert. Zunächst einmal stellt er fest, daß der „Jahrhundertdebatte über Kontinuität und Wandel in der Schichtungsstruktur der Industriegesellschaften im 20. Jahrhundert" eine sozialgeschichtliche Forschung gegenüberstünde, die sich auf „engere epochentypische Problemstellungen" (S.653) konzentriere, was auch von den Beiträgen in der Sektion widergespiegelt werde.

Dezidiert nimmt Mooser nun Bezug auf die eingangs von Tenfelde aufgeworfene Frage nach der Aussagekraft des Klassenbegriffes für die Sozialgeschichtsschreibung über Arbeiter im 20. Jahrhundert. Ausgehend von den Beiträgen von Hanna Haack und Reinhard Schüren weist er darauf hin, daß allein die Ausweitung des Begriffes „Arbeiterklasse", über die Lohnarbeit und die durch diese bewirkten Gemeinsamkeiten und Solidaritäten hinausgehend, das Problem mit dem Klassenbegriff nicht aus der Welt schaffe. Offen bleibe, so Mooser, wie das Verhältnis von Lohnarbeit und Subsistenzwirtschaft sich in Krisenzeiten gestaltet habe, wie es die Schichtung und auch das Bewußtsein der Menschen geprägt habe (S.654). Hierzu zählt auch, von Mooser erst in einem späteren Zusammenhang angeführt (S.662), die bislang ignorierte Bedeutung der Kriege und der „Extremerfahrungen [. . .] der massenhaft erlittenen und ausgeübten Gewalt" (S.663) für die Arbeiterschaft und ihr Verhältnis zu ‚ihrer' Bewegung.

Hanna Haack (S.703–725) zeichnet am Beispiel von Rostock, aber auch immer mit dem vergleichenden Blick auf andere Regionen, den Klassenbildungsprozeß der Arbeiter einer Provinzstadt nach, die ab Mitte der zwanziger Jahre einer forcierten Industrialisierung unterzogen wurde. Sie stellt für Rostock

eine bemerkenswerte Unstetigkeit der Beschäftigungsverhältnisse nicht nur bei Arbeitern, sondern auch bei Angestellten fest, die erst mit dem 1933 beginnenden Rüstungsboom in der Werft und dem Flugzeugwerk endete. Aus der zuvor hohen sozialen Unsicherheit durch regelmäßige zeitweilige Erwerbslosigkeit erfolgte jedoch kaum eine soziale Ausgrenzung. Weder geographische noch soziale Mobilität kennzeichnete die Arbeiterklasse in Rostock vor 1933 in berichtenswertem Umfang. Erst mit der Expansion der Rüstungsindustrie setzte eine verstärkte Zuwanderung ein.
Reinhard Schüren (S.694–702) analysiert auf der Grundlage standesamtlicher Heiratsregister aus Berlin, Bielefeld, Oberhausen und Borghorst Mobilitätsprozesse in der Arbeiterschaft in der Zwischenkriegszeit. Über die Gründe, die für die Auswahl der genannten vier Städte sprachen, wird geschwiegen. Sein zentrales Anliegen ist es, die von Hartmut Kaelble formulierte These zu überprüfen, daß die sozialen Aufstiegschancen aus der Arbeiterschaft von ,,politische[n] Reformen und Entscheidungen besonders in einem parlamentarischen System [. . .] verbessert werden (können)" (S.695). Schüren konzentriert sich auf die intergenerationelle berufliche Mobilität von Männern und kommt zu dem Ergebnis, daß nicht so sehr während der Weimarer Republik, sondern ,,viel eher im NS-Regime und insbesondere während des Krieges ein Mobilitätsschub stattgefunden hat" (S.696 und S.702).
Insgesamt, so dürfte deutlich geworden sein, versammelt der Band eine Vielzahl anregender Studien. Seine Aufgabe, den Forschungsstand vorzustellen, erfüllt er zweifelsohne. Zugleich, und das macht ihn darüber hinaus spannend, enthält er weiterführende Fragen letztlich auch methodischer Art, die dringend aufgegriffen gehören. Abschließende Antworten hierauf, beispielsweise auf die Frage nach der analytischen Eignung des Klassenbegriffes, sind erst möglich, wenn weitere Untersuchungen vorgelegt werden, die das Analysekriterium ‚Geschlecht' konsequent beachten und möglichst auch die Grenzen der bisherigen Epochenbildung überschreiten. Auf den dann möglichen Folgeband darf man schon heute gespannt sein.

Christiane Eifert

BALZER, Friedrich-Martin: **Miszellen zur Geschichte des deutschen Protestantismus. ,,Gegen den Strom".** Mit einem Nachwort von Gerd Wendelborn. — Marburg: Verlag Arbeit und Gesellschaft 1990. 241 S.

Der Autor, bekannt durch seine Dissertation über den Pfarrer, religiösen Sozialisten und — seit 1931 — Funktionär der KPD, Erwin Eckert, legt in diesem Bändchen aus Anlaß seines 50. Geburtstags einen Teil seiner zwischen 1964 und 1989 entstandenen Beiträge zur Geschichte des deutschen Protestantismus im 20. Jahrhundert noch einmal vor. Es geht ihm um die — ursprünglich berechtigte — Kritik an den Widerstandslegenden der (frühen) Kirchenkampfforschung und um die historische Leistung der religiösen Sozialisten im Kampf gegen den Faschismus und das NS-Regime an der Macht. Immer wieder beklagt Balzer die langanhaltende Marginalisierung dieser kleinen Minderheit sozialistisch orientierter Christen in der Weimarer Republik durch die etablierte Kirchengeschichte und deutet dies als Erscheinungsform des Klassenkampfes in der Kirche.
Der Untertitel ‚Gegen den Strom' kennzeichnet die Ambitionen des Abendroth-Schülers, der auch im Zeichen der ‚Wende' an seiner in mehr als 25 Jahren vertretenen Position festhält. Nicht dies scheint mir das Ärgerliche an Balzers Buch, sondern die Intransigenz, mit der er auf einen geschichtswissenschaftlichen Ansatz pocht, der uns aus vergangenen DDR-Tagen wohlvertraut ist. Schon im Vorwort benutzt der Verf. die altbekannten Stereotypen, die zwar nichts zur wissenschaftlichen Analyse des an sich spannenden Themas ‚religiöser Sozialismus' beitragen, dafür aber um so deutlicher den politischen Standort Balzers benennen: Da wird die ,,gemeinsame christlich motivierte antiimperialistische Linie" von Erwin Eckert, Karl Barth und Dietrich Bonhoeffer beschworen und die DDR als Staat gefeiert, in dem trotz zugestandener Enttäuschungen ,,das Erbe nicht nur der fortschrittlichen Christen" gut aufgehoben gewesen sei (S.7). Im Rückblick auf die Frage nach der Ermöglichung des Faschismus scheut sich Balzer nicht, die Agententheorie noch einmal zu bemühen (S.31) und übernimmt auch sonst unkritisch das Geschichtsbild von KPD/-SED und DKP, wenn er die Einheitsfronttaktik nach 1945 in den Westzonen beschreibt und ihr Scheitern Anfang der 1930er Jahre und nach Kriegsende primär der Sozialdemokratie anlastet. Das ist die Sprache jener ‚fortschrittlichen Pfarrer' und Hochschullehrer vorzugsweise der ehemaligen Sektion Theologie der Humboldt-Universität (Hanfried Müller, Rosemarie Streisand, Heiner Fink), die getreu den Vorgaben der SED für deren Politik in der Kirche solange Propaganda machen durften, wie das Regime auf offenem Konfrontationskurs mit der Kirche lag.

Natürlich hat Balzer mit vielen seiner monita Recht. Daß die meisten Kirchenführer, Pfarrer und Gemeindeglieder das ‚Dritte Reich' unzweideutig begrüßten, weil sie in Liberalismus, Sozialismus und pluralistischer Werteordnung den ‚Untergang des Abendlandes' sahen, ist unbestritten. Auch die bildungsbürgerliche Sozialstruktur der Pfarrerschaft und das Überwiegen konservativer Spitzenbeamter und Großgrundbesitzer in den synodalen Leitungsgremien bildet schon lange keinen Ansatz mehr für kontroverse Diskussionen. Daraus allerdings einen ‚Klassenkampf *in* der Kirche' zu konstruieren, m.a.W. die Auseinandersetzungen der religiösen Sozialisten mit der Amtskirche „als Ausdrucksform des grundlegenden Klassengegensatzes von Lohnarbeit und Kapital innerhalb der Kirchen" (S.131) zu charakterisieren, geht schon deshalb fehl, weil die sozialistische Arbeiterbewegung den Kirchen längst den Rücken gekehrt hatte und deshalb keines Anwalts ihrer Interessen in Gestalt des religiösen Sozialismus mehr bedurfte. Merkwürdig blaß bleiben angesichts solcher grobschlächtigen Deutungsversuche naturgemäß auch die Fernziele des in sich äußerst heterogenen linksprotestantischen Spektrums. Balzers Interesse gilt jedoch allein dem *politischen* Kampf dieser Gruppierung, wobei sich seine Sympathien auf den ‚konsequenten Marxisten' Erwin Eckert konzentrieren, den er nicht ohne Pathos zum „Volkstribun der Arbeiterklasse" hochstilisiert (S.46). Welche *religiösen* Vorstellungen das Engagement dieser Sozialisten *auch* bestimmten, — darauf geht Balzer genauso wenig ein wie auf das Problem der weltanschaulichen Unvereinbarkeit von KPD-Doktrin und Christentum, das nur ganz am Rande thematisiert wird.

Der Verfasser hat offensichtlich die Ergebnisse der allgemeinen und kirchlichen Zeitgeschichte in den letzten 15 Jahren nicht zur Kenntnis genommen oder bewußt ausgeblendet, weil sie seine Thesen erschüttert hätten. Vielfach laufen seine Attacken deshalb ins Leere, weil die Forschung seine Forderungen inzwischen eingelöst hat. Solches Beharren auf überwundenen Defiziten als Haltung ‚gegen den Strom' zu kennzeichnen, verrät schon ein seltsames Verhältnis zum wissenschaftlichen Diskurs. Und wenn Gerd Wendelborn in seinem Nachwort anerkennend feststellt, Balzer gehöre nicht zu den Opportunisten, die nach der ‚Wende' ihre sozialistische Utopie aufgegeben hätten, und dazu noch seine handwerklichen wie analytischen ‚Leistungen' rühmt, sagt dies mehr über den Rostocker Kirchenhistoriker als über den Autor des hier zu rezensierenden Bandes aus.

Jochen-Christoph Kaiser

MARTENS, Renate: **Das Dilemma des technischen Fortschritts. Metallarbeitergewerkschaften und technologisch-arbeitsorganisatorischer Wandel im Maschinenbau bis 1914.** — Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 1989. 359 S.

Als Nachfolgeorganisation des am 1. Juni 1891 gegründeten Deutschen Metallarbeiterverbandes (DMV) hat die Industriegewerkschaft Metall vor kurzem ihr 100jähriges Bestehen gefeiert. Die Überwindung partikularer Berufsgewerkschaften, die noch in einer ausgeprägt handwerklichen Tradition standen, durch die organisatorische Zusammenfassung aller Metallarbeiter in einem Verband, der sich nunmehr auf die gesamte Industriebranche erstreckte, ist denn auch — neben dem Prinzip der Einheitsgewerkschaft — nach wie vor konstitutiv für das gewerkschaftliche Selbstverständnis. Aber auf welche Weise hat sich der Gedanke der Industriegewerkschaft überhaupt durchsetzen können? Welche sozialen Kräfte haben sich eigentlich für diese neuartige Form kollektiver Interessenvertretung eingesetzt, statt sich weiterhin der überkommenen, berufsspezifischen Vereinigungen zu bedienen?

Am Beispiel der Maschinenbauindustrie zeigt die Verf., daß die Änderung der gewerkschaftlichen Organisationsform nur durch den tiefgreifenden Umbruch in den Produktions- und Arbeitsverhältnissen angemessen erklärt werden kann und dafür gerade nicht „persönliche Rivalitäten und Ressentiments" — wie teilweise noch Klaus Schönhoven unterstellt — verantwortlich zu machen sind. Sie weist überzeugend nach, daß die entscheidenden Impulse zur Gründung des DMV von den Arbeitergruppen ausgingen, „die von der technologischen Entwicklung profitierten, sei es, daß sie als Facharbeiter hochqualifizierte Arbeit an und mit Maschinen verrichteten, sei es, daß sie als angelernte Arbeiter erstmals eine gewisse berufliche Qualifizierung erfuhren" (S.289). Zugespitzt formuliert ist der DMV deshalb regelrecht „eine Organisation der Rationalisierungsgewinner" (S.12).

Die Autorin untersucht eingehend das Tätigkeitsprofil, die Arbeitssituation und die betriebliche Stellung der am stärksten vertretenen Berufsgruppen innerhalb des Maschinenbaus und zeichnet ihre Veränderungen im Zuge des technologisch-ökonomischen Wandels in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg detailliert nach. In Anlehnung an Alfred Weber unterscheidet sie dabei vier verschiedene Typen moderner Industriearbeit: die alte, dem kapitalistischen Apparat nur äußerlich einverleibte Handarbeit, etwa

die Schmiede oder Handformer; die komplizierte, für den modernen Produktionsprozeß unerläßliche Hand- und Maschinenarbeit, vor allem die Dreher, aber zum Teil auch die Schlosser; die angelernte, eine bestimmte, wenn auch engbegrenzte technische Geschicklichkeit erfordernde Arbeit, z.B. Bohrer, Hobler, Fräser; und schließlich die ungelernte, auf rein abstrakte Arbeitsfähigkeit beschränkte Arbeit, also die Transport- und Aufräumarbeiter oder die Helfer der Facharbeiter. Die Trennungslinie zwischen alten und neuen Berufsgruppen verläuft denn auch nicht entlang der Unterscheidung in gelernte oder ungelernte bzw. qualifizierte oder unqualifizierte Arbeiter, sondern völlig quer dazu zwischen ,,Handarbeitern" im weiteren Sinne, ,,die sowohl in ihrer gelernten wie auch ungelernten Ausprägung eher in der Peripherie des kapitalistischen Produktionsprozesses anzusiedeln waren" (S.191), und ,,Maschinenarbeitern" auf der anderen Seite, ,,die in den ‚zentralen Teilen der kapitalistischen Maschinerie' beschäftigt waren" (S.192). Insofern nun die letzteren die soziale Basis des DMV ausmachten, besaß er auch eine andere Grundausrichtung als die herkömmlichen Berufsgewerkschaften. ,,D.h. eine gewisse ‚Technikfeindlichkeit' dieser ‚alten' Arbeitergruppen stand den Interessen ‚neuer' Berufsgruppen gegenüber, deren Arbeitssituation und Berufsstolz von Anfang an eng mit maschineller Arbeit verbunden waren" (S.230). Alles, was im technischen Fortschritt lag, wurde ohne große Widerstände akzeptiert, und statt der Anwendungsbedingungen rückten die Verkaufsbedingungen der Arbeitskraft, sprich: Forderungen nach Lohnverbesserung und Arbeitszeitverkürzung, in den Vordergrund. Die Befreiung von der Arbeit trat an die Stelle der Befriedigung in der Arbeit, und genau darin sieht Renate Martens im übrigen auch ,,ein zweifelhaftes Vermächtnis für die Zukunft", denn es führte dazu, ,,daß es viele Jahrzehnte für die Arbeiterbewegung und besonders für die Gewerkschaften schwierig blieb, Forderungen mit direktem Bezug auf das Arbeitsleben selbst zu stellen" (S.293).
Das alles wird anschaulich, einleuchtend und gut begründet vorgetragen und auch die zahlreichen Druckfehler, auf die man leider immer wieder stößt, ändern nichts daran, daß die Studie äußerst lesenswert und sehr anregend ist.

Karl Lauschke

RUCK, Michael: **Gewerkschaften, Staat, Unternehmer. Die Gewerkschaften im sozialen und politischen Kräftefeld 1914 bis 1933.** Mit einem Vorwort von Ernst Breit und Ilse Brusis (= Gewerkschaften in Deutschland, Bd. 3). — Köln: Bund-Verlag 1990. 224 S.

Als Beitrag zur Schriftenreihe des DGB-Bildungswerks ,,Gewerkschaften in Deutschland. Texte, Dokumente, Materialien", ist dieses Buch in erster Linie ,,für die außerschulische, besonders für die gewerkschaftliche Bildungsarbeit" bestimmt (S.15). Sein Hauptanliegen ist deshalb pädagogisch, und Fachexperten bzw. fortgeschrittene Studierende werden es selten heranziehen, wenngleich es für die eigene Lehrtätigkeit durchaus zu empfehlen wäre.
Neben einem klar formulierten, problemorientierten Darstellungsteil enthält das Buch 39 ausgewählte Dokumente, ein Glossar, zwei Tabellen, eine Auswahlbibliographie und eine Zeittafel. Wie der Verfasser schreibt: ,,Angestrebt wird keine integrative Darstellung, sondern ein inhaltlich und methodisch möglichst facettenreiches, buntes und lebendiges Mosaik" (S.15). Deswegen beschäftigt sich die Hauptdarstellung vorwiegend mit einem zentralen, themenübergreifenden Problem, das vom Verfasser mit Recht als ,,die grundlegende Schwäche gewerkschaftlicher Politik zwischen 1914 und 1933" hervorgehoben wird: ,,die im ganzen übermächtige Fixierung aller Gewerkschaftsrichtungen auf den Staat als vermeintlich neutralen Hüter des Gemeinwohls im politischen und gesellschaftlichen Machtkampf" (S.127–128). Die verhängnisvollen Folgen dieser ,,etatistisch-gouvernementalen" Fixierung werden dem Leser in jedem der sieben Hauptkapitel plastisch und überzeugend nahegebracht; diese Kapitel behandeln die Beschlüsse vom August 1914 (vom Verfasser als ,,Entscheidung für den Staat" bezeichnet), die Gewerkschaften während der Revolution 1918/19, gewerkschaftliche Reaktionen auf den Kapp-Lüttwitz-Putsch 1920, das ,,Krisenjahr 1923", den Ruhreisenstreit 1928, Gewerkschaftspolitik zwischen 1930 und 1932 sowie die ,,Anpassung, Selbstgleichschaltung und Zerschlagung" der Gewerkschaften nach der Machtübernahme Hitlers. Wie schon angedeutet, handelt es sich in dieser Darstellung hauptsächlich um Probleme und Themen, die den meisten Lesern dieser Zeitschrift durchaus vertraut sind, und sie bietet dem Fachhistoriker keine Überraschungen und keine neuen Einsichten. Ruck ist jedoch ständig bemüht, den pädagogischen Hauptzweck des Bandes nie aus dem Auge zu verlieren, und so weist er im Darstellungsteil häufig auf die Primärquellen im zweiten Teil des Buches hin, die zu weiterführenden Diskussionen beitragen sollen.

Obwohl diese Arbeit zum größten Teil überzeugend und zwingend ist, entbehrt sie nicht gewisser Mängel. So z.B. will der Verfasser die Gewerkschaften innerhalb des ,,Kräftefelds" Gewerkschaften-Staat-Unternehmer einordnen, aber nicht immer mit Erfolg: Seine Hinweise auf die Unternehmerseite sind manchmal zu einseitig und sogar vereinfacht. Hinzu kommt, daß, wie leider allzu oft in Darstellungen dieser Art, die nicht freigewerkschaftlich organisierten Richtungsgewerkschaften, vor allem die christlichen Verbände, zu kurz kommen (wobei, um gerecht zu sein, gesagt werden muß, daß 5 der 39 ausgewählten Dokumente von christlicher Seite stammen).
Trotz dieser Einwände ist die Darstellung größtenteils bewundernswert ausgewogen. Und, wie der Verfasser hervorhebt, ist die Arbeit ,,nach dem Prinzip eines offenen Baukastens" konzipiert; Darstellung *und* Dokumente sollen zum offenen Diskutieren und Debattieren anregen. Deswegen schließt der Darstellungsteil mit einer pädagogisch höchst interessanten und nützlichen Reihe von ,,Hinweise[n] zur Arbeit mit diesem Band" ab, wobei der Verfasser sechs analytische Problemfelder identifiziert, die zur Diskussion und zu Überlegungen in Seminaren oder Studienkreisen beitragen sollen: ,,Gewerkschaften und Staat/Nation", ,,Gewerkschaften und parlamentarische Demokratie", ,,Gewerkschaften und politische Parteien", ,,Möglichkeiten und Grenzen direkter Interventionen der Gewerkschaften im politischen Raum", ,,Konsequenzen weltanschaulicher Fraktionierungen für die Aktionsfähigkeit der Gewerkschaftsbewegung" und ,,Möglichkeiten und Voraussetzungen ‚sozialpartnerschaftlicher' Gewerkschaftspolitik". Anhand jedes dieser Problemfelder werden dann andere, spezifische themen- und diskussionsbezogene Probleme genannt.
Kurzum: Im Kontext ihrer spezifisch pädagogischen Zielsetzung handelt es sich um eine durchaus gelungene Arbeit. In besonders lobenswerter Weise ist der Verfasser ständig bemüht, seine Leser daran zu erinnern, daß alle historischen Handlungssituationen ,,offen" sind. Deshalb besteht das Anliegen des Historikers nicht darin, ,,ein posthumes Tribunal zu veranstalten" (S.129) oder ,,kurzschlüssige ‚Lehren aus der Geschichte' zu ziehen" (S.135), sondern vielmehr dem interessierten Publikum Einblicke und Einsichten in die Grenzen, Möglichkeiten und Probleme des menschlichen Tuns und Handelns zu bieten.

David E. Barclay

KRENN, Dorit-Maria: **Die christliche Arbeiterbewegung in Bayern vom Ersten Weltkrieg bis 1933** (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen, Bd. 57). — Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag 1991. LVIII, 644 S.

Nach Denks Studie über die christliche Arbeiterbewegung in Bayern bis zum Ersten Weltkrieg liegt nun mit der Regensburger Dissertation von Krenn die Fortsetzung bis 1933 vor. Für die Geschichte der katholischen wie evangelischen Arbeitervereine ist der Begriff ,,Bewegung" inadäquat. Die Anwendung des Begriffs ,,Bewegung" hätte die Auseinandersetzung mit der ihr immanenten Autonomie erfordert, mithin eine Auseinandersetzung mit dem Problem der laikalen Organisierung im Katholizismus und im evangelischen Milieu. Ein Vergleich hätte, so ist auf Grund der vorliegenden Studie anzunehmen, mehr Gemeinsamkeiten zu Tage gefördert, als die verschiedenartigen kirchlichen Organisationsstrukturen vermuten lassen. Konzeptionelle Überlegungen sind in dieser Fleißarbeit jedoch nicht zu finden. So scheint sich auch in der Historiographie über die christlichen Arbeiterorganisationen jene Arbeitsteilung zu etablieren, die großen Entwürfe den ,,Großen" zu überantworten und die organisationsgeschichtliche Kärrnerarbeit den ,,Kleinen" aufzubürden. Diese Arbeitsteilung verschont die einen vor empirischer Rückkopplung und die anderen davor, widersprüchlich zu werden. Ohne konzeptionelle Eingrenzung jedoch wird die Kärrnerarbeit meist zu grenzenloser Stoffhuberei und endet literarisch oft in Mitteilungsmanie. So liegt denn hier ein Prachtexemplar westlicher Tonnenideologie vor. Weniger wäre mehr gewesen, aber wer will es den Promoventen verdenken, wenn sie ihre jahrelangen und wie hier akribischen Arbeiten auch in einem Ziegelstein aus Zellulose verewigt wissen wollen. Daß dies die Rezeption erschwert, wird offenbar in Kauf genommen. Dies ist im vorliegenden Falle umso bedauerlicher, als Krenn Bemerkenswertes geleistet hat. Nur der, der sich der Organisationsgeschichte einzelner Zweige des Katholizismus genähert hat, kann die immense Arbeitsleistung der Autorin würdigen, fehlt hier doch die regelmäßige Rechenschaftsliteratur, denn Vertrauen galt mehr als Kontrolle. Auch war das christliche Vereinsmilieu mehr von Konsens als von Diskussionsmentalität gekennzeichnet. Hinzu kommt, daß vor allem der organisierte Katholizismus eine deprimierende organisatorische Vielfalt produziert hat, weil er geschlechtsspezifisch geteilt, sozial aufgesplittert und — als Erbe der Teilkirche — regional zergliedert war. Wo es eine sozialdemokratische Organisation gibt, gibt es im Katholizismus mindestens zwei, vier, sechs und mehr.

Den größten Teil der Arbeit nimmt die Darstellung des Verbandes süddeutscher katholischer Arbeitervereine und seines Pendants für Arbeiterinnen ein. Krenn widmet der süddeutschen Verbandszentrale ,,Leohaus", der ,,Leofilm AG", den zentralen Bildungseinrichtungen, sowie den Aktivitäten der einzelnen Vereine jeweils eigene Abschnitte. Im Überblick reicht ihre Darstellung bis in die einzelnen Diözesanverbände hinein, so daß endlich auch die zweifache Absplitterung der Diözesanverbände Rottenburg und Freiburg deutlich wird, die aus den gedruckten Quellen des Hauptverbandes nicht nachvollziehbar ist. Biographische Skizzen einer Reihe von ,,Führungspersönlichkeiten" runden das Bild ab. Darüber hinaus werden die Organisationen für die weibliche Jugend, für Hausangestellte und Dienstmädchen, Hotel- und Gasthausangestellte sowie Dienstboten beschrieben. Auf evangelischer Seite werden Organisation und Konzeption der Verbände für männliche, weibliche und jugendliche Arbeiter skizziert. Den Abschluß bildet ein Überblick über die christlichen Gewerkschaften in Bayern. Sie dürften der Grund für die interkonfessionelle Fragestellung der Autorin sein, freilich um den Preis, daß bei den christlichen Gewerkschaften die regionale Fragestellung organisationsgeschichtlich und gewerkschaftspolitisch wenig aufschlußreich ist.

So sinnvoll die Schubladentechnik bei der Abhandlung einzelner Organisationen auch sein mag, so problematisch ist sie bei der Abhandlung von Konzeption und Geschichte der jeweiligen Vereine und Verbände, zumal wenn die Einteilung eine so merkwürdige Struktur aufweist wie hier. Daß die religiös-sittliche Verbandsarbeit das Schlußlicht bildet, konterkariert Programm und Selbstverständnis des süddeutschen Verbandes und müßte folglich begründet werden. Dies ist mehr als nur eine formale Unzulänglichkeit, denn die kirchliche Einbindung war und blieb dominant. Dieser Problematik ist nicht mit der Formulierung beizukommen, daß die Arbeitervereine ,,kirchentreu", aber nicht ,,verkirchlicht" waren (S.467). Wie konnten sie, wo doch nicht einmal die Laien zur Kirche gehörten, was die Treue zu ihr nicht ausschloß. Aber nicht nur kirchen-, auch dogmen- und politikgeschichtlich weist die Arbeit einige Mängel auf. Franz Hitze kann nicht zum Gegenpol der — sehr verschiedenartigen — Ständeideologen (S.159f.) und zum Garant des Republikanismus der süddeutschen Arbeitervereine gemacht werden. Hitze selbst war Ständeideologe par excellence und kann als Kronzeuge für die Debatte um Ständeordnung und (!) Republik nicht benannt werden, da diese vorwiegend am Ende der Weimarer Republik geführt wurde, als Hitze bereits gestorben war. Außerdem versperrt die Diskussion über das Für und Wider im Verhältnis zur Republik den Blick auf die eigentliche Problematik, denn das zunächst staats-, später meist sozialpolitisch motivierte Ja zur Republik schloß prinzipielle Vorbehalte gegen den Parlamentarismus und Pluralismus nicht aus. Unter den wenigen Republikanern der Republik waren die wenigsten Demokraten und ein Beispiel hierfür sind die katholischen Arbeiterorganisationen. Die Verwechslung von Demokratie und Republik, die sich nicht nur in dieser Publikation der Kommission für Zeitgeschichte findet, soll die — wenn auch minoritären — demokratischen Traditionen im heutigen Katholizismus konstruieren helfen. Weil nun aber bei Krenn ,,parlamentarische Demokratie" gedacht wird, wenn von Republik die Rede ist, und die parlamentarische Demokratie sich nicht mit welcher katholischen Ständeordnung auch immer verträgt, müssen ständische Modelle aus dem Denken — hier der süddeutschen — katholischen Arbeiterorganisationen eskamotiert werden. Dies kann aber nur dann gelingen, wenn nachgewiesen werden könnte, daß die Ständediskussion im theoretischen Zentralblatt des Reichsverbandes katholischer Arbeitervereine für Süddeutschland irrelevant war und sich im regionalen Verbandsblatt gegenteilige Stimmen nachweisen ließen. Beides ist nicht der Fall. Auch in puncto Rassismus argumentiert die Autorin so, als habe sie die Quellen nicht gelesen. Es habe keinen gegeben, versichert die Autorin und zitiert das Verbandsblatt selbst. Schon allein die Tatsache, daß jemand, der kein Rassist ist, dies mehrfach expressis verbis betont, müßte hellhörig machen. Der rassische, nicht allein kirchliche oder politische Antisemitismus ist aber insbesondere im süddeutschen Verband anzutreffen, allerdings fast ausschließlich bis Ende 1923, und dies erstens weil die anti-katholischen Völkischen und Nazis ihn zu monopolisieren trachteten und weil zweitens Kardinal Faulhaber sich Anfang November 1923 in einem Schreiben an Rathenau, das der süddeutsche Verband veröffentlichte, gegen den Antisemitismus wandte. Ob allerdings die Veröffentlichung dieses Schreibens tiefsitzende Mentalitäten verändert hat, kann bezweifelt werden. Freilich, und dies ist ein Hinweis auf die zahlreichen Widersprüche im Katholizismus, finden wir auch glaubhafte, allerdings meist ideologisch bedingte Distanzierungen vom Rassismus. Gerade deshalb bedarf es einiger analytischer Anstrengungen, um das Phänomen des Katholizismus zu begreifen. Mit der auch in Bezug auf andere Sujets immer häufiger honorierten Zettelkastenmentalität ist dem nicht gerecht zu werden. Dies ist umso bedauerlicher, als

mit der vorliegenden materialreichen Arbeit das Thema ,,süddeutsche katholische Arbeiterorganisationen" für Jahrzehnte erledigt ist. Der Vorwurf richtet sich weniger an die Autorin, denn eine große Anzahl von Hochschullehrern ist längst und erfolgreich mit schlechtem Beispiel vorangegangen. Es klagen alle, aber offenbar handelt es sich um menschenleere Strukturen.

Dirk H. Müller

WULF, Wolfgang und Gerd STEINBACHER: **Geschichte und Praxis der Bildungsvereinigung Arbeit und Leben in Oldenburg. Mit einem Rückblick auf die Entwicklung der Arbeiterbewegung in Oldenburg.** Hrsg. von Hans-Dietrich Raapke und Hubert Bittner. — Oldenburg: BIS der Universität Oldenburg 1989. 196 S.

Die Bildungsvereinigung Arbeit und Leben, Ende 1948 von Volkshochschul- und Gewerkschaftsvertretern in Niedersachsen gegründet, wird — sieht man von einleitenden Worten ab — erstmalig auf Seite 70 erwähnt. Zunächst werfen Wulf/Steinbacher einen Blick auf die Wurzeln von Arbeiterbewegung und -bildung im Herzogtum Oldenburg und hier vor allem in der Residenzstadt. Ausführlicher werden die Anfänge einer vom liberalen Bürgertum geprägten und zunehmend von Handwerksgesellen getragenen Bildungsbewegung (Volksbildungsverein 1845; Arbeiterbildungsverein 1854) nachgezeichnet, aus der wiederum eine starke liberale Arbeiterbewegung (Gewerkvereine) hervorging. Nach dem Fall des Sozialistengesetzes sollten dann die Fachvereine zur organisatorischen Basis von Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung werden. Die Darstellung der Entwicklung der regionalen Arbeiterbewegung von 1918 bis 1945 hat, wie die Autoren einräumen, nur ,,fragmentarischen Charakter" (S.33), ebenso die der Bildungsarbeit in diesem Zeitraum, die ganze vier Zeilen beansprucht. Dem schließt sich ein organisationsgeschichtlicher Abriß der regionalen Gewerkschaftsentwicklung in den Jahren 1945 bis 1949 an. Gut 100 Textseiten bleiben dem eigentlichen Thema vorbehalten: der Bildungsarbeit im DGB-Kreis Oldenburg, von den frühen, bereits gut dokumentierten Anfängen im Herbst 1946 über die Entwicklung von Arbeit und Leben als ,,Sonderabteilung" der Volkshochschulen bis hin zur rechtlich eigenständigen gewerkschaftlichen Studieneinrichtung der Gegenwart.
Die Arbeit besteht aus zwei ungleichen Teilen, deren Verbindung deutlicher hätte ausfallen können. Bei den ersten Kapiteln handelt es sich um eine u.a. von der Frage nach historischen Vorläufern geleitete Auswertung einschlägiger Sekundärliteratur.[1] Die quellennahe, in Teilen kursorische Darstellung der Nachkriegsentwicklung stützt sich vornehmlich auf Schriftwechsel und Geschäftsberichte des DGB sowie Jahresberichte der Bildungsvereinigung. Hier nimmt der Leser folglich vieles durch die Brille der örtlichen Gewerkschaftsfunktionäre wahr.
Insgesamt bietet die Arbeit einen chronologisch-deskriptiven Überblick über die vielfältigen Aktivitäten und spezifischen Probleme gewerkschaftlicher Erwachsenenbildung vor Ort. Mit den örtlichen Verhältnissen weniger vertraute Leser wären sicher stärker angesprochen worden, wenn an die Stelle einer gelegentlich recht quantitativen und personenorientierten Sicht die abstrahierende Betrachtung sporadisch thematisierter Spannungsfelder in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit getreten wäre.

Wolfgang Stelljes

1 Grundlegend hier: Bernhard Parisius, Vom Groll der ,,kleinen Leute" zum Programm der kleinen Schritte. Arbeiterbewegung im Herzogtum Oldenburg 1840–1890 (= Oldenburger Studien, Bd.27), Oldenburg 1985.

,,. . . die SPD aber aufgehört hat zu existieren". Sozialdemokraten unter sowjetischer Besatzung. Hrsg. von Beatrix W. BOUVIER und Horst-Peter SCHULZ. — Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 1991. 328 S.

Die Herausgeber präsentieren in diesem Band eine Auswahl von 14 Interviewprotokollen, die aus einem Bestand von ca. 150 durchgeführten Befragungen im Rahmen eines Projektes der Friedrich-Ebert-Stiftung über das ,,politische Profil und die Entwicklung der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands in der Sowjetischen Besatzungszone" ausgewählt wurden. Beatrix Bouvier betont in ihrem behutsamen Vorwort, daß die Berichte während einer Zeit entstanden seien ,,als ein vereinigtes Deutschland in historisch weiter Ferne zu liegen schien" (S.10).

Die Gespräche wurden in den Jahren 1972–1975 in der Bundesrepublik geführt, die befragten Sozialdemokraten waren in der Mehrzahl Funktionäre der mittleren Ebene. Das Spektrum reicht vom Bezirksvorsitzenden der SPD über den Unterbezirkssekretär bis zum einfachen Mitglied in der damaligen SBZ. Von einer Ausnahme abgesehen handelt es sich um Sozialdemokraten, die fernab von Berlin (und Hannover) arbeiten mußten, und die Berichte vermitteln einen deutlichen Eindruck von den Arbeitsbedingungen in der Sowjetischen Besatzungszone. Gerade darin liegt ein wesentlicher Vorzug dieser Veröffentlichung. Die Erinnerungen der sozialdemokratischen Berichterstatter beziehen sich auf ein Umfeld, das anders strukturiert war und andere Gegebenheiten aufwies als das vielbeachtete Berlin: „Wir waren weitab vom Schuß, wir hatten im Grunde mit den Leuten von Berlin oder anderen in einem weiteren Bereich wie Sachsen, Thüringen, Mecklenburg oder Brandenburg überhaupt keine Verbindung" (F. D., damals in Merseburg, S.154). Die Repressionen der SMAD und die ständige Benachteiligung gegenüber der KPD, die schnell ein Netz hauptamtlicher Funktionäre aufbauen konnte, sind für die gesamte Besatzungszone kennzeichnend. Aber die vorliegenden Berichte belegen eindringlich, wie entmutigend die Situation der Sozialdemokraten in den entlegeneren Bezirken war. Abenteuerliche Reisen mußten in Kauf genommen werden, um den Kontakt zu anderen Parteigremien aufrechtzuerhalten. Überwachungen und Verhaftungen mußten ebenso ertragen werden wie die Sperrung von Papierzuteilungen für die sozialdemokratische Presse. In den ersten Monaten nach der Kapitulation konnten die Sozialdemokraten meist noch recht frei agieren, spätestens im Winter 1945/46 wurde jedoch ihre Situation immer prekärer.

Dennoch waren viele Sozialdemokraten davon überzeugt, daß die Einigung der Arbeiterklasse realisierbar sei. Ihre zahlenmäßige Überlegenheit in weiten Teilen der Sowjetischen Besatzungszone bewirkte eine selbstbewußte Haltung gegenüber den Vertretern der Sowjets und der KPD. Nach der Vereinigung von SPD und KPD setzte schnell die Verfolgung mißliebiger Personen ein. Zwei der hier zu Worte kommenden Sozialdemokraten flüchteten schon 1946 in den Westen; die anderen zwölf versuchten, innerhalb der SED weiterzuarbeiten. Sie alle mußten später entweder fliehen oder wurden zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt.

Von einer Ausnahme abgesehen handelt es sich bei den Befragten um Männer, die den Jahrgängen 1896 bis 1914 angehören. Die Mehrzahl war 1945 bereits über 40 Jahre alt; Frauen befinden sich nicht unter den hier Berichtenden. Gerade hinsichtlich der Frage nach dem etwaigen Fortleben sozialdemokratischer Traditionen in der ehemaligen DDR lassen sich zwei ernüchternde Anhaltspunkte aufführen. Der jüngste Berichterstatter des Jahrgangs 1922 schildert den Generationenkonflikt: „... was wißt ihr Jungen denn schon aus der Zeit von vor 1933, da habt ihr ja gar keine Ahnung, das habt ihr ja nicht mitgemacht, das könnt ihr gar nicht beurteilen ..." (S.192). Wenn auch der ältere Sozialdemokrat dabei wohl eher auf das Scheitern der Weimarer Republik Bezug nimmt, so scheint doch das Fehlen demokratischer Traditionen und Erfahrungen für die jüngere Generation wesentlich für den Verlust der Bindungen an die Sozialdemokratie gewesen zu sein.

Noch zentraler erscheint aber die Demontage der SPD auf der so wichtigen mittleren Ebene, die ein anderer Sozialdemokrat beklagt: „Die Allerobersten hat man belassen, man hat sie kaltgestellt, aber man hat ihnen nichts getan. Aber dann die Ebene, die maßgebende Ebene der Funktionäre, die hat man entfernt. Was darunter war, war damit hilflos, die mußten sich arrangieren" (S.300).

Thomas Franz

BEYER-THOMA, Hermann: **Kommunisten und Sozialdemokraten in Finnland 1944–1948** (= Veröffentlichungen des Osteuropa-Institutes München: Reihe: Geschichte; Bd. 57). — Wiesbaden: Otto Harrassowitz 1990. 562 S.

Der Autor hat mit seiner 1987 abgeschlossenen Münchener Dissertation einen gewichtigen Beitrag zu einem wenig erforschten Feld finnischer Nachkriegsgeschichte vorgelegt. Die Studie basiert auf einer weitgehend geschlossenen Quellengrundlage, die erstmals auch die zuvor nicht zugänglichen Archivbestände der Kommunistischen Partei Finnlands (SKP) und des Demokratischen Bundes des Finnischen Volkes (SKDL) einbezieht, wobei allerdings die Auswertung der entsprechenden sowjetischen Archive vorläufig noch Desiderat bleiben muß.

Das in einer Umbruchsphase und in noch nicht wieder konsolidierter außenpolitischer Situation befindliche Finnland zwischen Waffenstillstand und Freundschafts- und Beistandspakt mit der UdSSR, zwischen Neuformierung und Aufstieg der SKP und dem Ende ihrer Regierungsbeteiligung 1948 bildet

den zeitlichen Rahmen der Arbeit. Beyer-Thoma zeichnet, um objektive Distanz bemüht, das Bild zweier sich mehr oder weniger offen feindlich gegenüberstehenden Parteien — eine Erscheinung, die für die Anliegerstaaten der UdSSR bei Kriegsende immerhin nicht die Regel war. Die Finnische Sozialdemokratische Partei (SDP) hatte den Winterkrieg ebenso unterstützt wie die finnische Beteiligung am deutschen Angriff auf die Sowjetunion. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges geriet sie dadurch in eine Situation, in der sich für den Mehrheitsflügel der Partei die aus früherer Zeit ,,ererbten und jetzt verstärkten Denkgewohnheiten, Feindbilder und Methoden [. . .] eher belastend" (S.507) bis hin zur zeitweiligen Isolation auswirkten. Das ererbte und auf Gegenseitigkeit beruhende Mißtrauen zur Sowjetunion und zur finnischen KP, welche die SDP als ,,zwei Gesichter desselben Feindes" (S.508) ansah, paßte nicht in die Kräftekonstellation nach Kriegsende.

Die SKP andererseits war — so der Autor — bemüht, zwei Fehler ihrer Vergangenheit nicht zu wiederholen: ,,Unterwanderung der Sozialdemokratischen Partei [. . .] und eine zu enge, linksradikale Basis" (S.49). Dazu strebte sie nach Sammlung und Führung aller Kräfte links von der SDP-Mehrheit in der SKDL. Mit einem ,,evolutionären und reformistisch erscheinenden Programm" (S.51) in die Legalität eintretend, versuchte die SKP nicht zuletzt unter dem Einfluß der auf Mäßigung drängenden sowjetischen Vertreter in der Alliierten Kontrollkommission, über Zwischenstufen und unter Ausnutzung auch parlamentarischer Methoden, ihr Endziel zu erreichen, welches weiter das Sowjetsystem blieb (S.54). Von der Moskauer Außenpolitik ,,nie als mehr denn als Option behandelt" (S.510), geriet die Partei nicht erst, aber besonders nach den Prager Ereignissen zwischen die Mühlsteine sowjetischer Außen- und Kominformpolitik. Der permanente Konflikt zwischen Tendenzen zur Mäßigung der gesellschaftspolitischen Ambitionen und in überkommenen Revolutionskategorien radikal denkenden Kräften in Parteibasis und -führung begünstigte die von der SDP betriebene Isolation der KP und deren Rückkehr in die ,,Normalität" der Opposition.

Diese Konkurrenzsituation zwischen beiden Parteien, die stets die Frage nach der gesellschaftlichen Perspektive Finnlands implizierte, zeichnet der Autor mit allen sich daraus ergebenden tagespolitischen Konfrontationen und wechselnden Taktiken auf beiden Seiten immer quellennah und bis ins Detail gehend nach.

Angesichts der dichten Archivaliengrundlage des Buches könnte substantielle Kritik, wenn überhaupt wohl nur üben, wer über eine ähnlich intime Kenntnis der Quellen verfügt. Aber auch so bleiben kritische Bemerkungen nicht aus. Schwierigkeiten entstehen dem Lesenden vor allem durch das für meine Begriffe mißglückte zweite Kapitel des Buches, welches einen Überblick über die ,,Lage bei Abschluß des Waffenstillstandes" mit der UdSSR verspricht. Da werden zwar, und noch intensiver im 3. Kapitel, die Positionen der Friedensopposition, der Kommunisten und Linkssozialisten, auch die der UdSSR geschildert. Aber wenn man es nicht ohnehin weiß, Genaueres über das Ausgangsproblem, nämlich den Winterkrieg und die Beteiligung am deutschen Überfall auf die UdSSR, über Positionen und Rolle des SDP-Mehrheitsflügels dabei erfährt man nur andeutungsweise. Dadurch hängt die auf Vergleich und Beziehungsgeschichte angelegte Arbeit sehr lange und sehr einseitig an den in Opposition zur SDP-Mehrheit stehenden Kräften. Von den gesellschaftspolitischen Zielen der SDP-Mehrheit und von der Situation in der finnischen Arbeiterschaft erfährt man erst allmählich ab Kapitel 3 Genaueres. Daraus resultieren über viele Seiten hin Schwierigkeiten, den raschen Einflußzuwachs der KP nach Kriegsende überhaupt zu verstehen. So kommt leicht der Eindruck auf, als sei die Krise der SDP-Mehrheit nur von außen, durch links von ihr angesiedelte Kräfte und durch die neue internationale Lage hervorgerufen worden. Und etwa die — für Finnland sicher schwierige — Kriegsschuldigendiskussion erscheint als bloßes taktisches partei- bzw. außenpolitisches Geplänkel, wodurch das übergeordnete und generelle Problem der Vergangenheitsbewältigung nach dem Krieg ausgeblendet wird. Nicht recht deutlich wird auch, daß hinter den Auseinandersetzungen der beiden Parteien und einzelner (ohne weitere Erklärung unter dem Begriff ,,linksradikal" subsumierter) linker Gruppierungen doch recht unterschiedliche Sozialismusvorstellungen standen. Überhaupt bleibt der programmatische Aspekt der Diskussionen, soweit er sich nicht um tagespolitische Konkreta dreht, weitgehend unberücksichtigt. Selbst das Nahzeitprogramm der SDP vom Oktober 1944 wird eher beiläufig erwähnt. Folglich kann man häufig nur schwer der richtigen Feststellung des Autors folgen, daß es ,,tatsächlich um die Gestaltung der Zukunft des Landes und nicht nur um das Gezänk zweier zerstrittener politischer Gruppen" (S.9) ging. Der Wert einer solchen Spezialstudie wird dadurch nur wenig gemindert, aber wer nicht zu den Finnland-Spezialisten zählt, wird es schwer haben mit diesem Buch.

Ralf Kessler

KIFT, Dagmar: **Arbeiterkultur im gesellschaftlichen Konflikt. Die englische Music Hall im 19. Jahrhundert** (= Schriften des Fritz-Hüser-Instituts für Deutsche und Ausländische Arbeiterliteratur der Stadt Dortmund, Reihe 2, Forschungen zur Arbeiterliteratur, Bd. 7). — Essen: Klartext Verlag 1991. 237 S.

Nachdem Gareth Stedman Jones in einem Aufsatz zur Kultur und Politik der Londoner Arbeiter ein breites deutsches Publikum auf die Bedeutung der Music Hall für die englische Arbeiterkultur aufmerksam gemacht hat, liegt nun mit der Dissertation von Dagmar Kift eine deutschsprachige Monographie über diese zentrale Einrichtung des englischen Arbeiterlebens vor.

Music Halls, hervorgegangen aus Pubs, in denen Gäste gemeinsam sangen und musizierten oder kleinere Musikdarbietungen geboten wurden, entwickelten sich im Verlauf des 19. Jahrhundert zu einer Branche der Unterhaltungsindustrie. Auch wenn die Entwicklung in London und in der Provinz, wie die Autorin betont, unterschiedlich verlief, waren es zunächst Amateure, die die Gäste unterhielten, bis in den Pubs kleinere Bühnen eingerichtet wurden, auf denen nun professionelle Sängerinnen und Sänger vor ein Publikum traten. Bald lösten sich die Singing Saloons oder Concert Rooms von der räumlichen Enge der Kneipen und bezogen große Säle, die nun nicht mehr vorwiegend von Männern, sondern ebenso von Frauen besucht wurden. Die englische Music Hall stand zwischen populärer Volkskultur und kommerzieller Massenkultur und ihr Erfolg beruhte nicht zuletzt darauf, daß sie traditionelle Vergnügungen mit den neuen Bedingungen der entstehenden Unterhaltungsindustrie zu verbinden wußte. Die Music Hall Programme setzten sich aus Zirkusnummern, Musikdarbietungen, Theatersketchen und Informationen zusammen, und sie nahmen ihren Stoff aus dem Alltag der kleinen Leute. Bisweilen wurden mit Panoramen und Dioramen auch neue technische Erfindungen gezeigt, und in den Music Halls fanden erstmalig Filmvorführungen statt. Eine Besonderheit Londons lag in den Music Halls im Zentrum, die ein sozial gemischtes Publikum hatten. In den Vororten der Hauptstadt und den Provinzstädten hingegen wurden sie allein von Arbeiterinnen und Arbeitern besucht. Die Zusammensetzung des Publikums entsprach, wie Dagmar Kift aus Untersuchungsberichten über in Music Halls ausgebrochene Paniken analysiert, der industriellen Struktur der jeweiligen Städte.

Im Zentrum der Dissertation stehen die in der englischen Öffentlichkeit um die Music Halls geführten sozialen und politischen Auseinandersetzungen. Während in der Mitte des 19. Jahrhunderts Konkurrenzkämpfe zwischen Pub- und Theater-Music Hallbesitzern stattfanden, wurden die Kontroversen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zunächst von Seiten bürgerlicher und proletarischer Alkoholgegner geführt, die mit wenig Erfolg versuchten, Einfluß auf die Lizenzvergabe zu nehmen. In einer weiteren Phase konzentrierten sich die Konflikte um inhaltliche Fragen und die dargebotenen Programme, wobei sich nun Differenzen zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft auftaten. Detailliert stellt die Autorin regionale Besonderheiten dieser Debatten sowie die spezifische Situation in London dar.

Die Music Hall, so das Ergebnis der Untersuchung von Dagmar Kift, hatte ihre Wurzeln in der traditionellen Volkskultur, die die Arbeiterinnen und Arbeiter ihren Bedürfnissen gemäß umgestalteten, und sie war zugleich eine der ersten Institutionen der modernen Freizeitindustrie, die in ihrem ambivalenten Spiel von Kommerzialisierung und Popularität die weitere Entwicklung der Kulturindustrie prägte. Kifts aufschlußreiche und mit einigen anschaulichen Bilddokumenten illustrierte Arbeit dürfte Anregungen geben, der Bedeutung der Musikhallen, Theater und Varietebühnen in der deutschen Arbeiterschaft nachzugehen.

Ulrich Wyrwa

WEBER-FELBER, Ulrike: **Wege aus der Krise: Freie Gewerkschaften und Wirtschaftspolitik in der Ersten Republik** (= Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr.56). — Wien und Zürich: Europaverlag 1990. 346 S.

In den Mittelpunkt ihrer Untersuchung über die politischen Konzeptionen der österreichischen Gewerkschaften in der Zwischenkriegszeit stellt die Autorin das Selbstverständnis der freien Gewerkschaften und ihre ökonomischen Krisenstrategien. Dabei fragt sie insbesondere nach den eigenständigen gewerkschaftlichen Standpunkten, die sich von den gesamtgesellschaftlichen Konzeptionen der Sozialdemokratischen Partei unterschieden.

Die permanente Defensivsituation der österreichischen Arbeiterbewegung seit 1920 veranschaulicht das Dilemma einer aktiven Sozialpolitik in Phasen ökonomischer Rezession. Die Politik der Gewerkschaften war auf Kooperation angelegt, um das labile klassenpolitische Gleichgewicht zu erhalten (S.30).

Dem stand eine agressive Unternehmerpolitik entgegen, die die alleinige wirtschaftspolitische Kompetenz beanspruchte und auch sozialstaatliche Interventionen ablehnte, wie sie die Gewerkschaften forderten. Deren Kampf um finanzielle Handlungsspielräume des Staates blieb jedoch angesichts der Finanzlage von vornherein wenig erfolgversprechend. Dabei vertraten auch die freien Gewerkschaften keinerlei innovative wirtschaftspolitische Konzeptionen, und zweifelten den Primat der Geldwertstabilität bis zum Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise nicht an (S.64).
Die Strukturbereinigung der Genfer Sanierung (1922) schuf in Österreich eine permanent hohe Arbeitslosigkeit, die die Gewerkschaften nachhaltig schwächte und die sozialpolitische ,,roll-back"-Strategie der Gegenseite begünstigte. Die Krise der Gewerkschaften, die sich in einem Mitgliederrückgang und einem anhaltend niedrigen Lohnniveau manifestierte, blieb ein Kennzeichen der Ersten Republik trotz der gleichzeitigen Wahlerfolge der Sozialdemokratischen Partei.
Die Diskussion innerhalb der österreichischen Gewerkschaften verdeutlich das Dilemma reformistischer Politik angesichts minimaler Handlungsspielräume. Sowohl in der Lohnpolitik als auch in der Steuerfrage und der Zoll- und Kreditpolitik standen die sozialdemokratischen Arbeitnehmerorganisationen zwischen gesamtwirtschaftlicher Verantwortung und konsequenter Interessenvertretung. Solange die Gewerkschaften die herrschenden wirtschaftspolitischen Prinzipien mittrugen, mußte jeder Versuch einer verteilungspolitischen Initiative unglaubwürdig bleiben.
Im zweiten Teil ihrer Analyse beschreibt Ulrike Weber-Felber, wie unter dem Druck der Weltwirtschaftskrise bei einigen Gewerkschaften ein Umdenken einsetzte. Die auf Kooperation und Erhalt des Status quo gerichtete Strategie der österreichischen Arbeiterbewegung wurde nun vollends unhaltbar. Die Weltwirtschaftskrise löste in Österreich wie in anderen Ländern eine heftige Diskussion über Ursachen und Lösungsansätze aus. Die Frage, ob man sich mit der Endkrise des Kapitalismus oder einer verschärften zyklischen Krise konfrontiert sah, war eng verknüpft mit der Frage nach der Beherrschbarkeit der Krise. Während sich die führenden Exponenten der Partei, Otto Bauer und Karl Renner, gegen die Illusion der Krisenbeherrschbarkeit wandten, standen die Gewerkschaften hier unter dem Handlungsimperativ (S.158) und mußten nach Lösungen suchen.
Theoretische Fronten und politische Alltagspraxis der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung zeigten in den frühen 30er Jahren in Österreich ein ähnliches Bild wie in Deutschland. Die bedingungslose Zustimmung der SDAP zum deflationistischen Konzept der Sanierung nach dem Zusammenbruch der Creditanstalt korrespondierte mit einer Versteifung auf vage planwirtschaftliche Theorien zur Überwindung des kapitalistischen Wirtschaftssystems (S.178). Die Gewerkschaften dagegen waren an einem kurzfristigen Krisenmanagement interessiert. Sie brauchten schnelle Erfolge in der Arbeitsbeschaffung, um wenigstens einen minimalen Handlungsspielraum wiederzugewinnen (S.182 und S.185). Dennoch fanden die österreichischen Gewerkschaften zu keiner konsistenten gesamtwirtschaftlichen Konzeption. Noch stärker als die Partei konzentrierten sie sich auf die Interessen der Noch-Beschäftigten und vernachlässigten die Arbeitslosenarbeit. Die unter dem Druck der NSDAP-Wahlerfolge schließlich innerhalb der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung entwickelten halbherzigen Arbeitsbeschaffungsprogramme charakterisiert Ulrike Weber-Felber zu Recht mehr als Ausdruck der Resignation denn als Überwindung traditioneller Denkschablonen. Die Niederlage der Arbeiterbewegung in Österreich 1933/34 machte die Programme endgültig obsolet.
Insgesamt hat die Autorin eine solide Arbeit vorgelegt, die die Problematik reformistischer Politik in Zeiten wirtschaftlicher Krise einmal mehr verdeutlicht. Leider bleibt die Untersuchung über weite Strecken auf einer deskriptiven Ebene. Entsprechend blaß sind auch die Konsequenzen. Angesichts der durchaus sinnvollen Schwerpunktsetzung bei den konkreten von den Gewerkschaften vertretenen Leitlinien vermißt man die Frage nach Handlungsspielräumen und Alternativen. In ihrer Schlußbemerkung wirft die Autorin selbst die Frage auf, ob eine frühere entschlossene Arbeitsbeschaffungspolitik die faschistische Gefahr hätte bannen können (S.268). Ihre resignative, aber wohl realistische Schlußfolgerung, daß dies wenig wahrscheinlich ist, erscheint etwas freischwebend, da dieser Fragestellung in der Untersuchung selbst nicht nachgegangen wurde. Die Darstellung der Autorin macht jedoch hinreichend deutlich, wo die Antworten gesucht werden müssen: Die Fixierung der Arbeiterbewegung auf langfristige Systemüberwindungstheorien bei einer Praxis der systeminternen Interessenvertretungspolitik verhinderte die Entwicklung überzeugender und massenwirksamer Krisenstrategien, als in der Krise die Handlungsspielräume für eine erfolgreiche Sozialpolitik im Sinne der eigenen Klientel verlorenging.

Rainer Schaefer

ESENWEIN, George: **Anarchist Ideology and the Working-Class Movement in Spain, 1868–1898.** — Berkeley u.a.: University of California Press 1989. 273 S.

MAURICE, Jacques: **El anarquismo andaluz. Campesinos y sindicalistas. 1869–1936.** — Barcelona: Editorial Crítica 1990. X,417 S.

MARTIN, Benjamin: **The Agony of Modernization. Labor and industrialization in Spain.** — Ithaca, NY: ILR Press 1990. XVII,570 S.

Die große Besonderheit der spanischen Arbeiterbewegung ist zweifellos die jahrzehntelange Dominanz des Anarchismus, die erst mit dem Bürgerkrieg und vor allem mit den ersten Jahren des antifrankistischen Widerstands zu Ende ging. Lange Zeit wurde dies mit dem zurückgebliebenen Charakter der spanischen Gesellschaft erklärt; der Anarchismus wäre eine vormoderne, millenaristische Bewegung gewesen. Am bekanntesten wurde diese These mit dem Werk von Eric J. Hobsbawm ,,Primitive Rebels". Dagegen entwickelte sich vor allem durch die Arbeiten von Temma Kaplan in den letzten Jahren eine Gegenrichtung, die das — gemessen an ihren sozialen Voraussetzungen — Rationale an der anarchistischen Strategie und Organisation herausstellte und nicht zuletzt auch ihren Charakter als gewerkschaftliche Massenbewegung hervorhob. Diese beiden Erklärungsmuster bestimmen — explizit oder implizit — den Hintergrund für die drei hier vorzustellenden Werke.

Esenwein, dessen Buch auf einer Dissertation bei James Joll beruht, zeichnet die Ideologiediskussionen der spanischen Anarchisten nach. Der zeitliche Rahmen erstreckt sich von ihren Anfängen zu Beginn des revolutionären Zyklus 1868/1874 — als Ergebnis der Propagandamission eines Beauftragten Bakunins, der gleichzeitig für die Erste Internationale wie für die anarchistische Fraktion in ihr warb — bis zu ihrem absoluten Tiefpunkt gegen Ende des Jahrhunderts. Es gelang den Anarchisten fast auf Anhieb, die übergroße Mehrheit der Arbeitervereine für sich zu gewinnen und in der spanischen Regionalföderation der Internationale zusammenzuschließen. Das am meisten industrialisierte Gebiet des Landes, Katalonien, wie auch das Latifundiengebiet des Südens, Andalusien, waren von nun an ihre Hochburgen. Parallel zu den gewerkschaftlichen Massenorganisationen bildeten sich ,,spezifische" anarchistische Propagandaorganisationen, die oftmals im geheimen in dem breiteren Rahmen wirkten — ein organisatorischer Dualismus, der wegen vielerlei Interessenkonflikten zu ständigen Spannungen führte (in der wissenschaftlichen Literatur aber z.T. noch nicht genügend aufgearbeitet ist).

Esenwein verfolgt nun detailliert die politisch-strategischen Diskussionen, die besonders nach der Niederlage der Revolution im Jahre 1874 einsetzten und um Fragen kreisten wie: Verhältnis von legaler und illegaler Kampfesweise, Rolle der Streiks usw. Aber auch die Debatten des internationalen Anarchismus blieben — wenn auch stark behindert durch die geringen Sprachkenntnisse — nicht ohne Echo: so um die ,,Propaganda der Tat", vor allem aber um das große Schisma der 80er Jahre zwischen den Anhängern Bakunins und Kropotkins, den ,,kollektivistischen" und den ,,kommunistischen" Anarchisten, wobei es auch in Spanien um mehr als nur um die Frage nach der Verteilung des Arbeitsprodukts in der zukünftigen Gesellschaft ging, nämlich um die Bestimmung des ,,revolutionären Subjekts" und um die Organisierung als breite Massenbewegung oder als konspirative Zirkel. Als Gegenbewegung zu dieser zeitweise selbstzerfleischende Züge annehmenden Auseinandersetzung, die neben der staatlichen Unterdrückung entscheidend die Reorganisationsversuche der Föderation lahmlegte, entstand der ,,Anarchismus ohne Adjektive", ,,Spain's only real contribution to anarchist theory" (S.9), dessen Fürsprecher Ansätze beider Denkrichtungen zu kombinieren suchten.

Gleichsam parallel zu den Mißerfolgen, aber auch als Echo auf internationale Entwicklungen machten sich dann zu Beginn der 90er Jahre am Rande des organisierten Anarchismus Tendenzen zum Terrorismus breit, die vom Staat zum Vorwand für eine Unterdrückungswelle genommen wurden. Die Repression konnte die Anarchisten aber nicht gänzlich besiegen. Nach 1900 erfolgte ein erneuter Aufschwung. Aber das wäre bereits ein anderes Thema. Wer etwas zur 1910 gegründeten CNT sucht, wird bei Esenwein nur einige — notwendigerweise verkürzte — Hinweise im Epilog finden, in dem er auch noch einmal auf die bereits mehrfach im Buch gestellte Frage nach den Gründen für das Zurückbleiben der Sozialisten bzw. Marxisten gegenüber den Anarchisten eingeht.

Esenweins, sich neben der Sekundärliteratur auf die zahlreichen zeitgenössischen anarchistischen Publikationen, vor allem die reichhaltige Presse stützende Arbeit läßt so eine Reihe von heute nicht nur außerhalb Spaniens zumeist vergessenen Theoretikern lebendig werden. Allen voran Ricardo Mella, der seinerzeit auch in der internationalen Bewegung zur Kenntnis genommen wurde und so etwas wie ein ,,Klassiker" war. Esenwein arbeitet heraus, daß unter dem gemeinsamen Dach des Anarchismus eine Vielzahl theoretischer Positionen existierte, bei allen Nuancen aber die große Mehrheit der Theoretiker für eine breite revolutionäre Bewegung eintrat. Individualistische, zumeist in der Verherrlichung des

individuellen Terrors mündende Standpunkte blieben eher isoliert. Vielleicht gilt der ideologiegeschichtliche Ansatz dieser Untersuchung heute eher als ,,altmodisch". Doch durch ein Kapitel über die Herausbildung des anarchistischen Milieus (,,associational life") finden sich auch Hinweise zur Wirkungsgeschichte der Ideologie und damit zu ihrer Bedeutung für die Arbeiterkultur.

Die ebenfalls aus einer Dissertation — an der Universität Besançon — entstandene Arbeit von Jacques Maurice betrifft dagegen die Sozialgeschichte des andalusischen Anarchismus zwischen 1868 und 1936, die Bewegung des Landproletariats, aber auch der marginalisierten Schichten in den städtischen Zentren. Gerade die Kämpfe in Andalusien wurden nicht nur oft mystifiziert, sondern prägten in dieser Form ebenso oft auch die Vorstellungen über den gesamten spanischen Anarchismus. Man denke nur an den berühmt-berüchtigten angeblichen Geheimbund Mano Negra (,,Die Schwarze Hand"), der natürlich hier wie auch bei Esenwein behandelt wird. Das Buch, dessen Struktur die Prägung durch die Annales-Schule — Pierre Vilar hat die Dissertation angeregt — nicht verkennen läßt, beginnt mit den — zumeist quantitativ zu erfassenden — Voraussetzungen: mit der Darstellung der Größe der Organisation anhand der Mitgliederzahlen und ihrer geographischen Verteilung, mit der Bevölkerungsentwicklung und den Besitzverhältnissen, mit den politischen Rahmenbedingungen, mit denen sich die Anarchisten konfrontiert sahen (die Parteien der Linken, der Repressionsapparat und die zaghaften Agrarreformversuche).

Das Kernstück der Arbeit stellt natürlich die Analyse der anarchistischen Bewegung dar. Maurice beginnt sie mit der Darstellung der fünf wichtigsten Führungspersönlichkeiten, der ,,Apostel", die der Anarchismus in Andalusien über die Jahrzehnte hervorgebracht hatte und deren Leben zu Legenden wurden, und führt sie dann zu den drei Versuchen fort, eine Landarbeitergewerkschaft zu schaffen. Sie scheiterten nicht nur an der brutalen Unterdrückung durch den Staat. Es gab auch genügend innere Probleme, wie z.B. die konkrete Ausfüllung der Forderung nach Sozialisierung des Bodens, womit auch das Verhältnis zu den Kleinbauern zu bestimmen war. Aber auch innerhalb der gesamtspanischen Zusammenschlüsse der Anarchisten existierten Spannungen zu der aus Industriearbeitern bestehenden Mehrheit, wenn es den andalusischen Anarchisten allerdings zunehmend gelang, bei der Formulierung der Agrarprogramme eine entscheidende Rolle zu spielen. Den Abschluß bildet die Untersuchung der beiden typischen Formen der Klassenkämpfe auf dem Lande: der Agrarrevolten, die mit Landbesetzungen offen die Besitzverhältnisse in Frage stellten, wobei das Spektakuläre solcher Ereignisse jedoch oft zur Überschätzung ihres Ausmaßes führte, und der weitaus verbreiteteren und ausführlich analysierten Streiks, die von den Anarchisten zwar oft zu Generalstreiks auszuweiten versucht wurden, die aber in der überwiegenden Zahl der Fälle um Lohnerhöhungen oder um Verbesserungen der Arbeitsbedingungen geführt wurden.

Maurice entwickelt seine Deutung vor allem in der Auseinandersetzung mit dem 1929 in Córdoba erschienenen, epochemachenden Werk von Juan Díaz del Moral ,,Historia de las agitaciones campesinas andaluzas". Dieser Jurist verfaßte die erste gründliche, an historischen, nicht an — wovon die Literatur zum Anarchismus ja voll ist — kriminalistischen Gesichtspunkten orientierte Darstellung (mit der er allerdings vor allem die Diskussion um eine Agrarreform beleben wollte). Seine millenaristische Interpretation prägte jedenfalls über Jahrzehnte die historischen Untersuchungen, bis sie erst in den letzten Jahren durch die moderne Sozialgeschichte in Frage gestellt wurde. Einen gerafften Überblick über das Werk von Díaz del Moral und seine Wirkungsgeschichte hat Maurice an den Anfang seines Buches gestellt. Bei ihm ist nicht nur der geographische Rahmen, der bei Díaz auf eine Provinz Andalusiens beschränkt war, weiter. Gegen dessen Interpretation zeigt er auf, wie sich der Anarchismus als revolutionäre Bewegung sehr wohl in einer ständigen Auseinandersetzung mit seinem gesamten sozialen und politischen Umfeld entwickelte. Millenaristische Tendenzen sieht er eher bei den entwurzelten (,,lumpenproletarischen") Massen in den andalusischen Städten, während sie in den Kämpfen auf dem Lande an Bedeutung verloren, wie auch die ländlichen Massen nicht unbedingt den städtischen bei deren Revolten folgten. Daß wiederum die anarchistische Hegemonie auf dem Land nicht unangefochten blieb, zeigen seine mehrfachen Hinweise auf das rapide Anwachsen der sozialistischen Landarbeitergewerkschaft seit Anfang der 30er Jahre.

Vielleicht ist der Haupttitel seines Buchs etwas irreführend, da nicht der *gesamte* Anarchismus Andalusiens dargestellt wird. Die ,,eigentlichen" anarchistischen Gruppen, die innerhalb des breiteren gewerkschaftlichen Rahmens wirkten, bleiben außer Betracht. Doch zweifellos ist diese gründliche und materialreiche Studie durch die Präzisierungen und Neubewertungen, die sie liefert, eine entschiedene Bereicherung der Literatur, um die man nicht mehr herumkommen wird.

Benjamin Martins Buch ist, zugestandenermaßen, nicht auf den Anarchismus beschränkt, sondern liefert eine umfangreiche Gesamtgeschichte der spanischen Arbeiterbewegung vom Beginn der Industrialisierung bis zum Ende des Bürgerkriegs. Wenn der Verfasser auch nicht als Berufshistoriker, sondern als langjähriger Gewerkschaftsfunktionär bzw. als Mitarbeiter des State Departments für Gewerkschaftsfragen schreibt, so ist sein Buch doch zweifellos an wissenschaftlichen Ansprüchen orientiert.

Als roter Faden durchzieht seine Darstellung der Widerspruch zwischen der schon verspätet einsetzenden und regional begrenzten Industrialisierung und dem Fehlen einer entsprechenden politischen „Modernisierung". Dies verhinderte die frühzeitige Integration der Arbeiterbewegung, die statt dessen ihre Kraft aus der Rolle als „vehicles for popular protest amid frustration over the vestiges of preindustrialism" (S.XV) bezog. So setzt das Buch mit der Schilderung der wirtschaftlichen Entwicklung im 19. Jahrhundert und der dadurch hervorgerufenen Entstehung einer Industriearbeiterschaft, zunächst in Katalonien, ein. Im weiteren Verlauf steht natürlich ganz im Vordergrund die Entwicklung der Arbeiterorganisationen, im wesentlichen — im Sinne des amerikanischen „Labor" — der Gewerkschaften. Arbeiterparteien — oder vergleichbare politisiche Zusammenschlüsse in Gestalt der anarchistischen Gruppen — spielen dementsprechend nur eine sekundäre Rolle, insofern von ihnen Rückwirkungen auf die Gewerkschaften ausgingen. Darin spiegelt sich aber auch die Eigenart der spanischen Arbeiterbewegung mit ihrer jahrzehntelangen Dominanz anarchistisch beeinflußter Gewerkschaften wider. Allerdings haben auch die sozialistischen Organisationen ihren angemessenen Platz, wie auch die — gescheiterten — katholischen Versuche und die nationalistischen Gewerkschaftsgründungen im Baskenland und in Katalonien nicht unterschlagen werden. All dies wird immer wieder verknüpft mit Abschnitten über die Entwicklung der Wirtschaft, der Arbeitsbeziehungen und der Bemühungen um eine Sozialreform. Die Darstellung schließt mit dem Bürgerkrieg, der in seiner ersten Phase eine Gewerkschaftsrevolution war, die dann durch die Volksfrontpolitik eines Teils der Linken erdrosselt wurde. In einem neunseitigen Epilog werden — zwangsläufig arg verkürzt — die Jahre seit 1939 abgehandelt, die Franco-Diktatur mit ihrer brutalen Unterdrückung der Gewerkschaften und die wiedergewonnene Freiheit seit 1976, die zwar Spanien einen bedeutenden Modernisierungsschub brachte, dessen soziale Kosten aber hoch waren und auch einen Niedergang der Gewerkschaftsorganisationen zur Folge hatte.

Dieses Buch beruht auf einer sorgfältigen Auswertung der umfangreichen, zumeist spanischen Sekundärliteratur, über die der Verfasser in einem ausführlichen, auch einen kurzen Abriß der Beschäftigung mit der spanischen Arbeiterbewegungsgeschichte enthaltenden „bibliographical essay" zum Schluß des Buchs informiert. Auf der Grundlage des heutigen Forschungsstands gibt es jedenfalls auch auf Spanisch keine vergleichbare Darstellung. Vielleicht sind die Abschnitte über die dreißiger Jahre und besonders über den Bürgerkrieg in ihrem Versuch, auf wenigen Seiten allgemeine Züge einer sehr komplexen Situation darzustellen, etwas unbefriedigend, aber das ist auch angesichts der wahrlich umfangreichen Literatur über diesen Zeitabschnitt wohl unvermeidlich. Dies ändert jedoch nichts daran, daß Martins Buch eine nützliche Überblicksdarstellung ist.

Diese Untersuchungen zeigen — jede auf ihre Weise —, wie unangemessen die Reduzierung des spanischen Anarchismus auf eine Agrarbewegung ist, die vor allem durch vorkapitalistische Bezüge geprägt gewesen wäre, die wiederum auch ihre Kampfformen bestimmt hätten.[1] Zwar ist jüngst darauf hingewiesen worden, daß dem Gegensatz zwischen der These einer millenaristischen Bewegung und einer rational zu deutenden vor allem die (eher uneingestandenen) unterschiedlichen Motive und Erkenntnisinteressen ihrer jeweiligen Vertreter zugrundeliegen, was zweifellos ein wichtiger Hinweis ist.[2] Allerdings zeigen die neueren Untersuchungen auf der Grundlage einer breiten, bisher nicht ausgewerteten Quellenbasis und der umfangreichen Literatur, daß der spanische Anarchismus so modern war wie die Gesellschaft, in der er agierte. Bei aller Vielschichtigkeit und der Schwierigkeit, eine facettenreiche Massenbewegung auf ein einfaches Modell zurückzuführen, zeigt sich, daß die „vormodernen" (Agrar-)Revolten nur eine eher episodische Phase ausmachten. Insoweit, wie es die Umstände den spanischen Anarchisten erlaubten, versuchten sie, eine langfristige, rational agierende revolutionäre Massenbewegung zu organisieren.

Reiner Tosstorff

1 Dies klingt etwa bei Peter Lösche, Anarchismus, in: Pipers Handbuch der politischen Ideen, Bd.4, München 1986, S.415–447, hier S.418–420, an, wo er auch gleich noch den Anarchosyndikalismus der CNT in ein solches Agrararanarchismus-Konzept integrieren will.

2 Vgl. Martha Grace Duncan, Spanish Anarchism Refracted: Theme and Image in the Millenarian and Revisionist Literature, in: Journal of Contemporary History, Nr.3, 1988, S.323–346.

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN

International Conference on the History of Mutual Societies, Paris, 1–3 December 1992

By virtue of both age and impact mutual benefit societies are among the principal forms of organization of the world of labour. They often preceded or even prepared the birth of trade unions and political parties, which today sometimes continue numerically to lag behind that first expression of solidarity, independence and democracy. For several reasons, however, social historians have tended to neglect the phenomenon. Clearly, situations vary, and a great many monographs dealing with developments in particular countries like France, Great Britain and Italy may be found; but everywhere one feels the lack of a comparative analysis trying to discover the internal logic of mutual aid. That's why the International Association of Labour History Institutions (IALHI), the world federation of labour history document centres, is organizing an international conference on the subject. Scheduled for November 1992, on the eve of the creation of the Single Market, the conference is held at the precise moment when European Community members will undertake to cross the borders of their nation states. Consequently, the organization of the conference will seize the occasion to offer to active participants of European mutualism an opportunity to use the study of history for a better understanding of the problems of the future.

Organization — The conference is held under the responsibility of IALHI, represented by its Co-ordination Committee. Co-ordination of academic aspects is relegated to the International Institute of Social History, Amsterdam (Jan LUCASSEN), matters of organization to the CNRS working group „Travail et travailleurs en France", Paris (Michel DREYFUS). Much practical work will be done by the Institut de Coopération sociale internationale, Paris. The project is supported by the Association internationale de la Mutualité, Geneva. The Fédération nationale de la Mutualité française, an outstanding member of Europe's mutualist family, was consulted on various occasions.

The conference is prepared by an international working party of IALHI, which held its first meeting in Amsterdam in April 1991. So far, it has secured the collaboration of scholars from Belgium, Brazil, Chile, Czechoslovakia, Finland, France, Great Britain, Ireland, The Netherlands, and the United States.

The Subject — The conference aims at striking the balance of existing historical studies on mutual benefit societies in order provisionally to draw certain conclusions and to identify the *lacunae* and, consequently, the *desiderata* of future research. When and under what circumstances were mutual societies first established? Who are the members and how did they organize? What is their relation to States and Churches, to entrepreneurs and the world of labour? Which role did they play in the elaboration of social welfare systems, and how did they face the challenge of commercial insurance? In some countries, like the Netherlands, the origins of mutual aid go back to the seventeenth century; in others it is hardly emerging. How to explain this?

Between 30 and 40 specialists will be invited beforehand to write reports on the origins and development of mutual benefit societies in as many countries and regions of the word, with a certain emphasis on Europe. The reports will be established on the basis of a predifined questionnaire so as to enable comparison between different cases. They will be considered by the organization with a view to identify particularly interesting topics, which will then be submitted to further scrutiny at the conference sessions.

Reports — Reports may not exceed 50,000 characters, or some 6,000–8,000 words (excl. notes etc.). They have to be written in either English or French and will be translated. The conference is bilingual: simultaneous translation from and to English and French will be available.

Structure — The conference will last three days, of which the first two are entirely taken by a discussion of the reports. These sessions are closed. Apart from the authors, only a limited number of interested persons will be admitted; a fee will be charged.

On the third day the conclusions of the conference are presented in a meeting open to the public at large. This will be the mutualists' own meeting: debate will center on the living practice of mutual societies.

For further details please contact the International Association of Labour History Institutions, Cruquiusweg 31, 1019 AT Amsterdam, The Netherlands, Tel. 31.20.6685866, Fax 31.20.6654181.

Wichtiger Erfolg bei den Bemühungen um die Fortführung der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA)

Nach der jetzt erfolgten Unterzeichnung eines Vertrags zwischen der Internationalen Marx-Engels-Stiftung (IMES), Amsterdam, und der Konferenz der deutschen Akademien der Wissenschaften darf die Fortführung der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) vorerst als gesichert gelten. Die Konferenz der deutschen Akademien der Wissenschaften wird in Deutschland eine MEGA-Arbeitsstelle einrichten, die zunächst die Fertigstellung von weit fortgeschrittenen MEGA-Bänden übernehmen wird. Dafür wurden sieben Editoren-Stellen bewilligt. — Es gibt keine andere Gesamtausgabe, deren Geschicke ein so breites öffentliches Interesse gefunden hätten wie die der MEGA in den letzten beiden Jahren. Prominente Philosophen, Sozialwissenschaftler und Historiker in den USA, Deutschland, Frankreich, Japan, Dänemark und anderen Ländern gaben ihrer Befürchtung Ausdruck, daß das wichtige Projekt einer vollständigen historisch-kritischen Ausgabe der Schriften der beiden Denker aus politischen Motiven abgebrochen werden könnte. Erst jüngst wandten sich erneut 1.521 Wissenschaftler aus Japan in einem Aufruf an deutsche, russische und niederländische Stellen, von denen sie Verständnis für ihr Anliegen erhofften. ,,Die Wissenschaft wird den Schaden davon haben", hatte David Rjazanov 1929 bemerkt, als die von ihm nach der Oktoberrevolution 1917 begonnene ,,erste" MEGA festlief. Sie blieb infolge der Machtergreifung Hitlers und des Stalinschen Terrors, dem auch Rjazanov selbst zum Opfer fiel, ein Torso. Der sog. ,,neuen" MEGA, die Anfang der siebziger Jahre von den Instituten für Marxismus-Leninismus in Moskau und Berlin begonnen wurde, drohte nach der ,,Wende" in der DDR ein gleiches Schicksal. Unter diesen Umständen traten das Internationale Institut für Sozialgeschichte (IISG) in Amsterdam, in dessen Besitz sich der größte Teil des handschriftlichen Marx-Engels-Nachlasses befindet, sowie auch das Karl-Marx-Haus in Trier in Aktion. Trotz gewisser Vorbehalte hatten sie das MEGA-Projekt auch schon vorher unterstützt. 1990 wurde in Amsterdam die Internationale Marx-Engels-Stiftung gegründet, die von da an die Verantwortung für die Herausgabe der MEGA übernahm. Die Ausgabe soll — unter Verzicht auf jede politische Zielsetzung — in einem internationalen Rahmen fortgesetzt werden. Dabei war indessen klar, daß ein Großteil der Arbeit auch weiterhin in Deutschland getan werden müsse. Nachdem der deutsche Wissenschaftsrat schon im Januar 1991 eine eventuelle Übernahme der MEGA in das Akademienprogramm empfohlen hatte, sprach sich jetzt auch ein von der Konferenz der deutschen Akademien der Wissenschaften eingesetzter internationaler Gutachterausschuß unter Vorsitz des Münchener Philosophen Dieter Henrich grundsätzlich in diesem Sinne aus. — Außer der Akademie-Arbeitsstelle wurde in Trier und Aix-en-Provence auch eine deutsch-französische MEGA-Arbeitsgruppe gebildet. Dank der finanziellen Unterstützung durch die IMES wird voraussichtlich auch die MEGA-Gruppe in Moskau ihre Arbeit fortsetzen können. Angestrebt wird auch die Bildung einer Arbeitsgruppe am IISG.
Sekretariat der IMES, Cruquiusweg 31, NL-1019 AT Amsterdam,
Tel.: 020-6 68 58 66, Fax: 020-6 65 41 81

Jürgen Rojahn

International Review of Social History Prize

The Editorial Board of the ,,International Review of Social History" will from 1992 award an annual IRSH Prize for the best essay on social and labour history by young academics, who are citizens of non-OECD-countries. Essays (preferably in English) must be submitted no later than 1 August 1992. Authors should be less than 40 years of age at the closing date. Essays (no more than 10,000 words including notes) should be original and of interest to the general reader. No essay will be considered which has previously been published or is being considered for publication elsewhere. The prize will consist of US $ 500. Publication of the winning essay in the ,,International Review of Social History" is guaranteed. To enter the competition please send two copies with a short curriculum vitae to:
Dr. Marcel van der Linden, International Institute of Social History, Cruquiusweg 31, 1019 AT Amsterdam, The Netherlands.

Marcel van der Linden

Sozialforschung in der ehemaligen DDR erstmals der Öffentlichkeit zugänglich

Die DDR-Gesellschaft und ihre Wissenschaftslandschaft waren aufgrund der Abschottungspolitik des SED-Staates in Westeuropa weitgehend unbekannt. Aber auch innerhalb der DDR wurden Forschungsarbeiten häufig nicht veröffentlicht, waren oft nur einer begrenzten Öffentlichkeit bzw. politischen Auftraggebern zugänglich. Entgegen dem Vorurteil, in der DDR existierte ,,nur" Forschung zur Interpretation und Rechtfertigung von Parteibeschlüssen — die es natürlich auch in erheblicher Zahl gab —, stellte sich nunmehr heraus, daß eine große Anzahl empirischer Untersuchungen mit teilweise umfangreichen Stichproben durchgeführt wurde, deren Befunde keineswegs immer der herrschenden Parteiideologie entsprachen.

Bald nach Öffnung der Mauer begann das Informationszentrum Sozialwissenschaften in Instituten, Bibliotheken und Parteiarchiven dieses nicht selten nur in wenigen Exemplaren vorhandene und zum Teil höchst geheime Forschungsmaterial zu sichten und zu dokumentieren. Mehrere Tausend Forschungsarbeiten werden nun aufbereitet. Sie stellen für die Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit unverzichtbare Quellen dar und geben gleichzeitig Aufschluß darüber, in welcher Weise sich sozialwissenschaftliche Forschung in der DDR mit der eigenen Realität auseinandergesetzt hat. Die bisher erschlossenen Materialien liefern z.B. Informationen über die politischen Prozesse beim Aufbau der SED-Herrschaft, über die Haltung der Bevölkerung und insbesondere der Jugend zum herrschenden Regime, über Funktionen und Ergebisse der Arbeit politischer Organisationen wie der FDJ, über den beruflichen Alltag in der Arbeitswelt von Betrieben, Verwaltungen und Einrichtungen des Bildungswesens.

Die sichergestellten Arbeiten aus der DDR-Sozialforschung stellt das IZ in einer von seiner Abteilung Berlin erarbeiteten Publikationsreihe ,,Sozialforschung in der DDR: Dokumentation unveröffentlichter Forschungsarbeiten" vor. Der erste Band dieser Reihe ist vor wenigen Tagen erschienen. Damit liegt ein Produkt vor, das in höchstem Maße dem Anspruch des IZ auf aktuelle sozialwissenschaftliche Informationsvermittlung gerecht wird. Das Besondere dieser Publikationsreihe besteht darin, daß mit der Sammlung, Beschreibung und Herausgabe der Nachweise von unveröffentlichten Forschungsarbeiten nicht nur die übliche Informationsarbeit geleistet wird, sondern gleichzeitig der Forschung einmalige Quellen zur Verfügung gestellt werden.

Interessenten aus Wissenschaft und Politik erhalten weitere Informationen bei:

Informationszentrum Sozialwissenschaften
Abteilung Berlin in der Außenstelle der Gesellschaft sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen e.V. (GESIS), Schiffbauerdamm 19, O-1040 Berlin, Tel. (00372) 28 05 193 100.

IZ Sozialwissenschaften

Für die Sicherung, Erschließung und Erforschung des Komintern-Archivs. Die Internationale Initiative Komintern-Archiv

Die im Archiv der Kommunistischen Internationale in Moskau lagernden Dokumente gehören zu den für die Aufarbeitung der widerspruchsvollen Geschichte des 20. Jahrhunderts entscheidenden Quellen. Sie sind wertvolles Kulturgut der Weltgemeinschaft, dessen Bewahrung und systematische Auswertung zu einem wichtigen internationalen Anliegen geworden ist. Nach unserer bisherigen Kenntnis umfaßt der engere Komintern-Bestand ca. 75 Archivfonds, allein der Bestand des Exekutivkomitees als ein Fonds ist in 299 Abteilungen untergliedert.

Das Archiv war in der Vergangenheit einer wirklich wissenschaftlichen Auswertung verschlossen. Die der Spitze der Parteihierarchie in er UdSSR direkt untergeordnete Leitung des damaligen Zentralen Parteiarchivs im IML beim ZK der KPdSU, dem das Archiv unterstand, sorgte mit restriktiven politischen Auflagen gründlich dafür, daß kein Wissenschaftler — offenbar auch kein Komintern-Spezialist aus der UdSSR selbst — komplette Einsicht in diese Bestände erhielt.

Nach dem August-Putsch und dem Verbot der KPdSU wurde das Archiv der Regierung der Russischen Föderation unterstellt und gehört zum ,,Russischen Zentrum für die Aufbewahrung und Erforschung von Dokumenten der neuesten Geschichte." Zahlreiche offizielle Äußerungen verantwortlicher Politiker und Wissenschaftler aus Moskau besagen, daß nunmehr reelle Chancen bestehen, daß das Archiv für die internationale Forschung frei verfügbar wird; zahlreiche Spezialisten aus Ost und West haben mittlerweile bereits mit Beständen des Archivs gearbeitet.

Angesichts der aus der so komplizierten ökonomischen, politischen und sozialen Situation in Rußland resultierenden Gefahren für die Zukunft des Archivs entstanden seit geraumer Zeit vielfältige Initiativen zur Bewahrung dieses einzigartig geschlossenen Quellenbestandes zur Geschichte des internationalen

Kommunismus und zur politischen und Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts. Als ein Ergebnis dieser Bemühungen wurde von den Teilnehmern des Ende Februar 1992 von Hermann Weber und Dietrich Staritz in Mannheim initiierten internationalen wissenschaftlichen Symposiums ,,‚Weiße Flecken' in der Geschichte des Weltkommunismus" die ,,Mannheimer Erklärung über das Schicksal des Kominternarchivs" veröffentlicht, mit der die Bildung einer ,,Internationalen Initiative zur Sicherung, Erschließung und Erforschung des Komintern-Archivs" verbunden war.

Diese Initiative will den Prozeß der Öffnung, Erschließung, Öffentlichmachung und Erforschng des Komintern-Archivs wissenschaftlich begleiten. Sie will sich in breiter internationaler Kooperation mit allen interessierten Wissenschaftlern und wissenschaftlichen Institutionen bemühen, den beschriebenen Prozeß der Öffnung des Komintern-Archivs zu befördern und lädt alle Interessierten dazu ein, an dieser wichtigen Zielstellung gleichberechtigt mitzuwirken.

Wie Wolfgang Leonhardt (Manderscheid) und Hermann Weber (Mannheim) in einer gemeinsamen Presseerklärung vom 27.3.1992 betonten, sind in erster Linie die europäischen Institutionen aufgerufen, ,,ein Stück europäischen Kulturguts" zu erhalten. Besonders wichtig ist eine Bestandsaufnahme und öffentliche Bekanntgabe der bisher geheimgehaltenen Akten. Die Sicherung, Erschließung und der freie Zugang der Wissenschaft zum Komintern-Archiv bieten die einmalige Chance, neue Einsichten zur Sozial- und Zeitgeschichte zu gewinnen. Allerdings setzt dies die materielle Sicherung voraus, dafür sollte in der europäischen Politik Problembewußtsein geschaffen werden."

Zum Präsidium der Initiative gehören neben H. Weber, P. Broué (Grenoble), F. Firsov (Moskau), H. Konrad (Graz). Das Anliegen der Initiative wird von ca. 150 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus 20 Ländern unterstützt. Zahlreiche Fachkollegen haben sich zur Mitarbeit im Vorstand bereiterklärt, unter ihnen auch V. P. Koslov, der stellvertretende Leiter des Komitees für Archivwesen beim Ministerrat der Russischen Föderation sowie der Leiter des ,,Russischen Zentrums", K. M. Anderson.

Derzeit bemüht sich die Initiative darum, in Verhandlungen mit den Verantwortlichen in Moskau, mit den internationalen Organisationen des Archivwesens und mit Institutionen der Europäischen Gemeinschaften Möglichkeiten wirksamer internationaler Unterstützung ausfindig zu machen.

Ansprechpartner für eine Mitarbeit oder für zusätzliche Informationen sind im Rahmen des (provisorischen) Sekretariats der ,,Internationalen Initiative Komintern-Archiv":

Dr. Bernhard H. Bayerlein, Europa-Centrum Maas-Rhein (ECMR)/Institut für Europapolitik an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen, Kaiser-Friedrich-Allee 39, D–5100 Aachen, Tel.: 49(0)241 7 58 05, Fax: 49(0)241 7 24 95.

Dr. Jan Foitzik, Universität Mannheim. Mannheimer Centrum für Europäische Sozialforschung (MCES), Arbeitsbereich Geschichte der DDR, Steubenstraße 46, D–6800 Mannheim, Tel.: 49(0)621 2 92 84 44, Fax: 49(0)621 2 92 84 35, Mannheim.

Dr. habil. Jürgen Mothes, Universität Leipzig, Fachbereich Geschichte, Könneritzstr. 112. O–7031 Leipzig, Tel.: 00 37 41 401 19 84, Fax: 00 37 41 401 19 84.

Kontaktadresse Moskau: Dr. Alexander Vatlin, Sokol'niceskaja ul. 3–190, Tel.: 107014 2 69 47 46, Fax: 2 55 90 14.

Jürgen Mothes und Bernhard H. Bayerlein

Zur Situation der Archive, Bibliotheken und Institute der Arbeiterbewegung in Osteuropa

Vorbemerkung

Angesichts der politischen Veränderungen in Osteuropa erschien es den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der 27. Linzer Konferenz der Historikerinnen und Historiker der Arbeiterbewegung im Herbst 1991 als besonders dringlich, über die Auswirkungen auf die Situation der dortigen Archive, Bibliotheken und Institute möglichst verläßliche Informationen zu erhalten. Auf Initiative von Henryk Skrzypczak wurde ein Fragebogen verteilt, mit der Bitte, ihn ausgefüllt an die Redaktion der IWK zu schicken. Darin sollten Angaben zu den folgenden neun Punkten gemacht werden:

1. Name der Institution (bisheriger/neuer)
2. Anschrift
3. Eventuelle Benutzerordnung/Benutzbarkeit
4. Kurzbeschreibung der Entstehungsgeschichte der Institution
5. Umfang und Hauptgliederung der Bestände
6. Jüngste Veränderungen (positive/negative)
7. Einschätzung der Perspektive der Institution
8. Sonstige Bemerkungen
9. Eventuell Angabe einer Kontaktperson (mit Funktion)

Aus technischen Gründen konnte erst ein Teil der eingegangenen Informationen in diesem Heft veröffentlicht werden. Die Redaktion ist sich dessen bewußt, daß die hier publizierten Angaben nicht mehr unbedingt dem aktuellen Stand bei dem verzögerten Erscheinen dieses Heftes entsprechen müssen.

Die Redaktion

Das Archiwum Lewicy Polskiej in Warschau

1. Früheres Zentralarchiv des ZK der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei (PVAP), seit der Enteignung des Archivs im April 1990 durch einen Parlamentsbeschluß übernommen vom Staatlichen Archiv der Neueren Akten in Warschau (Archiwum Akt Nowych w Warszawie. VI Sekcja. Archiwum Lewicy Polskiej). Im Oktober 1991 wurden die gedruckten Bestände (u.a. die Arbeiterpresse) von der Parlamentsbibliothek (Biblioteka Sejmowa), übernommen.
2. bis Ende Dezember 1991: Archiwum Akt Nowych w Warszawie. VI Sekcja. Archiwum Lewicy Polskiej. Ul. Górnośląska 18, 00–484 Warszawa-Sejm. Ab Januar 1992: Archiwum Akt Nowych w Warszawie. VI Sekcja. Archiwum Lewicy Polskiej. Ul. Hankiewicza 1, 00–973 Warszawa.
   Die Druckbestände (u.a. Arbeiterpresse, Dokumentationsausgaben u.s.w.) wurden ab November 1991 eingegliedert in die Parlamentsbibliothek, Biblioteka Sejmowa. Ul. Górnośląska 18, 00–484 Warszawa-Sejm.
3. Zugänglich für Forscher.
4. Entstanden 1947 als Historische Abteilung des ZK der Polnischen Arbeiterpartei (PPR), nach Dezember 1948 als Historische Abteilung des ZK der PVAP, 1956 umgenannt in Institut für Geschichte der Partei beim ZK der PVAP (Zakład Historii Partii przy KC PZPR), 1971 geteilt in: 1) Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der PVAP und 2) Zentrales Archiv des ZK der PVAP. Im Herbst 1990 wurde die Akademie für Gesellschaftswissenschaften samt dem Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung aufgelöst und im April 1990 wurde das Archiv des ZK vom Staatlichen Archiv der Neueren Akten übernommen und als selbständige Kollektion als Archiv der Polnischen Linken (Archiwum Lewicy Polskiej) erhalten. Ende 1991 wurden aus dem Archiv die Druckbestände ausgesondert und der Parlamentsbibliothek (Biblioteka Sejmowa) übergeben und dort separat aufgestellt.
5. Die VI. Sektion des Archivs der Neueren Akten besitzt über 2 200 laufende Meter Archivalien (vor allem der polnischen Arbeiterparteien und Arbeiterorganisationen von den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts bis zur Auflösung der PVAP im Januar 1990). Die Bestände sind gegliedert in: a) Parteien und Organisationen, b) Nachlässe und Memoiren, c) Ikonographie, d) Mikrofilme.
6. Positiv: Die Bestände waren die ganze Zeit zugänglich und wurden 1990/91 erweitert durch die Übernahme des bis 1990 gesperrten inneren Archivs des Sekretariats des ZK der PVAP und der Papiere der Abteilungen des ehemaligen ZK der PVAP.
   Negativ: die Integrität des Archivs wurde zerstört durch die Übergabe der Drucksachen (u.a. der Sammlungen der legalen und illegalen Arbeiterpresse und der anderen Veröffentlichungen der Arbeiterparteien) an die Parlamentsbibliothek.
7. Nach der neusten Reorganisation (der Übergabe der Druckbestände der Parlamentsbibliothek) scheint die Situation sich zu stabilisieren.
8. Archiwum Akt Nowych w Warszawie.
   Dyrektor doc. dr habil. Bohdan Kroll
   Aleje Niepodległości 162
   02–554 Warszawa
   Tel.: 49 50 07

Feliks Tych

Die Vladimir Clementis Stiftung in Bratislawa

1. Ústav Marxizmu-Leninizmu Ústreného Výboru Komunistickej Strany Slovenska (Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Slowakei), vorübergehend umbenannt in: Ústav Sociálnych a Politických Teórií (Institut der Sozialen und Politischen Theorien); erneut umbenannt in: Nadácia Vladimíra Clementisa (Vladimir Clementis Stiftung)
2. Gunduličova 12, 816 10 Bratislava, Č.S.F.R.
   Tel.: 43-7-335-475; Fax: 43-7-333 755
3. Grundlagenforschung in den Bereichen Geschichte, Ökonomie, Soziologie, Politologie, Durchführung von Meinungsumfragen und/oder komplexen soziologischen empirischen Untersuchungen, Veranstaltung wissenschaftlicher Konferenzen und Seminare, kultureller und künstlerischer Ausstellungen, Veranstaltung politischer Diskussionen der Runden Tische.
4. Im Jahre 1948 wurde aufgrund eines Beschlusses des Slowakischen Nationalrats in Banská Bystrica ein Institut des Slowakischen Nationalen Aufstands gegründet. Unter bisher nicht ganz geklärten Umständen wurde Anfang der 50er Jahre aus diesem staatlichen ein Parteiinstitut: das Institut für Geschichte der Kommunistischen Partei der Slowakei. In den 70er Jahren wurde es umbenannt in Ústav Marxizmu-Leninizmu Ústredného Výboru Komunistickej Strany Slovenska (Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Slowakei, ÚML ÚV KSS). Im Jahre 1990 wurde das Institut aufgelöst. Seine Gebäude wurden von dem am 1. Mai 1991 neugegründeten Ústav Sociálnych a Politických Teórií (Institut der Sozialen und Politischen Theorien) übernommen und von der Kommunistischen Partei der Slowakei, jetzt umbenannt in Partei der Demokratischen Linken, finanziert. Am 1. Juli 1991 wurde das Institut aus finanziellen Gründen geschlossen. Es war beabsichtigt, die Bibliothek und Teile der Ausstattung der Vladimir Clementis Stiftung zu übertragen. Dies ist derzeit jedoch unmöglich, da weder Räume noch die erforderlichen Mittel zur Verfügung stehen, um den Bibliotheksbetrieb aufrechtzuerhalten. Seitens des Präsidiums des Slowakischen Nationalrats besteht ein großes Interesse, die Bibliotheksbestände als Grundstock für eine geplante Parlamentsbibliothek zu nutzen. Die Clementis Stiftung beabsichtigt, sich als Nachfolgerin des Instituts der Sozialen und Politischen Theorien auch in Zukunft Forschungsaufgaben zu widmen. Der Personalbestand der Stiftung umfaßt derzeit acht Stipendiaten und drei Angestellte.
5. Sämtliche Archivbestände wurden an das Staatsarchiv übergeben. Die Bibliothek — ca. 100 000 Bde — enthält Bestände zur Geschichte der Arbeiterbewegung in der Tschechoslowakei und zur Neueren und Zeitgeschichte der Tschechoslowakei. Erwähnenswert ist auch ein wichtiger Klassiker-Fond. Darüber hinaus wurde im letzten Jahrzehnt zunehmend ökonomische und soziologische Literatur angeschafft.
6. Dr. Svatopluk Zeman, Verwalter der Vladimir Clementis Stiftung (Adresse siehe unter 2.).

Svatopluk Zeman

Das Institut für Geschichte und Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung in Prag

In der ČSFR existiert gegenwärtig das Institut für Geschichte und Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung (Ústav dějin a teorií společenského rozvoje. Adr.: Politických Vězňu 9,11 000 Praha 1, ČSFR). Dieses Institut stellt die Nachfolgeorganisation aller ehemaligen mit gesellschaftswissenschaftlicher Lehre und Forschung befaßten Einrichtungen der damaligen Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KSČ) dar. Aufgrund der geringen finanziellen Mittel, die der heutigen Föderation der Kommunistischen Partei Böhmens und Mährens (KSČM) und der in der Slowakei wirkenden Partei der demokratischen Linken (SDL) zur Verfügung stehen, mußte der Personalbestand dieses Instituts nach etwa einjähriger Existenzdauer im April 1991 auf die minimale Zahl von sechs Mitarbeitern (verschiedene Fachrichtungen, darunter zwei Historiker) reduziert werden. In seiner gegenwärtigen Gestalt fungiert das Institut für Geschichte und Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung überwiegend als intellektuelle Dienstleistungseinrichtung für die leitenden Organe der Föderation der KSČM und der SDL. Die Mehrzahl der Mitarbeiter des Instituts wirkt als Berater der leitenden Funktionäre der Föderation. Gesellschaftswissenschaftliche Forschungen vermag das Institut unter den gegebenen Bedingungen in nur sehr begrenztem Maße zu realisieren. Die Forschungstätigkeit des Instituts wird darüber hinaus auch durch die unterschiedlichen Haltungen eingeschränkt, die die verschiedenen politisch-ideologischen Strömungen in der KSČM und der SDL, aber auch einzelne leitende Funktionäre, zur theoretischen Arbeit einnehmen. Die drückende finanzielle Situation sowie der Mangel an geeigneten Räumen

ermöglichten es nicht einmal, die von ihrem Bestand her in der ČSFR einmalige Institutsbibliothek interessierten Wissenschaftlern zugänglich zu machen.

Seit seiner Entstehung im Jahre 1990 bildete das Institut für Geschichte und Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung einen gewissen Kristallisationspunkt, um den herum sich eine Gruppe von Wissenschaftlern verschiedener Fachrichtungen sammelte, die überwiegend der mittleren und jüngeren Generation angehören und vor dem November 1989 in ihren Forschungen von den offiziellen politischen und wissenschaftlichen Strukturen des damals herrschenden Systems behindert wurden. Allerdings besaßen die meisten von ihnen wegen ihrer methodologischen Orientierung auch in der veränderten politischen und ökonomischen Situation keine Chance, in den staatlichen oder sogen. unabhängigen wissenschaftlichen Institutionen in der ČSFR tätig zu werden. Nach der personellen Reduktion des Instituts für Geschichte und Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung steht eine Reihe von ihnen vor der Entscheidung, als Arbeitslose bzw. Sozialhilfeempfänger in ihren Forschungen fortzufahren oder aber ihre wissenschaftliche Tätigkeit aufzugeben.

Im Ergebnis der einjährigen Arbeit am Institut sowie ihrer vorangegangenen bzw. weitergehenden Studien stehen diesen Wissenschaftlern heute Zwischenresultate verschiedener begonnener Projekte zur Verfügung, die bereits in diesem Stadium originelle Herangehensweisen und Gedanken dokumentieren. Die Fertigstellung dieser Projekte vermöchte sicher auch der wissenschaftlichen Öffentlichkeit des Westens Impulse zu vermitteln, die, wie in der Vergangenheit, so auch von den gegenwärtigen dortigen offiziellen Forschungseinrichtungen nicht zu erwarten sind, da deren Tätigkeit gleichfalls in bedrückendem Maße von ideologischen Vorurteilen und gedanklichem Schematismus gezeichnet ist. Die von uns begonnenen Projekte berühren vorrangig Probleme der kommunistischen und sozialdemokratischen Strömung in der Arbeiterbewegung, Probleme des sogen. realen Sozialismus und des Transformationsprozesses der gesellschaftlichen Strukturen in der ČSFR. Solche Fragen können die Wissenschaftler im Westen ohne Kenntnis der konkreten, unmittelbaren Realität — ganz abgesehen davon, daß auch sie von den herrschenden Ideologien ihres Systems beeinflußt werden — nur unvollkommen beantworten.

Um zu verhindern, daß das schöpferische Potential der um das Institut für Geschichte und Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung versammelten Wissenschaftler, sowie die bereits erreichten Zwischenresultate ihrer Forschungsarbeit verlorengehen, ist es erforderlich, ihnen finanzielle Hilfe zu gewähren, sei es in Form einer Stiftung oder mittels der Finanzierung konkreter Forschungsprojekte einzelner Wissenschaftler oder Forscherkollektive. Bei der Stiftung könnte es sich sowohl um eine bestehende, als auch um eine im Ausland oder in der ČSFR zu gründende Institution handeln. Auf jeden Fall wäre es wünschenswert, die eventuelle finanzielle Hilfe nicht einer bzw. mehreren politischen Parteien direkt zukommen zu lassen, da sie gegenwärtig — sofern sie zur Linken gehören — starken politischen Repressionen ausgesetzt sind. Es wäre günstiger, solche Formen der Unterstützung zu wählen, die eine maximale Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Forschung ermöglichen.

Die Initiativgruppe der oben erwähnten Wissenschaftler, die sich gegebenenfalls zu einem interdisziplinären Forschungsteam entwickeln könnte, ist in der Lage, die im Folgenden genannten Forschungsprojekte aus eigenen Kräften zu erarbeiten (Teilresultate liegen zumeist bereits vor) bzw. für deren Realisierung weitere Mitarbeiter zu gewinnen.

- Der Prozeß der Entfremdung der kommunistischen Partei von der Arbeiterklasse und den übrigen nichtprivilegierten Schichten in der Tschechoslowakei (unter besonderer Berücksichtigung des Zeitabschnitts des sogen. realen Sozialismus);
- Die historischen und sozialen Zusammenhänge der Entstehung der Gruppe der Partokraten in der kommunistischen Strömung der Arbeiterbewegung in der Tschechoslowakei. Die Rolle dieser Partokratie bei der Entstehung des Systems des sogen. realen Sozialismus;
- Entstehung, Entwicklung und Untergang des sogen. realen Sozialismus unter den Bedingungen der Tschechoslowakei. Entwicklung der Stellung, der Rolle und des Bewußtseins der Arbeiterklasse in diesem System;
- Die Realität und die möglichen künftigen Entwicklungstrends im Prozeß der Transformation der tschechischen und slowakischen Gesellschaft nach dem Untergang des sogen. realen Sozialismus. Risikofaktoren dieser Entwicklung, ihre internationalen Auswirkungen und Zusammenhänge;
- Die objektiven und subjektiven Ursachen des Auseinanderbrechens von Vielvölkerstaaten im Zusammenhang mit dem Untergang des sogen. realen Sozialismus (unter besonderer Berücksichtigung der Bedingungen in der Tschechoslowakei);
- Wurzeln und Ursachen der gegenwärtigen Welle des explosiven Nationalismus und Separatismus in den ehemaligen Ländern des sogen. realen Sozialismus (unter besonderer Berücksichtigung der

ČSFR). Die Rolle der früheren und gegenwärtigen herrschenden und privilegierten Schichten in diesem Prozeß und dessen Auswirkungen auf die Stellung und das Bewußtsein der Arbeiterklasse;
— Probleme und Grenzen der Demokratie in der ČSFR in der Vergangenheit und Gegenwart;
— Geschichte der Arbeiterbewegung in der ersten Tschechoslowakischen Republik;
— Die nationale Frage im Zeitraum der Existenz der ersten Tschechoslowakischen Republik und ihr Niederschlag in der Politik der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei und der Tschechoslowakischen sozialdemokratischen Partei;
— Die jüdische Frage in der Tschechoslowakischen Republik und in der Politik der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei;
— Die religiöse Frage und ihr Widerhall in der tschechischen und slowakischen Arbeiterbewegung;
— Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten der kommunistischen und sozialistischen Strömung innerhalb der tschechoslowakischen Arbeiterbewegung;
— Der Sozialismus in der ersten Tschechoslowakischen Republik und sein aktuelles Echo in der gegenwärtigen ČSFR.

Diese Problemkreise, zu denen wir in der Lage sind, sofort konkrete Projekte und Ausgangshypothesen vorzulegen, könnten natürlich auch auf Teilaspekte reduziert bzw. in Form interdisziplinärer Analysen unter besonderer Berücksichtigung historischer oder soziologischer Gesichtspunkte bearbeitet werden.
— Kontaktpersonen der Initiativgruppe der um das Institut für Geschichte und Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung versammelten Wissenschaftler sind:

Dr. Lenka Bobíková, ehem. wissenschaftliche Mitarbeiterin des Instituts für Marxismus-Leninismus des ZK der KPTsch, Abteilung Geschichte der KPTsch, später Mitarbeiterin des Instituts für Geschichte und Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung,
Tererova 1350, 149 00 Praha 4, ČSFR, Tel.: 7 91 54 22
Dr. Josef Heller, ehem. wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Weiterbildung der wissenschaftlichen Kader der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften, später Mitarbeiter des Instituts für Geschichte und Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung,
Ke škole 1397, 149 00 Praha 4, ČSFR, Tel.: 7 91 39 30

Lenka Bobíková

Die Bibliothek des ehemaligen Instituts für Marxismus-Leninismus in Prag

Der Bibliotheksbestand umfaßt 350 000 Bände. Er ist über einen Autoren-, einen thematischen und einen Zeitschriftenkatalog gut erschlossen. Gesammelt wurde Literatur zur sozialökonomischen und politischen Entwicklung im weitesten Sinne, aber auch zur Geschichte der Philosophie und zur Geschichte und Entwicklung der politischen Theorien und Ideologien vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Den Schwerpunkt bildet allerdings die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung. Geographisch steht die Region Mitteleuropa im Vordergrund: Deutschland, Österreich, die Böhmischen Länder, die Tschechoslowakei. Die Literatur über Österreich und die Böhmischen Länder ist nahezu vollständig vorhanden: Die Bestände der Zeitschriften dieser Länder seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart, und zwar sowohl sozialistische als auch nichtsozialistische, sind komplett. Daneben sind auch Privatbibliotheken berühmter Persönlichkeiten vorhanden, so z.B. die Bohumir Smerals, außerdem eine bedeutende Sammlung trotzkistischer Literatur, über die internationale Arbeiterbewegung und die Internationalen.
Der wertvollste Teil der Bibliothek wird in einem Tresor aufbewahrt: Es handelt sich dabei um Erstauflagen der Werke Marxens, Bücher aus seiner Privatbibliothek, die z.T. mit eigenhändigen Anmerkungen versehen sind. Darunter befindet sich auch eines der drei erhaltenen Exemplare der Erstausgabe des Kommunistischen Manifests. Der Tresor befindet sich im Gebäude des Kulturministeriums der Tschechischen Republik. Die meisten Bände sind bisher in den ursprünglichen Räumen der Prager Stadtsparkasse in der Rytířská Straße untergebracht. Sie sind jedoch schon verpackt und für den Transport vorbereitet. Ein Teil der Masaryk-Bibliothek, bisher vom Institut für Marxismus-Leninismus verwaltet und jetzt Eigentum des erneuerten Masaryk-Instituts, befindet sich immer noch im Depositarium in Zduchovice (in der Nähe von Kamýk n. Vlt.) und muß von dort abtransportiert werden.
Eine Reihe von Institutionen interessierte sich für die Bibliothek, in den letzten Monaten insbesondere die Karls Universität Prag. Keine der Institutionen, nicht einmal des Kulturministerium, verfügt jedoch über genügend Mittel, um die Bibliothek sicher und dauernd zu erhalten.

Auch wenn man annimmt, daß es sich bei einem Teil des Bibliotheksbestandes (ca. 100 000 von 350 000 Bänden) um Dubletten oder unbedeutenderes Schriftgut handelt, muß von einem Raumbedarf von ca.eintausend Quadratmetern und acht bis zehn Stellen für Personal ausgegangen werden.
Den Kern der Bibliothek bilden Restbestände der Sozialdemokratischen Bibliothek und der Bibliothek der Arbeiterakademie (insgesamt ca. 15 000 Bände). Auch wenn es sich nur um Reste handelt, so haben die Sozialdemokratische Partei (SDP) und die neugegründete Masaryk-Arbeiterakademie zweifellos einen moralischen Anspruch auf die Bibliothek. Zweifellos ist die Sozialdemokratische Partei auch moralisch verpflichtet, zur Rettung dieses großen Kulturschatzes, der auch international erhebliche Bedeutung besitzt, beizutragen. Da die SDP jedoch nicht in der Lage ist, die Bibliothek zu übernehmen und zu unterhalten, bemüht sie sich, in- und ausländische Institutionen für eine Rettungsaktion zu gewinnen. In der Tschechoslowakei handelt es sich dabei vor allem um das Kultusministerium, die Nationalbibliothek und die Karls Universität, international um Institutionen wie die Friedrich-Ebert-Stiftung in Deutschland, das Karl-Renner-Institut in Österreich, das Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis in den Niederlanden und die UNESCO.
An die Mitgliedsinstitutionen der ITH ergeht in diesem Zusammenhang die dringende Bitte, die Bemühungen zur Rettung der Bibliothek zu unterstützen, sobald sich die SDP der Tschechoslowakei und die Masaryk-Arbeiterakademie an sie wenden werden.

Zdenék Šolle

Zur Situation in Bulgarien

Die tiefen demokratischen Veränderungen, die sich in Bulgarien nach dem 10. November 1989 vollzogen, haben eine große Bedeutung und einen starken Einfluß auf die sozialgeschichtliche Forschung einschließlich der Geschichte der Arbeiterbewegung. Es entstanden vor allem günstige Voraussetzungen für eine seriöse wissenschaftliche Arbeit von Historikern, Soziologen etc., befreit von der Kontrolle und den Dogmen der kommunistischen Ideologie. Besonders wichtig für die Entwicklung der Forschung auf dem Gebiet der Geschichte der Arbeiterbewegung ist der derzeitige Zustand und die künftige Perspektive der drei bedeutenden Institutionen — Institut für Sozialgeschichte, Zentrales Parteiarchiv und Bibliothek, die mehr als 30 Jahre unter der Kontrolle der kommunistischen Partei [heute Bulgarische Sozialistische Partei (BSP)] funktioniert haben.
Das Institut für Sozialgeschichte (früher — Institut für Parteigeschichte) wurde im Jahre 1990 reorganisiert, erhielt eine neue Struktur, ein neues Profil und eine neu gewählte Leitung. Heute sind dort 40 Personen tätig (gegenüber 120 vor 1989). Infolge der allgemeinen Depolitisierung und Deideologisierung der Ausbildung im Lande wurden alle ideologisch überfrachteten Lehrstühle „abgewickelt", so daß das Institut für Sozialgeschichte praktisch das einzige Zentrum für die Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung ist. Seine Unterstützung seitens der BSP ist jedoch sehr unsicher, und es ist mit großen finanziellen Schwierigkeiten konfrontiert. Bedroht sind die internationalen Kontakte, Wissenschaftler- und Literaturaustausch wegen Mangel an Devisen (und das ist sehr wichtig für ein kleines Land wie Bulgarien).
Die Bibliothek, die heute an das Institut für Sozialgeschichte angegliedert ist, enthält einen der größten Bestände bulgarischer und ausländischer sozial-politischer Literatur in Bulgarien.
Neben einem Buchbestand von etwa 500 000 Bänden, 2 000 Zeitungen und 200 Zeitschriften besitzt die Bibliothek einen Archiv-Fond von 10 000 Büchern einschließlich der ersten sozialistischen Publikationen des 19. Jahrhunderts und wertvolle Privatbibliotheken, wie die Bücher- und Zeitungssammlungen von Georgi Dimitroff (16 000 Bände), Wassil Kolaroff (12 000 Bände), Christian Rakovsky etc., die auch international bedeutsam sind. Inzwischen wird jedoch die emotional und politisch motivierte Forderung erhoben, die Bibliothek der totalitären Partei zu enteignen, die Bestände aufzuteilen und verschiedenen Institutionen und Bibliotheken zu übergeben.
Ähnlich verhält es sich mit dem Parteiarchiv. Seine 330 Archivfonds mit ungefähr 100 000 Archiveinheiten, 1 500 Mikrofilme, mehr als 3 000 Memorienmanuskripte und 50 000 Fotos sind seit fast zwei Jahren der Forschung zugänglich. Dies sollte als Zeichen der Demokratisierung der BSP gelten. Das Archiv ist aber praktisch blockiert wegen eines Streits auf politischer Ebene: Die Fortexistenz des Archivs ist verknüpft mit der umstrittenen Frage, was als Parteieigentum der BSP (als Nachfolgerin der BKP) anzusehen ist, ein Problem, das in Bulgarien — im Unterschied zu anderen ehemals kommunistischen Ländern — noch nicht gelöst ist. In diesem Zusammenhang wurden die Verstaatlichung des Parteiarchivs und die Aufteilung der Archivfonds auf die verschiedenen Abteilungen des Staatsarchivs verlangt. Die juristische Grundlage für ein derartiges Vorgehen wurde mit dem Regierungsbeschluß

Nr. 127 vom 4. Juli 1991 geschaffen. Die BSP, die sich bereits Anfang 1990 bereiterklärt hatte, Dokumente ,,gemischten Charakters", d.h. parteilich-staatlicher Provenienz, dem Staatsarchiv zu übergeben, hat im September 1991 eine offizielle Klage mit dem Ziel eingereicht, den Regierungsbeschluß Nr. 127 zu modifizieren. Das Ergebnis des Rechtsstreits steht noch aus. Es besteht die Gefahr, daß sowohl das Zentrale Parteiarchiv als auch die Bibliothek für die Forschung über längere Zeit nicht benutzbar sind, abgesehen davon, daß nicht sicher auszuschließen ist, daß Dokumente inzwischen ,,verschwinden" oder vernichtet werden. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an den Brand im Parteihaus im Zentrum von Sofia im August 1990, dem wertvolle Materialien zum Opfer fielen.

Das Institut für Sozialgeschichte braucht in Zukunft eine Struktur, die

1.) gesetzlich fundiert ist und parteipolitische Einflußnahme ausschließt;
2.) den Gesamtbestand des Parteiarchivs sichert und das international praktizierte Provenienzprinzip beachtet;
3.) den Zugang für in- und ausländische Forscher verbindlich garantiert;
4.) Archiv und Bibliothek als zwei funktionierende Teile in einem Forschungsinstitut vereint.

Unter Beachtung der Erfahrungen anderer europäischer Länder unterstützt das Institut eine Lösung in Form einer parteipolitisch neutralen Stiftung, unter deren Dach Forschungsinstitut, Archiv und Bibliothek gemeinsam ihre Tätigkeit optimal entfalten könnten. Der Erforschung eines Komplexes kommt dabei außerordentliche Priorität zu: das Phänomen unserer Zeit — Ursprung und Quellen, Aufstieg und Zerfall des kommunistischen Regimes, des sogen. realen Sozialismus — zu entschlüsseln.

(Adr.: Institut für Sozialgeschichte, Sofia 1635, ,,Pionerski put" Nr. 21; Tel.: 2-56 51 19; Direktor: Nikola Avreiski).

Jivka Damjanova

NEUES MITTEILUNGSBLATT DES ,,FÖRDERKREISES"

Anfang April 1992 erschien die Nr. 1 der ,,Mitteilungen des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung", Berlin. Als Herausgeber zeichnet Henryk Skrzypczak, für die Redaktion Elrun Dolatowski (Bezugsadresse: Förderkreis . . ., Wilhelm-Pieck-Str. 1, O–1054 Berlin).

Das Heft enthält aktuelle Informationen über die Novellierung des Bundesarchivgesetzes, das damit die Errichtung einer unselbständigen ,,Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR" vorsieht, über die Situation einzelner Archive und Bibliotheken im In- und Ausland, über Initiativen zur Rettung gefährdeter Bestände und Projekte, über Fachliteratur und Veranstaltungen.

Beeindruckend der im Faksimile (10 Ms.-S.!) publizierte Brief Thomas Manns an Walter Ulbricht vom 19. Juni 1951, in dem er für in den sogen. Waldheim-Prozessen Verurteilte um Gnade bittet: ,,Unbegnadet ist der starre Wahn, allein die ganze Wahrheit und das Recht auf unerbittliche Grausamkeit zu besitzen. Wer aber Gnade uebt, der wird Gnade finden."

Gunter Krüschet

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Historische Kommission zu Berlin, IWK Redaktion, Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38, Telefon (030) 81 60 01 41, Telefax (030) 81 60 01 34

MITTEILUNG ÜBER EIN PROJEKT | **ÜBER DEN STAND EINES BEREITS ANGEZEIGTEN PROJEKTS** Titelverzeichnis Nr. ....

1. **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z.B. Institut, Referat, Fachbereich Lehrstuhl)*

__ Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des durchführenden Forschers. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des Betreuers.

2.1 Bearbeiter. Vor- und Zuname, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des Betreuers (Doktorvater o.ä.):

4. **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges.....

5. **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6. **Art** (Mehrfachankreuzen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐	Gutachten ..... ☐	Edition ..... ☐
geförderte Forschung .... ☐	Habilitationsschrift .. ☐	Monographie ..... ☐
Eigenprojekt von **1.** ..... ☐	Dissertation ..... ☐	Aufsatz ..... ☐
Eigenprojekt von **2.1** ..... ☐	Diplomarbeit ..... ☐	sonstiges .....
Staatsexamensarbeit ..... ☐	Magisterarbeit ..... ☐	.....

7. Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber ?** ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift angeben:

8. Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit ? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage **1** genannte Institution ..... ☐	andere Geldgeber ... ☐	..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter ..... ☐		
Auftraggeber ..... ☐	.....	.....
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐	Stipendium ..... ☐	..... Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG .... ☐		
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐		

9. (Arbeits-) **Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-) Titel:

10.1 ggf. **Zeitraum** (z.B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

10.2 ggf. **Geographischer Raum** (z.B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

11.1 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

12. Liegen aktuelle (Teil-) **Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z.B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

13. Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-) **Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

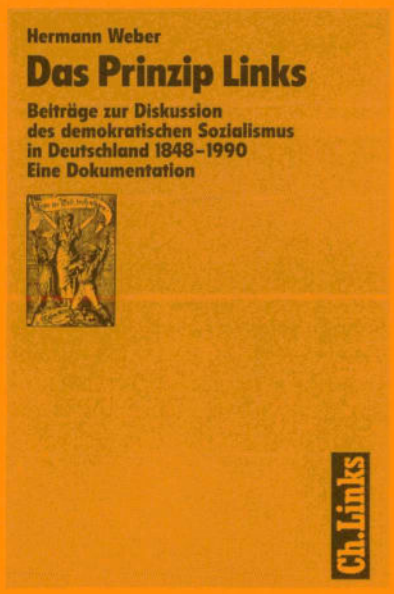
14. **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16. **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

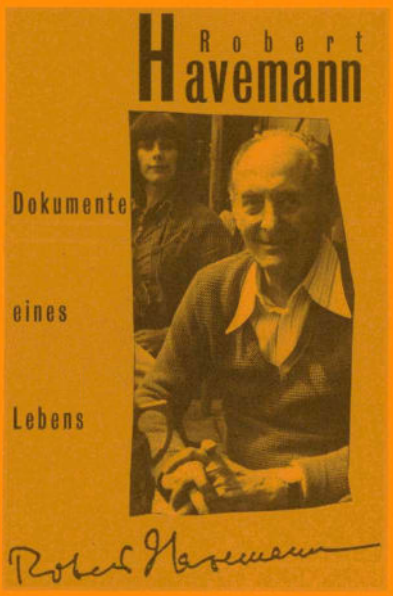
....
(Ort, Datum) (Unterschrift)

Sachbücher zur Zeitgeschichte

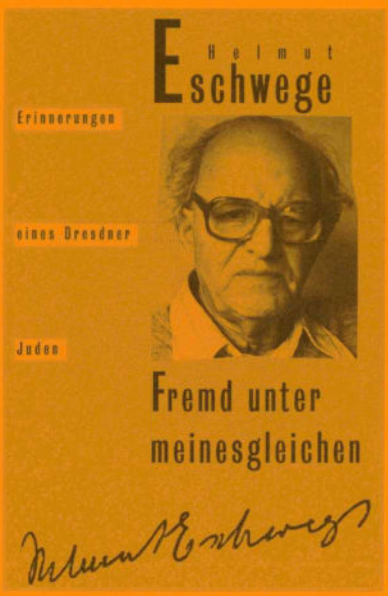


352 Seiten, Broschur, 13 x 20 cm
ISBN 3-86153-031-7, 24,80 DM

400 Seiten, Broschur, 13 x 20 cm
ISBN 3-86153-003-1, 24,80 DM



312 Seiten, 30 Fotos, zahlreiche Faksimiles, Festeinband mit Schutzumschlag, 13 x 20 cm
ISBN 3-86153-022-8, 38,00 DM



288 Seiten, 15 Fotos, zahlreiche Faksimiles, Festeinband mit Schutzumschlag, 13 x 20 cm
ISBN 3-86153-023-6, 34,00 DM

Ch. Links Verlag, Zehdenicker Straße 1, O-1054 Berlin

Postvertriebsstück
Zeitungsdrucksache
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt

Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D 1000 Berlin 38

Inventar zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in den staatlichen Archiven der Bundesrepublik Deutschland

Begonnen von Walter Momper
Herausgegeben im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin
von Heinz Boberach, Wolfram Fischer, Peter Lösche

Reihe C: Überlieferungen der Stadtstaaten

Band 1: Staatsarchiv Bremen

Bearbeitet von Werner Garbas und Margot Müller
unter Mitarbeit von Peter Fricke und Henning Fülle

1991. Groß-Oktav, XXX, 262 Seiten, Efalin, DM 168,—

Die Sektion für die Geschichte der Arbeiterbewegung der Historischen Kommission zu Berlin beschäftigt sich schon lange mit der Erstellung des genannten Inventars. Dabei ist der Begriff der Arbeiterbewegung weitgespannt. Er umfaßt die organisierte Arbeiterschaft von den Anarchisten bis zur Deutschen Arbeitsfront (DAF), aber auch die Unorganisierten innerhalb eines Zeitraums, der sich von etwa 1830 bis 1945 erstreckt und alle historischen Abläufe und Ereignisse einbezieht, an denen das Proletariat beteiligt war. An Sachthemen werden berücksichtigt: Genossenschaften, Ausbildungsstätten, die Mitwirkung der Arbeiterbewegung in öffentlichen Institutionen, genuine Arbeiterselbsthilfeorganisationen, die soziale und materielle Lage der Arbeiterschaft, der Arbeiterschutz, die Arbeiterfürsorge, Wahlen und Abstimmungen sowie alle Akten zur Lage der Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen im Ersten und Zweiten Weltkrieg.
Das gesamte Inventar ist in mehrere Reihen gegliedert. Die Reihe A umfaßt die Überlieferung der zentralen Reichs- und preußischen Archive. Reihe B verzeichnet die Überlieferungen der Flächenstaaten in den Staatsarchiven der alten Bundesländer. Die Inventare der Stadtstaaten bilden die Reihe C. Es bleibt zu hoffen, das das Gesamtinventar bald durch die Reihe D komplettiert wird, in der die Überlieferungen der neuen Bundesländer publiziert werden sollen.
Von den übrigen Bänden des Inventars unterscheidet sich der vorliegende Band durch seinen ungewöhnlichen Umfang. Das liegt nicht nur daran, daß Bremen ein Schwerpunkt der deutschen Arbeiterbewegung war, sondern daß im dortigen Archiv als Ergebnis der Eigenstaatlichkeit staatliche und städtische Archivalien vereinigt sind.

Colloquium Verlag GmbH, Lützowstraße 105, 1000 Berlin 30,
Tel.: 030/261 14 02/261 14 03